UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Geschichtsschreibung oder Roman?

Süßmann, Johannes

Stuttgart, 2000

urn:nbn:de:hbz:466:1-75081

Visual Library

JOHANNES SÜSSMANN

GESCHICHTSSCHREIBUNG ODER ROMAN?

ZUR KONSTITUTIONSLOGIK VON GESCHICHTSERZÄHLUNGEN ZWISCHEN SCHILLER UND RANKE (1780–1824)

FRANZ STEINER VERLAG STUTTGART

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

FRANKFURTER HISTORISCHE ABHANDLUNGEN
BAND 41

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

FRANKFURTER HISTORISCHE ABHANDLUNGEN

HERAUSGEGEBEN VON JOHANNES FRIED, LOTHAR GALL,
NOTKER HAMMERSTEIN, HERIBERT MÜLLER, ULRICH MUHLACK,
WERNER PLUMPE, MARIE-LUISE RECKER, LUISE SCHORN-SCHÜTTE

BAND 41

FRANZ STEINER VERLAG STUTTGART
2000

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

JOHANNES SÜSSMANN

GESCHICHTSSCHREIBUNG ODER ROMAN?

ZUR KONSTITUTIONSLOGIK VON GESCHICHTSERZÄHLUNGEN ZWISCHEN SCHILLER UND RANKE (1780–1824)

FRANZ STEINER VERLAG STUTTGART
2000

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

11
CHJ
3627

Universitätsbibliothek Paderborn 33

011/10434

Die Deutsche Bibliothek - CIP-Einheitsaufnahme
Süßmann, Johannes:
Geschichtsschreibung oder Roman? : zur Konstitutionslogik von Geschichtserzählungen zwischen Schiller und Ranke (1780 – 1824) / Johannes Süßmann. – Stuttgart : Steiner, 2000
(Frankfurter historische Abhandlungen ; Bd. 41)
ISBN 3-515-07589-5

ISO 9706

Jede Verwertung des Werkes außerhalb der Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist unzulässig und strafbar. Dies gilt insbesondere für Übersetzung, Nachdruck, Mikroverfilmung oder vergleichbare Verfahren sowie für die Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen. Gedruckt mit Unterstützung der Deutschen Forschungsgemeinschaft. Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier. © 2000 by Franz Steiner Verlag Wiesbaden GmbH, Sitz Stuttgart. Druck: Druckerei Peter Proff, Eurasburg.
Printed in Germany

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

INHALTSVERZEICHNIS

Dank 9

Einleitung: Für eine Textsortenlehre der Geschichtsliteratur 11

Erste Bestimmung der Geschichtsschreibung zwischen Geschichtswissenschaft und Geschichtskultur (11–13) – Ihren Pionierjahren in Deutschland ist die Untersuchung gewidmet (13–17) – Die Geschichtsschreibung stellt eine historiographische Textsorte unter vielen dar: zum Begriff der Textsorte und seiner geschichtstheoretischen Bedeutung (17–19) – Das Vorgehen in dieser Arbeit: Charakterisierung der Quellen und des Umgangs damit (19–21) – Die Geschichtsschreibung als erzählende Darstellung: das verwendete Erzählmodell und die Frage der Fiktionalität (21–23) – Sein Verhältnis zur neueren Erzählforschung: zum Erzählbegriff der Ideologiekritiker (Wehler, Jauß: 23–26), der Narratologen (Baumgartner, Rüsen: 26) und der Postmodernen (White: 28).

I. Die Krise der Geschichtsdarstellung in der Aufklärung 33

Die Suche der Aufklärer nach dem „wahren Geschichtschreiber": seine Kennzeichnung durch Lessing (33), Posselt (34) und Gatterer (35); die Sackgasse des „pragmatischen" Erzählens (35) – Die Aufklärer fordern die Verbindung von moderner Kritik und antiker Darstellung, die historiographiegeschichtliche Forschung hat diese Forderung bislang nicht beachtet (40) – Die traditionelle Darstellungsaufgabe der Historie: ihre historischen Bedingungen, ihre Theorie, ihre Entwicklung (42–47) – Ihre Krise in der Neuzeit und die Kritik der Pyrrhonisten (47–51): Descartes (51), Rousseau (51), Malebranche (52) – Als Reaktion auf die Krise entsteht die moderne historische Kritik: als antiquarische Forschung (53) und als Geschichtsphilosophie (55) – Die deutschen Aufklärungshistoriker üben Kritik an der *historia perpetua*, ohne sie ersetzen zu können: Chladenius (57), Baumgarten (60), Gatterer (62) – Überall wird das Fehlen von Darstellungen beklagt, Heeren nennt sozialgeschichtliche Gründe dafür (63) – Diese ändern sich am Ende des 18. Jahrhunderts ebenso (66) wie die erkenntnistheoretischen durch die transzendentalphilosophische Neubestimmung der Historie bei Herder und Kant (70).

II. Schillers Neubegründung der Geschichtsschreibung 75

Schillers niederländische Geschichte antwortet auf die beschriebene Krise (75) – Produktionsästhetik und Programm: Aufwertung der Einbildungskraft (77), ihre Bedeutung für Schillers Geschichtstheorie (79), Vergleich mit Humboldt (82), die Revolution der Darstellung (83) – Löst der Text dieses Programm ein? Analyse von Titel und Anfang (86), Zeitgestaltung (87), Erzählphasengliederung (88), Fabel (92), Figurengestaltung (92), Erzählinstanz (98), ihrer Stellung zum Erzählten (100), ihren Werturteilen (103) – Zutage tritt eine Parabel ohne Lehre, ihre Botschaft ist die Darstellung selbst (105) – Neben wissenschaftlichem Gebrauchstext, philosophischem Essay und Roman begründet Schiller eine moderne Geschichtsschreibung (106) – Deren Vorbilder (109) – Schillers Mitstreiter: Johannes Müller, Spittler, Woltmann, Raumer (111).

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

III. Der Geschichtsroman von Wieland bis Arnim 113

Historia statt *fabula*: der Aufklärungsroman sucht Wirklichkeit; Schillers Erzählungen (113), Wielands Vorrede zum *Agathon* (117) – Der Begriff des „historischen Romans" und die poetologische Kontroverse um ihn (120) – Das Strukturproblem der Geschichtsdichtung: äußere Richtigkeit oder innere Stimmigkeit? (123) – Wielands Antwort (123), Vergleich mit Lessing (124) und verschiedenen Theoretikern des historischen Romans (127) – Dabei zeigt sich ein ganzes Spektrum möglicher Antworten; die Forschung hat es bislang kaum zur Kenntnis genommen: Kritik an ihrer Definition des Geschichtsromans (131) wie an ihrer Fixierung auf die Epoche Walter Scotts (131) – Plädoyer für eine Erweiterung von Gattungsbegriff und Gattungsgeschichte (135) – Der Geschichtsroman der Aufklärung: allgemeine Kennzeichen, Forschungsprobleme (139) – Versuch einer inhaltsbezogenen, geistesgeschichtlich orientierten Typologie: der Antikenroman (142), der Ritterroman (145), der Geschichtsroman Benedikte Nauberts (152), der historisierende Künstlerroman (156) – Strukturell ist auch der Geschichtsroman der Romantik mit dem der Aufklärung verwandt durch beider Dualismus von sichtbarer und unsichtbarer Geschichte (160) – Arnims *Kronenwächter* im Urteil Jacob Grimms (163): der entstehende Historismus und das philologische Interesse an der mündlichen Überlieferung entziehen dem dualistischen Geschichtsroman die Grundlagen (165) – Zusammenfassung: der Geschichtsbezug des autonomen, des didaktischen und des unterhaltenden Romans (166).

IV. Kleists *Michael Kohlhaas* und die Poetik der historisierenden Fiktion 171

Die Erzählung repräsentiert die maximale Angleichung der Dichtung an die Historie, aber stellt sie tatsächlich Geschichte dar? (171) – Textanalyse: der Gebrauch der Eigennamen (172), Synkretismen und Anachronismen (175), Prinzip des Namensgebrauchs in der Geschichtsdichtung (175), „Luther" (177), die übrigen Personennamen (181), der vermeintliche Quellenbezug (184), seine innere Brüchigkeit und verweigerte Nachprüfbarkeit (186) – Die Kennzeichen der Fiktionalität und des historisierenden Scheins (187), dessen politische Funktion (190) – Kleists Erzählung in der Entwicklung der Geschichtsdichtung (193) – Fontanes Urteil (194) – Kleists Beitrag zur Poetik der Geschichtsdichtung insgesamt: Er bringt an den Tag, daß auch der realistische historische Roman keine Geschichtsdarstellung ist (195) – Dessen Eigenrecht und Komplementärverhältnis zur Historie: A.W. Schlegel, Novalis (197).

V. Ranke oder Die Mimesis der Ideen im historischen Material 199

Die Literarisierung der Historie bei den Romantikern: ihre Betrachtung als „Kunst" (199), in Wechselwirkung mit der Forschung (201) und der Philosophie: Kant (203), Fichte (205), F. Schlegel (206); transzendentale Erneuerung der Heilsgeschichte: Schleiermacher (208) – Die romantische Theorie der Geschichtsdarstellung: Unterscheidung verschiedener historiographischer Textsorten (210), die Theorie der erzählenden Darstellung bei A.W. Schlegel (211), Schelling (213) und Niebuhr (213) – Wie steht Rankes Erstlingswerk zu diesen Theorien? Immer noch wird es durch seine Wirkungsgeschichte verdeckt (215) – Kritik an der bisherigen Forschung, Gründe für das eigene Vorgehen (220) – Analyse der Eingangspassage (223), der Zeitgestaltung (225), des Handlungsraums (227), der Akteure: Völker (228), Dynastien (231), Einzelne (233), der Erzählperspektive (238) und der Erzählinstanz (241): Gottes Finger in der Geschichte (243) – „Zeigen, wie es eigentlich gewesen" (248) – Erör-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

terung der ungelösten Darstellungsprobleme (249): die Forschung entzieht der archaisierenden Darstellung die Grundlage (252) – Das Verhältnis von Wissenschaft und Kunst bei Ranke und in der heutigen Ranke-Interpretation (253).

Schluß: Keine Angst vor Clio 257

Die Geschichtsschreibung vollzieht weder eine Fiktionalisierung der Historie (257), noch deren Ästhetisierung (260), sie ist eine „sensitive Repräsentation von Welt" im Sinne Baumgartens, ein Analogon zur begrifflich hypothetischen Konstruktion (263).

Literaturverzeichnis 267

Abkürzungen (267), Quellen (267), Forschungsliteratur (275).

Register 291

Personen (291), Begriffe (294).

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

DANK

Die hier vorgelegte Untersuchung wurde im April 1998 vom Fachbereich Kommunikations- und Geschichtswissenschaften der Technischen Universität Berlin als Dissertation angenommen. Für den Druck habe ich sie geringfügig überarbeitet und ergänzt. Ermöglicht wurde sie durch zahlreiche Menschen, die mich während der Arbeit unterstützten. Ohne ihre vielfältigen Anregungen, ohne ihre Geduld während der immer wieder erforderlichen Klausurphasen wäre sie niemals zustande gekommen. Ihnen allen sei an dieser Stelle herzlich gedankt.

Freigestellt für ausufernde Recherchen und konzentriertes Formulieren haben mich meine Eltern und die Studienstiftung des Deutschen Volkes. Ihre großzügige Förderung ermöglichte eine Intensität der Arbeit, die sonst nicht zu erreichen gewesen wäre.

Unter den zahlreichen Anregern der Arbeit ist zuerst ihr germanistischer Gutachter Professor Dr. Conrad Wiedemann (Berlin) zu nennen. Sein Zutrauen in das Vorhaben, sein Ratschlag auf meinen Wegen und Umwegen, seine Querfragen waren für den Fortgang der Arbeit unentbehrlich. Durch verläßliche Betreuung hat er mir über manche Krise hinweggeholfen. Mein akademischer Lehrer Professor Dr. Ulrich Muhlack (Frankfurt am Main) hat die historiographiegeschichtliche Fragestellung der Untersuchung angeregt. Seinen Veranstaltungen entsprang die Idee dazu, seine Seminare boten eine Fülle von Einsichten, die in die Arbeit eingeflossen sind. Erst die Pünktlichkeit seiner Begriffe hat die Ausschweifungen dieser Untersuchung möglich gemacht. In einem fortgeschrittenen Stadium der Arbeit eröffnete mir Professor Dr. Johannes Fried (Frankfurt) durch eine Reihe unvergeßlicher Gespräche Einblick in konkrete gesellschaftliche Bedingungen heutiger Geschichtsschreibung. Herrn Professor Dr. Lothar Gall verdankt die Arbeit ihre Aufnahme in die *Frankfurter Historischen Abhandlungen*, die Deutsche Forschungsgemeinschaft hat durch eine großzügige Beihilfe den Druck unterstützt.

Zwei Doktorandenkolloquien der Studienstiftung, das Berliner Kolloquium von Professor Wiedemann, das Frankfurter Kolloquium der Professoren Muhlack und Hammerstein sowie das Adalbert-Erler-Kolloquium boten Gelegenheit, Teile der Studie zur Diskussion zu stellen; zahlreiche Hinweise der Teilnehmer sind in die Arbeit eingegangen. Viele Kollegen und Freunde haben Kapitel der Arbeit gelesen und eingehend kritisiert. Für ihre Diskussionsfreude, ihre Verbesserungen und ihren Zuspruch danke ich Dr. Gabriele Dürbeck, Dr. Gundula Grebner, Michael Maaser, Dr. Peter Scholz und PD Dr. Gerrit Walther.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Mein innigster Dank aber gilt Christine Erzepky. Nicht nur hat sie mit mir mehrere Jahre lang ein Leben mit Dissertation geteilt, ihre Klarheit, ihr Ausdrucksvermögen, ihre Ansprüche haben Sprache und Stil dieser Arbeit entscheidend geprägt.

Frankfurt am Main, im Frühjahr 2000 Johannes Süßmann

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

EINLEITUNG:
FÜR EINE TEXTSORTENLEHRE DER GESCHICHTSLITERATUR

Hätten wir eine Geschichtsschreibung, wir wüßten besser, was das ist. Was wir kennen, was wir lesen, was unsere Vorstellung prägt, sind historiographische Gebrauchstexte aller Art. Da sind die gelehrten, hochspezialisierten Untersuchungen, von Fachhistorikern für Fachhistoriker geschrieben. Da sind die Überblicksdarstellungen und Forschungssynthesen – nur weil sie auf ein größeres Publikum zielen, gelten sie oft schon als Historiographie. Da sind die Popularisierungen geschichtlichen Wissens, die Biographien, Feuilletons, Bildbände, Lehr- und Jugendbücher. Und da sind nicht zuletzt die politischen Pamphlete, die Enthüllungs-, Anklage- und Sensationsschriften. Wir kennen sie zur Genüge. Auch die Berichte der historischen Akteure kennen wir, Erinnerungen von Tätern und Opfern, Tagebücher und Memoiren. Aber ist das Geschichtsschreibung? Im strengen, im eigentlichen Sinn des Worts? Was soll das sein, Geschichtsschreibung, was macht sie aus, was bedingt sie? Diesen Fragen ist die vorliegende Arbeit gewidmet.

Die soeben vorgenommenen Unterscheidungen weisen auf ein erstes Ziel dieser Arbeit voraus. Sie sucht nach Kriterien – möglichst wenigen, möglichst einfachen, möglichst klaren –, die es gestatten, das weite Feld der Geschichtsliteratur auszumessen. Sie strebt nach einer Verständigung über bestimmte Gattungsbegriffe. Sie begreift sich als Beitrag zu einer Textsortenlehre des historischen Erzählens.

Hinter diesem pragmatischen Interesse steht ein zweites, ein (geschichts-)theoretisches. Gefragt werden soll nämlich nach den erkenntnistheoretischen Implikationen der verschiedenen Textmerkmale, gefragt werden soll nach dem erkenntnistheoretischen Status der verschiedenen Textsorten. Gibt es Merkmale innerhalb der Texte, die wissenschaftliche von unwissenschaftlichen Darstellungen unterscheiden? Wie steht die Geschichtsschreibung zu dieser Opposition? Was bedeutet es für den Status von Geschichtsliteratur, wenn darin erzählt wird? Was heißt das überhaupt: Geschichte erzählen? Rückt die erzählerische Darstellung die Texte nicht automatisch in die Nähe der Fiktion: der Dichtung, des historischen Romans? Oder sind auch Geschichtserzählungen immer Kennzeichen eingeschrieben, die den kundigen Lesern ohne Kenntnis des Autors, des Titels, der Aufmachung zu bemerken gestatten, ob es sich um einen Roman oder um Geschichtsschreibung handelt?

Angeregt sind diese Fragen durch ein Gegenwartsinteresse, diskutiert werden sollen sie an einem historischen Gegenstand. So wenig die Universi-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

tätshistoriker sich heute über mangelndes Gehör beklagen können, so irritierend sind die Erfahrungen, die sie bei ihren Aktivitäten machen. Nicht ihre wissenschaftliche Literatur ist es, auf der ihre Resonanz in der Öffentlichkeit beruht, sondern die vielfältige Beratungstätigkeit, zu der ihre Forschung sie qualifiziert: für Verlage und die Medien; bei der Gestaltung von Großausstellungen und von Denkmälern; bei Gedenktagen und in politischen Kontroversen. Hier, in diesem Bereich, werden die populären Geschichtsbilder geprägt – mit künstlerisch sinnlichen Mitteln eher als mit argumentativen; getrieben durch politische und moralische Fragen eher denn durch Wahrheitsfragen; behandelt als Sache, die die Menschen bewegt, nicht *sine ira et studio*. Hier, in diesem Bereich – neuerdings als Erinnerungs- oder Geschichtskultur bezeichnet und selbst zum Gegenstand der Forschung gemacht[1] – finden die gesellschaftspolitischen Debatten über den Umgang mit der Vergangenheit statt; der Historiker-Streit oder die Debatte um das Holocaust-Mahnmal sind dafür nur die sinnfälligsten Beispiele. Hier werden die Weichen gestellt für politische Entscheidungen, die durch die Errichtung von Museen etwa oder die Stillegung ganzer Forschungszweige auf die Geschichtswissenschaft zurückwirken.

Wie also sollen die Historiker sich zu diesem Bereich verhalten:[2] distanziert und kritisch? den politischen, moralischen und ideologischen Interessen der Gesellschaft das Erkenntnisinteresse der Wissenschaft aufklärerisch ent-

1 S. die zahlreichen Sammelbände zu diesem Thema, etwa *Memoria als Kultur*. Hrsg. v. Otto Gerhard Oexle (= Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte. 121). Göttingen 1995; *Commemorations. The Politics of National Identity*. Hrsg. v. John R. Gillis. Princeton 1994; *Memoria. Vergessen und Erinnern*. Hrsg. v. Anselm Haverkamp und Renate Lachmann unter Mitwirkung von Reinhart Herzog (= Poetik und Hermeneutik. 15). München 1993; *Mnemosyne. Formen und Funktionen der kulturellen Erinnerung*. Hrsg. v. Aleida Assmann und Dietrich Harth. Frankfurt 1991; *Kultur und Gedächtnis*. Hrsg. v. Jan Assmann und Tonio Hölscher. Frankfurt 1988; *Les lieux de mémoire*. Hrsg. v. Pierre Nora, 7 Bde. Paris 1984-92. Das vielfältige Interesse an diesem Thema dokumentiert auch die Einrichtung des Gießener Sonderforschungsbereichs *Erinnerungskulturen*. Von einer konsistenten Theorie der kulturellen Erinnerung sind diese Forschungsansätze allerdings noch weit entfernt. Das bestätigt neuerdings Aleida Assmann: *Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses*. München 1999.

2 Den Strukturkonflikt zwischen Geschichtsforschung und gesellschaftlicher Erinnerung konstatiert bereits Nietzsche. Alfred Heuss diskutiert ihn als *Verlust der Geschichte* (Göttingen 1959). Hans-Ulrich Wehler sieht in der Kritik des Gedenkens eine Aufgabe der Historie (Gedenktage und Geschichtsbewußtsein. In: *Verstehen und Verständigen*. Hrsg. v. Hans-Jürgen Pandel (= Jahrbuch für Geschichtsdidaktik. 2). Pfaffenweiler 1991, S. 197–214). Dagegen betrachtet Peter Burke die Historie als eine Funktion des Gedenkens (Geschichte als soziales Gedächtnis. In: *Mnemosyne*, S. 289–304). Daß sie dieses betreuen und leiten soll, fordern Wolfgang Hardtwig (*Geschichtskultur und Wissenschaft*. München 1990) und die Autoren des Sammelbands *Historische Faszination*.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

gegenstellend? Didaktisch beratend, Einfluß nehmend, um möglichst viel wissenschaftliche Erkenntnis zu popularisieren? Oder durch eine Rückbesinnung auf ihre eigenen Möglichkeiten, Geschichte zu schreiben: leidenschaftlich und doch der Wahrheit verpflichtet; politisch moralisch und gerade deshalb um Erkenntnis bemüht; an Sinne, Herz und Verstand sich wendend, was auch bedeutet: sinnfällig künstlerisch?

Das zumindest spüren die Historiker genau: Die populären Geschichtsspektakel geraten um so stärker in den Sog der Kulturindustrie, je mehr die akademische Forschung zur Erbsenzählerei verkommt. All die modernen Experten für massenmediale Geschichtsdarstellungen, die Ausstellungsarchitekten, Computergraphiker und Denkmalsgestalter nehmen einen Platz ein, den die Geschichtswissenschaftler von sich aus geräumt, auf den sie freiwillig verzichtet haben. Beides bedingt einander, beides bildet die Kehrseiten desselben Problems. Längst wird auch in den Zentren der akademischen Forschung beklagt, daß die „Verwissenschaftlichung", die der Historie seit den siebziger Jahren verordnet wurde, zu ihrer Versteinerung führte. Sie hat ihr das Erzählen ausgetrieben oder in die Mikrohistorie und Alltagsgeschichte verbannt. Sie hat das Interesse am Einzelnen, seinen politischen Optionen und moralischen Dilemmata in der Geschichte unter Ideologie-Verdacht gestellt. Sie hat einen Kult getrieben um anonyme Strukturen und Großtheorien, dessen Begriffsabrakadabra abschreckend wirkt. Sie hat – was die Diskussion um die Darstellbarkeit des Holocaust zeigt, die Annäherung an fremde Lebenswelten in der Frühen Neuzeit oder im Mittelalter – die Historie auf einen ganz bestimmten Ausschnitt reduziert, denjenigen nämlich, der sich in erörternden Strukturanalysen einfangen läßt. Inzwischen empfinden das auch Geschichtsforscher als Verarmung, wächst auch unter ihnen das Bedürfnis, aus der Sackgasse dieser Geschichtsauffassung wieder herauszugelangen.[3] Groß aber ist die Unsicherheit über die Mittel, die dabei zulässig sind, haben die Historischen Sozialwissenschaftler doch vermocht, jede künstlerisch verfahrende Geschichtsdarstellung als „Ästhetisierung" der Geschichte zu denunzieren, als „Fiktionalisierung" und mithin als unwissenschaftlich.[4]

Entschieden wird über dieses Problem in der Praxis: durch die Geschichtswerke, die jetzt und in Zukunft entstehen; durch die Art von Geschichte, die sie konstituieren; die Maßstäbe, die sie setzen. Nachgedacht werden aber kann

Geschichtskultur heute. Hrsg. v. Klaus Füssmann, Heinrich Theodor Grütter und Jörn Rüsen. Köln, Weimar, Wien 1994. Vgl. David Lowenthal: *Possessed by the Past. The Heritage Crusade and the Spoils of History*. New York u.a. 1996.

3 So z.B. bei Johannes Fried: Wissenschaft und Phantasie: Das Beispiel der Geschichte. In: *Historische Zeitschrift* 263 (1996), S. 291–316. Wieder in: *Jahrbuch des Historischen Kollegs* (1996), S. 23–47.

4 Vgl. den Forschungsbericht über die Narrativitätsdiskussion der siebziger Jahre, unten S. 23 ff.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

darüber am besten anhand eines historischen Gegenstands. Die vorliegende Arbeit geht von der These aus, daß die klassische Geschichtsschreibung (was das ist, soll das erste Kapitel klären) Anliegen synthetisiert, die heute in Geschichtswissenschaft und Geschichtskultur auseinandergetreten sind: die Erkundung des historischen Geschehens und die Verhandlung einer drängenden gesellschaftlichen Frage, ein Wahrheitsinteresse und ein politisch-moralisches Interesse, Erkenntnis und Gedenken, Analyse und Pathos, alles in Form einer anschaulichen Darstellung. Aber ist das nicht, wird man sogleich einwenden, eine vormoderne Vermischung von Aufgaben, die seither unwiderruflich ausdifferenziert worden sind? Ist Geschichtsschreibung in diesem Sinn überhaupt noch möglich, seit es eine professionalisierte Geschichtswissenschaft gibt? Wie sich zeigen wird, ist diese Frage so alt wie die Geschichtserkundung selbst, möglicherweise wirft jeder Entwicklungsschub der Historie sie wieder auf.[5] Mit besonderer Intensität und Schärfe jedenfalls wurde sie im deutschen Sprachraum bereits in der Zeit zwischen 1780 und 1825 diskutiert. Dieser Diskussion und vor allem den materialen Beiträgen zu ihr: den Versuchen einer modernen Geschichtsschreibung, ist die folgende Untersuchung gewidmet.[6]

Thematisiert wird damit eine Zeit, in der die Geschichtserkundung der Antiquare und Aufklärer sich gerade in eine Wissenschaft verwandelte. Eine

5 Schon in der Antike, ebenso im Mittelalter, in der Frühen Neuzeit, im 19. Jahrhundert und in der Gegenwart lassen sich Geschichtsforscher nennen, die den Wert der erzählerischen Darstellung in Frage stellen. Vor allem indem sie diese kritisieren, sie zur Kunst erklären, in die schöne Literatur verbannen oder zumindest andere Textsorten bevorzugen (analytische, enzyklopädische, didaktische), signalisieren sie, daß zumindest sie selbst (anders angeblich als die vorangegangenen Geschichtsschreiber) ein streng methodisches, rationales, „wissenschaftliches" Vorgehen beanspruchen. Möglicherweise handelt es sich also um ein universales Phänomen, ist die wechselseitige Herausforderung von Geschichtserkundung und Geschichtsschreibung für die Entwicklung der letzteren ebenso entscheidend wie ihr Komplementärverhältnis zum Geschichtsroman. Ja es könnte sogar sein, daß solche Konstellationen nicht nur für die Historie existieren. Auch für die sozialwissenschaftliche Literatur und sogar für die naturwissenschaftliche hat Wolf Lepenies auf vergleichbare Phänomene hingewiesen: ‚Über den Krieg der Wissenschaften und der Literatur'. Der Status der Soziologie seit der Aufklärung. In: *Merkur* 40/H. 6 (1986), S. 482–494. Vgl. auch ders.: *Das Ende der Naturgeschichte. Wandel kultureller Selbstverständlichkeiten in den Wissenschaften des 18. und 19. Jahrhunderts*. München, Wien 1976 und ders.: *Die drei Kulturen. Soziologie zwischen Literatur und Wissenschaft*. München 1985.

6 Die Beschränkung auf die deutschsprachige Geschichtsliteratur ist dem Verfasser nicht leicht gefallen. Nur zu gerne hätte er seine Ergebnisse mit der Entwicklung in anderen Literaturen verglichen, schon um die Frage zu klären, ob es sich bei der Entwicklung im deutschen Sprachgebiet um eine Art Sonderweg handelt (die großartige Geschichtsschreibung der englischen, schottischen und französischen Aufklärer deutet darauf hin). Nur aus ökonomischen Gründen mußte hier auf solche Vergleiche verzichtet werden.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

eigene methodische Praxis beanspruchten die Vertreter dieser neuen Wissenschaft, eine eigene Wissenschaftstheorie, eigene Darstellungsformen und einen Forschungsbegriff; mit der Besetzung eigener Lehrstühle an den Universitäten begannen sie, sich auch institutionell zu etablieren. Gleichzeitig wußten sie die Gebrauchstexte, die sie hervorbrachten, von „wahrer Geschichtschreibung" genau zu unterscheiden, beklagten sie das Fehlen solcher Geschichtsschreibung, sannen sie auf deren Wiederherstellung. Die Zeit gierte förmlich nach Geschichtsdarstellungen – gerade auch nach den erzählerischen, die die wissenschaftliche und didaktische Gebrauchsliteratur ihr schuldig blieb. Als Teil der neuen, massenhaft verbreiteten Unterhaltungsliteratur entstanden deshalb auch verschiedene Arten von Geschichtsromanen; wie bei früheren Anlässen fand die erzählerische Geschichtsdarstellung Zuflucht in der schönen Literatur. Das Asyl färbte ab auf sie und erneuerte sie: Bald waren es jene Romane, die die Maßstäbe setzen für die sinnliche Vergegenwärtigung von Geschichte, bald waren sie es, die die populären Geschichtsbilder prägten. Damit wurden sie zur Herausforderung für die Kunstschreiber einerseits – von Wieland über Schiller, Kleist und die Romantiker bis zu Walter Scott und seinen Nachfolgern –, andererseits aber auch für die Historiker. Auf der Höhe der zeitgenössischen Erzählkunst sowohl wie der Geschichtsforschung versuchten Schiller, Johannes von Müller, Raumer und Ranke in dieser Zeit, eine moderne deutsche Geschichtsschreibung zu begründen.

Die genannten Vorgänge sind sämtlich langfristige Entwicklungen. Sie haben vor den 1780er Jahren eingesetzt und gehen nach den 1820er Jahren weiter, ebenso die geschichts- und literaturtheoretische Diskussion, die sie begleitet. Allerdings stellt der umrissene Zeitraum für die hier verfolgte Frage einen besonderen Abschnitt dar: 1780 beginnen Müllers *Geschichten der Schweizer* zu erscheinen, das erste Werk, das allenthalben als erneuerte Geschichtsschreibung vom Range der Alten anerkannt wird; 1824 veröffentlicht der junge Ranke seine *Geschichten der romanischen und germanischen Völker*, mit denen die Orientierung an der historiographischen Tradition zuende geht. Zwischen diesen beiden Daten liegen die Pionierjahre der deutschsprachigen Geschichtsschreibung. Es ist eine Phase der Anläufe und Versuche, der Umarbeitungen und Abbrüche,[7] eine Phase produktiver Spannungen, in

7 Für die Entstehung groß angelegter Darstellungen waren diese Jahre wenig günstig: anfangs weil den deutschen Aufklärern das erkenntnistheoretische Rüstzeug für geschlossene Synthesen fehlte, später weil die Umwälzungen und Bündniswechsel während der Revolutionskriege ständig die politischen Bezugspunkte in der Gegenwart revolutionierten; dadurch fehlten die Haltepunkte für jede langfristig angelegte historiographische Arbeit. Vgl. dazu Ernst Schulin: ‚Historiker, seid der Epoche würdig!' Geschichtsschreibung im Zeitalter der Französischen Revolution – zwischen Aufklärung und Historismus. In ders.: *Arbeit an der Geschichte. Etappen der Historisierung auf dem Weg zur Moderne*. Frankfurt, New York 1997, S. 81–113 und 226–234.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

der man sich zurückwandte zu vermeintlich archaischen Darstellungsmustern und sich eben dabei ein neues Wissenschaftsverständnis erarbeitete. Es ist eine Phase, die den Weg bereitete für die großen, anders verfahrenden Geschichtsschreiber des 19. Jahrhunderts, für den Ranke seit der Papstgeschichte, den jungen Droysen, Treitschke, Theodor Mommsen, der für seine *Römische Geschichte* (1852/54) den Nobelpreis für Literatur bekam.

Daneben ist die Wahl gerade dieses Untersuchungszeitraums noch durch einen zweiten Grund bedingt. Nicht zufällig fällt in diese Zeit auch der Übergang zwischen dem Geschichtsdenken der Aufklärung und dem, das man seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert als Historismus bezeichnet hat. Inspiriert von Thomas Kuhns suggestivem Modell der Wissenschaftsentwicklung hat die historiographiegeschichtliche Forschung im Geschichtsdenken der Aufklärung ein Wissenschaftsparadigma erkennen wollen, die sogenannte Aufklärungshistorie, gegen das um 1800 ein neues Paradigma, der Historismus, ausgebildet worden sei.[8] Gegen diese, auf den Tellerrand der Fachgeschichte beschränkte Vorstellung ist jedoch eingewandt worden, daß der Historismus kein Wissenschaftsparadigma der Historie alleine ist. Vielmehr geht er in Deutschland eher von den Altertumswissenschaften aus, daneben auch von der Philosophie, der Jurisprudenz und anderen Disziplinen; die Ursprünge dieser Bewegung aber liegen außerhalb der Universitäten. Statt als Wissenschaftsparadigma sei der Historismus deshalb besser als wissenschaftliche Umsetzung eines allgemeinen Geschichtsdenkens zu begreifen, einer radikalen „Historisierung unseres Wissens und Denkens", die im Gefolge der Französischen Revolution und der napoleonischen Kriege alle Lebensbereiche erfaßt habe und seitdem in immer neuen Schüben andauere bis heute.[9]

8 Peter Hanns Reill: The German Enlightenment and the Rise of Historicism. Berkeley, Los Angeles, London 1975; *Von der Aufklärung zum Historismus. Zum Strukturwandel des historischen Denkens*. Hrsg. v. Horst Walter Blanke und Jörn Rüsen (= Historisch-politische Diskurse. 1). Paderborn, München, Zürich, Wien 1984; *Aufklärung und Geschichte. Studien zur deutschen Geschichtswissenschaft im 18. Jahrhundert*. Hrsg. v. Hans Erich Bödeker, Georg G. Iggers, Jonathan B. Knudsen und Peter H. Reill (= Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte. 81). Göttingen 1986; Horst Walter Blanke / Dirk Fleischer: Artikulation bürgerlichen Emanzipationsstrebens und der Verwissenschaftlichungsprozeß der Historie. In: *Theoretiker der deutschen Aufklärungshistorie*. Hrsg. v. Horst-Walter Blanke und Dirk Fleischer, 2 Bde. (= Fundamenta Historica. 1.1 und 1.2). Stuttgart-Bad Cannstatt 1990, Bd. 1, S. 19–102; Horst Walter Blanke: *Historiographiegeschichte als Historik* (= Fundamenta Historica. 3). Stuttgart-Bad Cannstatt 1991.

9 So schon Ernst Troeltsch: *Der Historismus und seine Probleme* (= Gesammelte Schriften. 3). Tübingen 1922. Neudruck Aalen 1977, S. 9. In einflußreichen Gesamtdarstellungen wieder Thomas Nipperdey: *Deutsche Geschichte 1800–1866. Bürgerwelt und starker Staat*. München 1983, S. 498 ff. und Ulrich Muhlack: *Geschichtswissenschaft im Humanismus und in der Aufklärung. Die Vorgeschichte des Historismus*. München 1991. Die Diskussion über die These vom Paradigmenwechsel ist in einer Reihe von

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Anknüpfend an diese Diskussion richtet die folgende Arbeit einen analogen Einwand gegen den Begriff der Aufklärungshistorie. Wie im ersten Kapitel gezeigt wird, stellt die universitäre Geschichtsforschung und Geschichtstheorie allenfalls ein Segment der aufklärerischen Geschichtsliteratur dar und nicht einmal ein besonders angesehenes. Bei allem Respekt vor der Geschichtswissenschaft – selbst in ihrer Blütezeit im 19. Jahrhundert repräsentierte sie keineswegs das gesamte Geschichtsdenken, gingen keineswegs alle Geschichtswerke aus ihr hervor. Noch viel stärker gilt dies für das 18. Jahrhundert, in dessen Verlauf sie sich als eigenständige Disziplin gerade erst konstituierte.[10] Die Historie war lange Zeit keine Wissenschaft und ist es niemals ganz geworden; bis heute ragt sie über die Geschichtsforschung hinaus. Ein Konzept der Historiographiegeschichte als reiner Wissenschafts- oder gar Disziplinengeschichte greift deshalb immer zu kurz. Hier wird dafür plädiert, die Historiographiegeschichte zu einer Geschichte der gesamten historiographischen Literatur zu erweitern.

Daß damit auch die Wissenschaftsgeschichte neue Einsichten gewinnt, soll die folgende Untersuchung zeigen. Wie verschiedentlich bemerkt,[11] führt der Weg vom Geschichts*denken* der Aufklärung in das des Historismus – in diesem umfassenden Sinn werden die beiden Begriffe im Folgenden gebraucht[12] – entlang von Meilensteinen, die zum Gutteil aus Versuchen zu ei-

Sammelbänden dokumentiert: *Geschichtsdiskurs Bd. 1: Grundlagen und Methoden der Historiographiegeschichte*. Hrsg. v. Wolfgang Küttler, Jörn Rüsen und Ernst Schulin. Frankfurt 1993; *Geschichtsdiskurs Bd. 2: Anfänge modernen historischen Denkens*. Hrsg. v. dens. Frankfurt 1994; *Geschichtsdiskurs Bd. 3: Die Epoche der Historisierung*. Hrsg. v. dens. Frankfurt 1997. Vgl. auch *Historismus in den Kulturwissenschaften. Geschichtskonzepte, historische Einschätzungen, Grundlagenprobleme*. Hrsg. v. Otto Gerhard Oexle und Jörn Rüsen (= Beiträge zur Geschichtskultur. 12). Köln, Weimar, Wien 1996.

10 Vgl. Rudolf Vierhaus: Die Universität Göttingen und die Anfänge der modernen Geschichtswissenschaft im 18. Jahrhundert. In: *Geschichtswissenschaft in Göttingen. Eine Vortragsreihe*. Hrsg. v. Hartmut Boockmann und Hermann Wellenreuther (= Göttinger Universitätsschriften. Serie A: Schriften. 2). Göttingen1987, S. 9–29, hier: S. 14 f.

11 Zuletzt wieder von Ernst Schulin: Die Epochenschwelle zwischen Aufklärung und Historismus. In: *Geschichtsdiskurs Bd. 3*, S. 17–26 und Ulrich Muhlack: Geschichtsschreibung als Geschichtswissenschaft. In: ebd., S. 67–79. Diesem Ansatz verdankt die hier vorgelegte Arbeit entscheidende Anstöße.

12 Trotz dieser Erweiterung bleibt der hier, im Sinne von Nipperdey und Muhlack verwendete Historismus-Begriff auf Geschichte als Erkenntnisproblem bezogen; nur insofern sie damit zusammenhängt, wird dabei auch die ästhetische Praxis des ausgehenden 18., beginnenden 19. Jahrhunderts beleuchtet. Vor allem an dieser ästhetischen Praxis dagegen, an dem stilistischen Verfahren, in Architektur, Kunsthandwerk, Malerei, Literatur und Theater auf historische Vorbilder anzuspielen, sind einige neuere, literaturwissenschaftliche Bestimmungen des Historismus-Begriffs orientiert (zusammengestellt von Dirk Niefanger: [Artikel] Historismus. In: *Historisches Wörterbuch*

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ner modernen Geschichtsschreibung bestehen. Ausgerechnet die vermeintlich unwissenschaftlichen (oder von der Historiographiegeschichte nachträglich für unwissenschaftlich erklärten) Geschichtswerke waren das bevorzugte Medium, in denen die Geschichte auf neue Weise betrachtet wurde, ausgerechnet sie ermöglichten, eine neue Art von Geschichte zu konstituieren. Über das analytisch faktographische, geschichtsphilosophisch didaktische Geschichtsdenken der Aufklärung nämlich führten sie hinaus in die idealistischen Synthesen des Historismus. An zwei prominenten Beispielen, dem Verhältnis zwischen Schillers Geschichtsschreibung und Humboldts Geschichtstheorie zum einen, dem Geschichtsdenken der Jenaer Romantiker und Rankes Erstlingswerk zum anderen, sucht die Arbeit zu zeigen, warum der Historismus auch und gerade als eine neue Form der Geschichtsdarstellung entstand, als eine Form der modernen Geschichtsschreibung.

Auf die erzählerische Darstellung reduziert werden soll er damit keineswegs. Einige seiner wichtigsten Pionierwerke, Wolfs *Prolegomena ad Homerum* (1795), Niebuhrs *Römische Geschichte* (1811/12), Böckhs *Staatshaushaltung der Athener* (1817) u.a., sind keine Geschichtsschreibung in dem hier vertretenen Sinn. Der Historismus sollte nicht, wie in der Kritik an ihm üblich, einfach mit Geschichtsschreibung identifiziert werden. Er ist eben doch *auch* ein Wissenschaftsparadigma, er verwandelte einen großen Teil des Wissenschaftsbetriebs, er prägte sich in gelehrten Untersuchungen, Handbüchern, Strukturanalysen und wissenschaftlichen Gebrauchstexten ebenso aus wie in geschichtsphilosophischen Abhandlungen oder erzählerischen Darstellungen. Gerade darin kann ja der Erkenntnisgewinn bestehen, den eine Textsortenlehre der Geschichtsliteratur ermöglicht: hinauszuführen über die in der Forschung verbreitete Verabsolutierung einzelner Textsorten, klarzustellen, daß es nicht zulässig ist, den Historismus auf die Rankesche Geschichtsschreibung zu reduzieren oder die Geschichtswissenschaft auf Strukturanalysen oder die Historie auf das Erzählen. Statt dessen besteht der Grundgedanke dieser Arbeit darin, daß zu allen Zeiten immer mehrere dieser Textsorten koexistieren – und eine Reihe von fiktionalen dazu. Jede einzelne Textsorte verdankt sich einem oder mehreren spezifischen Interessen an der Geschichte; der vergleichenden Untersuchung haben sie prinzipiell als gleichrangig zu gelten. Im Bereich der akademischen Forschung beispielsweise gibt es ein Interesse an genauer Einzelanalyse – es führt zu Spezialuntersuchungen in Form von Monographien oder Forschungsaufsätzen. Vor allem aus den Bedürfnissen

der Rhetorik. Hrsg. v. Gert Ueding, Bd. 3. Tübingen 1996, Sp. 1410–1420). Nicht nur zum ursprünglich weiten Sinn des Begriffs beanspruchen deren Autoren zurückzukehren, eben damit behaupten sie, auch eine Verständigungsbasis für alle Kulturwissenschaften zu errichten. In Wirklichkeit reduzieren sie den Historismus-Begriff auf die Frage nach der Repräsentation von Geschichte. Die hier interessierenden Erkenntnisfragen können dann gar nicht mehr gestellt werden.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

der Lehre erwächst ein Interesse an strukturanalytischen Quer- oder Längsschnitten – es bringt Überblicksdarstellungen hervor, Allgemeingeschichten von Epochen, Völkern, Institutionen. Ferner sind da Interessen an enzyklopädischer Information, moralischer Beurteilung und politischer Wegweisung, an sinnlicher Repräsentation oder andere. Nur wer die aus ihnen erwachsenden Textsorten nebeneinanderstellt, wer das Ansehen berücksichtigt, das sie jeweils genießen, die Verbreitung bedenkt, die sie erfahren, die Wechselwirkungen zwischen ihnen aufdeckt, dem erschließt sich das diskursive Gesamtprofil einer Epoche; nur in diesem größeren Zusammenhang läßt die Bedeutung einer einzelnen Textsorte sich bestimmen.

Den verschiedenen Interessen an der Geschichte folgend konstituiert jede Textsorte die Geschichte auf eine eigene Weise, konstituiert jede eine eigene Art von Geschichte – die Textsorten können als konventionalisierte Äußerungen dieser Hinsichten aufgefaßt werden, als Verstetigung von verschiedenen Konstitutionslogiken.[13] Damit besitzen sie ebenso grundlegende Bedeutung wie die Begriffe und Theorien, mit denen die Historiker ihre Gegenstände erschließen. Das bedeutet: Man kann in einer Strukturanalyse nicht die gleiche Art von Geschichte thematisieren wie in einer erzählerischen Darstellung, in einem Handbuch nicht die gleiche wie in einem Roman, in einer Betrachtung nicht die gleiche wie in einem Forschungsbeitrag. Jeder Textsorte erschließen sich aufgrund ihrer Konstitutionslogik und des dieser zugrundeliegenden Interesses teils nur bestimmte Aspekte des vergangenen Geschehens, teils sogar vollkommen verschiedene Gegenstände; für andere ist sie strukturell blind. Diese blinden Flecke bewußt zu machen, die Möglichkeiten, aber auch die Grenzen jeder Textsorte anzugeben, um das sinnlose Ausspielen einer gegen die anderen zu beenden, könnte der Beitrag einer Textsortenlehre der Geschichtsliteratur zu einer Wissenschaftslehre der Historie sein.

Nur für zwei Textsorten wird diese Arbeit in der folgenden Studie begonnen: für die (früh-) historistische Geschichtsschreibung und für den Geschichts-

13 Als Kriterium für die Unterscheidung der verschiedenen Darstellungsformen dient hier das Verhältnis des Textes zu dem von ihm konstituierten Gegenstand: seine spezifische Konstitutionslogik, die sich über den Begriff des Interesses leicht in konkrete Produktions-, Distributions- und Rezeptionssituationen ausbuchstabieren läßt. Viel allgemeiner, unspezifischer und willkürlicher erscheint demgegenüber eine Einteilung nach der „Funktion" von Darstellungen, also nach dem Verhältnis des Textes zu einem angenommenen, aber völlig abstrakt bleibenden, lebensweltlichen Kontext. Vorgeschlagen haben eine solche Typologie nach der Funktion Jörn Rüsen: Die vier Typen des historischen Erzählens. In: *Formen der Geschichtsschreibung*. Hrsg. v. Reinhart Koselleck, Heinrich Lutz und Jörn Rüsen (= Theorie der Geschichte. Beiträge zur Historik. 4). München 1982, S. 514–605. Überarbeitet in ders.: *Zeit und Sinn. Strategien historischen Denkens*. Frankfurt 1990, S. 153–230 und Eberhard Lämmert: Geschichten von der Geschichte. Geschichtsschreibung und Geschichtsdarstellung im Roman. In: *Poetica* 17 (1985), S. 228–254.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

roman;[14] auf zwei verschiedene Weisen werden sie hier untersucht. Als Ganzheiten ins Auge gefaßt erscheinen sie in zwei Überblickskapiteln (dem ersten und dritten dieser Arbeit). Dort geht es zunächst darum, einen Begriff der beiden Textsorten zu gewinnen, ihre Theorie zu vergegenwärtigen (die zeitgenössische wie die heutige), ihre Strukturlogik freizulegen und ihre Bezüge zu anderen Textsorten. Allerdings sind diese systematischen Anliegen in eine historische Darstellung eingebettet. Von Anfang an werden Geschichtsschreibung und Geschichtsroman *in ihren historischen Veränderungen* dargestellt, geht es auch um ihre Geschichte vor dem Untersuchungszeitraum wie um die Faktoren, die während jener Pionierjahre auf sie einwirkten: von so verschiedenen Seiten wie der Transzendentalphilosophie, der Autonomieästhetik, der Universitätsreform, dem Buchmarkt, der lebensweltlichen Verzeitlichung, den sich wandelnden Erkenntnisinteressen, geht es, mit einem Wort, um die Entwicklung von Geschichtsschreibung und Geschichtsroman in jener Zeit.[15] Die Universalität ihrer Strukturlogik ist von der Historizität dieser Textsorten nicht zu trennen, nur *im* historischen Material sind die theoretischen Begriffe zu

14 Dies bedeutet, um es zu wiederholen, keine Gleichsetzung des Historismus mit Geschichtsschreibung. Da der Historismus sich auch in anderen Textsorten ausprägt, können die hier erzielten Ergebnisse allenfalls relative Geltung beanspruchen, müssen sie ergänzt werden durch Untersuchungen über die verschiedenen Formen der historiographischen Gebrauchsliteratur wie auch über die geschichtsphilosophischen Abhandlungen. Rechtfertigen läßt sich die Konzentration auf Geschichtsschreibung damit, daß sie in den Augen der Zeitgenossen als die höchste, anspruchsvollste, lange entbehrte und deshalb besonders begrüßte Form der Geschichtsdarstellung galt; daß dieses Ansehen ihrer großen Bedeutung für den frühen Historismus entsprach; daß sie im Gegensatz zur Gebrauchsliteratur mehrere Interessen in sich vereinigt (nach historischer Richtigkeit, nach gesellschaftspolitischer Verständigung, nach sinnlicher Vergewisserung) und deshalb in besonders konzentrierter Form Aufschluß über diese Interessen verspricht; daß sie dem heutigen Historiker als Darstellungsmöglichkeit viel zu wenig bewußt ist; daß sie schließlich Gegenstand einer heftigen Forschungskontroverse ist, in der völlig unzutreffende Ansichten über ihre Wissenschaftlichkeit bzw. Unwissenschaftlichkeit kursieren.

15 Die Verschiedenheit der genannten Faktoren verdeutlicht, daß hier weder einer materialistischen Literaturtheorie das Wort geredet wird noch einer gattungsgeschichtlichen Autonomie; ausgegangen wird vielmehr von einer dialektischen Theorie des Textsortenwandels. Die entscheidende Kategorie ist wieder diejenige des Interesses. In ihr sind immer schon lebensweltliche und textsortenimmanente, sozialgeschichtliche und geistesgeschichtliche Faktoren aufeinander bezogen. Nicht weil die Aufklärer kein Interesse an Geschichtsschreibung gehabt hätten, vernachlässigten sie diese Textsorte, sondern weil sie aufgrund ihrer Wissenschaftstheorie nicht über die nötigen Voraussetzungen für die angestrebte „wahre Geschichtschreibung" verfügten und sie aus wissenschafts- und sozialgeschichtlichen Gründen andere Textsorten für vordringlich ansahen (vgl. Kapitel 1). Beides bedingt einander. Schon bei ihrer Ausprägung sind Erkenntniskategorien und lebensweltliche Bedürfnisse ineinander verschlungen; jeder Wandel der einen Seite verändert auf die Dauer auch die andere.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

entfalten, wenn sie sachhaltig sein sollen. Als strukturanalytische Längsschnitte präsentieren sich deshalb die beiden Überblickskapitel.

Daneben steht im zweiten, vierten und fünften Kapitel dieser Arbeit die mikroskopische Analyse dreier Textbeispiele. Und zwar ist die Geschichtsschreibung durch zwei Werke von Beginn und Ende ihrer Pionierzeit repräsentiert: durch Schillers *Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande von der spanischen Regierung* (1788) und durch Rankes *Geschichten der romanischen und germanischen Völker* (1824), der Geschichtsroman aber durch Kleists *Michael Kohlhaas* (1810).[16] Analysiert werden diese Texte nicht mit dem Ziel, die in den Überblickskapiteln rekapitulierte Theorie und Geschichte zu illustrieren; vielmehr dient die Analyse genau umgekehrt der empirischen Prüfung, Erweiterung und gegebenenfalls Falsifikation der zeitgenössischen Theorie. Sie ist von der Annahme geleitet, daß die Geschichts- und Romantheorie ihre Gegenstände höchst partiell erfaßt: erstens weil sie, ihrem pragmatischen Zweck entsprechend, in der Regel programmatisch normativ verfährt statt deskriptiv aufschließend, zweitens weil sie, begrifflich argumentierend, nur in Ausnahmefällen (bei Lessing etwa oder bei Wieland) einen Begriff hat von der Eigenart sinnlicher Erkenntnis – diese aber macht die Geschichtsschreibung und den Geschichtsroman wesentlich aus. In der Tat ergeben die Werkanalysen eine Fülle von Korrekturen an der Theorie, oft sogar an den programmatischen Aussagen der Geschichtsschreiber selbst. Bei den Werkanalysen liegt deshalb das Schwergewicht dieser Arbeit, in ihnen erfolgt die eigentliche Diskussion der leitenden Frage.

Diese läßt sich nun als Frage nach der Erzählweise in Geschichtsschreibung und Geschichtsroman konkretisieren. Die Geschichtsschreibung wird hier prinzipiell als erzählerische Darstellung begriffen, als Darbietungsform, die ihren Gegenstand nicht in erster Linie begrifflich konstituiert (beschreibend, analysierend, erörternd) als vielmehr sinnlich-veranschaulichend; dabei bewegt sie sich in Kategorien, die das Erzählen insgesamt kennzeichnen.[17] Immer tritt beim Erzählen eine *Erzählinstanz* auf (zuweilen personali-

16 Letzterer kann eigentlich nur als Beispiel für die autonome Geschichtsdichtung gelten, die triviale und der historische Roman à la Walter Scott werden im dritten Kapitel diskutiert. Begründet wird die Auswahl gerade dieser drei Texte in den Untersuchungskapiteln selbst.

17 Eine gute Einführung bieten Jochen Vogt: Bauelemente erzählender Texte. In: *Grundzüge der Literatur- und Sprachwissenschaft, Bd. 1: Literaturwissenschaft*. Hrsg. v. Heinz Ludwig Arnold und Volker Sinemus. München [8]1986, S. 227–242 und Tzvetan Todorov: Die Kategorien der literarischen Erzählung. In: *Strukturalismus in der Literaturwissenschaft*. Hrsg. v. Heinz Blumensath. Köln 1972, S. 263–294. Immer noch wertvoll ist auch Eberhard Lämmert: *Bauformen des Erzählens*. Stuttgart [2]1967. So unterschiedlich die Vorannahmen sind, auf denen die genannten Erzähltheorien beruhen, der pragmatischen Untersuchung von Erzähltexten geben sie brauchbare und durchaus kombinierbare Analysekriterien an die Hand. Wichtig für die folgende Argumentation

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

siert als Erzähler), die zwischen dem Erzählten und den vorausgesetzten Hörern bzw. Lesern vermittelt. Nur in Ausnahmefällen macht die Erzählinstanz sich unsichtbar, suggeriert sie Unmittelbarkeit zu dem erzählten Geschehen wie im Drama – prinzipiell ist das Erzählen ein Vermittlungsvorgang, muß die Erzählinstanz ihre Vermittlerrolle zwischen dem Erzählten und den Lesern immer mitthematisieren. Schon durch ihre *Erzählperspektive* tritt sie in ein bestimmtes Verhältnis zu dem erzählten Geschehen wie zu den erwarteten Lesern. Sie läßt *Figuren* auftreten, die sie charakterisiert, sie zeigt deren *Handeln*, das sie kommentiert. Wie sie das macht, verrät immer ihr Verhältnis dazu, verrät, wie sie sich zu dem Erzählten stellt. Zeitlich geordnet ergäbe das erzählte Handeln der Figuren eine *Chronik*; durch die Wahl eines bestimmten Anfangs aber und eines bestimmten Endes, durch die Wahl verschiedener Erzählstränge und den Wechsel zwischen ihnen, durch Raffung und Dehnung, kurz: durch erzählerische Verknüpfung wird aus der Chronik eine *Fabel*, entsteht der durch das Erzählen konstituierte Gegenstand mit einer bestimmten Bedeutung; vor allem durch die Analyse der Erzählphasengliederung ist er zu rekonstruieren. Mit weiteren erzählerischen Mitteln wie den verschiedenen *Rede- und Darbietungsformen*, mit *Leitmotiven* und *Symbolen* können all diese Kategorien vernetzt und aufeinander bezogen werden.

Vielen Geschichtsforschern kommt das Erzählen schlechthin romanhaft vor, für sie zeigen die genannten Erzählkategorien in jedem Fall Fiktionen an. Dabei vergessen sie, daß sie im Alltag permanent selbst erzählen, daß sie vor Gericht erzähltes Geschehen zu beschwören bereit sind, daß Zeugenaussagen (also Erzählungen) zu ihren wichtigsten Quellen gehören. Diese sind zwar quellenkritisch zu prüfen, gelten aber doch als unverzichtbarer Zugang zum wirklichen Geschehen. All die genannten Erzählungen nun, im Alltag, vor Gericht, in den Quellen, bewegen sich in den gleichen universellen Erzählkategorien, ebenso die fiktionalen Erzähltexte. Das bedeutet: Nicht das Erzählen als solches entscheidet über den Wirklichkeitsbezug eines Texts, sondern die Art und Weise des Erzählens; nicht *daß* der Geschichtsschreiber erzählt, entscheidet über seinen Wahrheitsanspruch, sondern *wie* er erzählt. Und diese Erzählweise ist am besten durch einen Vergleich mit dem Geschichtsroman zu eruieren.

Das Verfahren in den drei textkritischen Kapiteln dieser Arbeit ist eine literaturwissenschaftlich-vergleichende Erzähltextanalyse. Wenn durch sie sich zeigen läßt, daß der Geschichtsschreiber beim Erzählen seinen historiogra-

ist vor allem die Unterscheidung von Chronik und Fabel, *story* und *plot*. Sie wird von allen drei Autoren erläutert, geht aber bereits auf die Poetik des Aristoteles zurück. Wenig hilfreich hingegen (weil meist unreflektiert) ist das Instrumentarium der Stilkritik – desjenigen Verfahrens also, mit dem Literaturwissenschaftler sich früher der Geschichtsschreibung annahmen, s. etwa Curt Hohoff: *Der Glanz des Wirklichen. Gelehrte Prosa als Kunst. Essays*. Wien, Leipzig 1998.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

phischen Wahrheitsanspruch und die damit verbundenen pragmatischen Pflichten nicht nur nicht preisgibt, sondern in jedem Detail einlöst und den Lesern bewußt hält, daß er dabei eine Geschichte zeigt, die so komplex, reichhaltig, vieldeutig, ambivalent und bewegend keine andere historiographische Darstellungsform auszudrücken vermag, dann könnte das dazu beitragen, den heutigen Historikern die Unsicherheit gegenüber der erzählerischen Darstellung zu nehmen.

Mit diesem Ansatz, vor allem mit der Betrachtung des konkreten Erzählvorgangs, sucht die Arbeit über eine Diskussion hinauszugelangen, die unendliche Verwirrung über den erkenntnistheoretischen Status des historiographischen Erzählens angerichtet hat. Als *narrative turn* der Geschichts- und Erkenntnistheorie wurde diese Diskussion in Frankreich, England und Amerika ebenso geführt wie hier. Doch fand sie in den verschiedenen Ländern zu verschiedenen Zeitpunkten statt, nahm sie, abhängig von den besonderen Traditionen, den jeweiligen Ausgangspunkten, den spezifischen Interessen der beteiligten Historiker, Philosophen und Literaturwissenschaftler überall einen anderen Verlauf.[18]

In der Bundesrepublik kam sie in den 1970er Jahren als Historismus-Kritik in Gang. Mit dem Geschichtsdenken des Historismus nämlich wurde die erzählerische Darstellung damals identifiziert, als Ausdruck historistischer Ideologie wurde sie von den Historischen Sozialforschern, die in dieser Zeit antraten, kritisiert – und vollständig verworfen. Für Hans-Ulrich Wehler etwa ist die narrative Darstellung dadurch gekennzeichnet, daß sie Strukturveränderungen lediglich an „symbolkräftigen Ereignissen oder symptomatischen Bewußtseinswandlungen" verbildlicht (also bloß politische Ereignisgeschichte bietet); daß sie alle „Handlungsimpulse" auf Einzelpersonen zurückführt (also

18 Da die deutschen Historiker bei dieser Diskussion vor allem nach Amerika geblickt haben, wird hier auf die französische Diskussion nicht weiter eingegangen. Wenigstens im Vorübergehen aber sei auf die wichtigsten Beiträge aus Frankreich hingewiesen: auf Roland Barthes: Le discours de l'histoire. In: *Social Science Information* 6 (1967) No. 4, S. 65–75. Deutsch u.d.T.: Historie und ihr Diskurs. In: *alternative* 62/63 (1968), S. 171–180; Michel de Certeau: *L'écriture de l'histoire*. Paris 1975. Deutsch u.d.T.: *Das Schreiben der Geschichte.* Aus dem Französischen v. Sylvia M. Schomburg-Scherff. Mit einem Nachwort v. Roger Chartier (= Historische Studien. 4). Frankfurt, New York, Paris 1991; Paul Veyne: *Comment on écrit l'histoire*. Paris ²1978. Deutsch u.d.T.: *Geschichtsschreibung – und was sie nicht ist.* Frankfurt 1990; Paul Ricoeur: *Temps et récit*, 3 Bde. Paris 1983–85. Deutsch u.d.T.: *Zeit und Erzählung*, 3 Bde. Übersetzt v. Rainer Rochlitz. München 1988; Jacques Rancière: *Les mots de l'histoire. Essai de poétique du savoir*. Paris 1992. Deutsch u.d.T.: *Die Namen der Geschichte. Versuch einer Poetik des Wissens*. Aus dem Französischen v. Eva Moldenhauer. Frankfurt 1994; Roger Chartier: Zeit der Zweifel. Zum Verständnis gegenwärtiger Geschichtsschreibung. Aus dem Französischen v. Max Looser. In: *Neue Rundschau* 105/H.1 (1994), S. 9–20.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Illusionen über die Geschichtsmächtigkeit des Einzelnen erzeugt), daß sie ein Publikum von Bildungsbürgern älteren Typs durch eine ästhetisch erschlichene Anschaulichkeit fesselt, die literarisch inszenierte Bilder für das vergangene Leben selbst ausgibt.[19] Dagegen stellt Wehler als die der Historischen Sozialwissenschaft einzig angemessene Darstellungsform die Strukturanalyse: einen „argumentativen Diskurs" (a.a.O., S. 32), der die Strukturen explizit beschreibe, „abschließend [!] kausal oder funktional" erkläre (24), über Veränderungen der Strukturen in abstrakten Begriffen berichte (58) und so zur „Urteilsbildung" von kritischen Lesern anrege (57).

Ausführlicher noch hat Hans-Robert Jauß die „Illusionen" aufzudecken versucht, die durch die Geschichtsschreibung des Historismus – Jauß reduziert sie stets auf diejenige Rankes – angeblich erzeugt werden. Da sei erstens die „Illusion des vollständigen Verlaufs". Je anschaulicher ein Historiker erzähle, desto stärker suggeriere er, seinen Lesern das gesamte Geschehen vor

19 Hans-Ulrich Wehler: Anwendung von Theorien in der Geschichtswissenschaft. In: *Theorie und Erzählung in der Geschichte*. Hrsg. v. Jürgen Kocka und Thomas Nipperdey (= Theorie der Geschichte. Beiträge zur Historik. 3). München 1979, S. 17–39 und ders.: Fragen an Fragwürdiges. Eine gedämpfte Replik auf Golo Manns ‚Plädoyer'. In: ebd., S. 57–60, hier: S. 32, 30, 57. Aus diesen Texten wird im Folgenden oben zitiert. Wehlers wiederholte Behauptung, mit der anschaulichen Schilderung von „qualmende[n] Schloten, schwitzende[n] Arbeiterrücken, kühl kalkulierende[n] Unternehmern" sei z.B. die Industrialisierung historiographisch nicht in den Griff zu bekommen, dazu bedürfe es der „Hilfe von theoretischen Instrumenten wie Kapitalstock, Nettoinvestitionen, Wertschöpfung usw." (29 und 58), paraphrasiert, ohne sie zu nennen, Positionen aus der Realismus-Debatte der dreißiger Jahre: „Die Lage wird dadurch so kompliziert, daß weniger denn je eine einfache ‚Wiedergabe der Realität' etwas über die Realität aussagt. Eine Fotografie der Kruppwerke oder der AEG ergibt beinahe nichts über diese Institute. Die eigentliche Realität ist in die Funktionale gerutscht." Bertolt Brecht: *Der Dreigroschenprozeß. Ein soziologisches Experiment* (1931), III 2. In ders.: *Schriften I: 1914–1933*. Bearbeitet v. Werner Hecht unter Mitarbeit v. Marianne Conrad, Sigmar Gerund und Benno Slupianek (= Werke. Große kommentierte Berliner und Frankfurter Ausgabe. 21). Berlin, Weimar, Frankfurt 1992, S. 448–514, hier: S. 469. Anders als für Wehler ist diese Einsicht für Brecht jedoch kein Argument gegen das Streben nach Anschaulichkeit überhaupt. Vielmehr ergibt sich für ihn daraus die Forderung nach einer theoretisch durchdrungenen, arrangierten, konstruierten Anschaulichkeit: „Die Verdinglichung der menschlichen Beziehungen, also etwa die Fabrik, gibt die letzteren nicht mehr heraus. Es ist also tatsächlich ‚etwas aufzubauen', etwas ‚Künstliches', ‚Gestelltes'." (ebd.). – Die Textanalysen in dieser Arbeit sollen klären, ob diese Grundeinsicht einer jeden realistischen Darstellung nicht auch in den erzählerischen Geschichtsdarstellungen immer schon beherzigt wurde. – Gegen die erzählerische Darstellung „des Historismus" und für eine gesellschaftsgeschichtliche Strukturgeschichte argumentierte auch die DDR-Historiographie, so z.B. Hans Schleier: Narrative und Strukturgeschichte im Historismus. In: *Storia della Storiografia* H. 10 (1986), S. 112–130. Mit einem wesentlich differenzierteren Begriff des Historismus antwortete darauf Georg G. Iggers: Historicism (A Comment). In: ebd., S. 131–144.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Augen zu führen; daß seine Erzählung in Wirklichkeit auf einer Auswahl beruht, gerate dabei aus dem Blick. Zweitens wecke er die „Illusion des ersten Anfangs und definiten Endes". Aus dem unermeßlichen Strom des Geschehenen löse der Geschichtserzähler künstliche Einheiten heraus und verwandele sie in Fabeln; deren Künstlichkeit werde danach nicht mehr als solche erkannt. Drittens erzeuge der historistische Geschichtsschreiber die „Illusion eines objektiven Bildes der Vergangenheit". Indem er sich in seinen Erzählungen unsichtbar mache, hindere er die Leser daran zu merken, daß ihre vermeintlich unmittelbare Anschauung in Wirklichkeit durch eine Erzählinstanz vermittelt ist, daß sie also auf einer subjektiven Auswahl und subjektiven Arrangements beruht. Jauß nennt diese drei Illusionen auch „epische Fiktionen". Sie hätten die Historisten des 19. Jahrhunderts verleugnet, den von ihnen erzeugten Illusionen seien sie selbst erlegen, einer „Fiktionalisierung ihres Gegenstandes" seien sie anheim gefallen.[20]

Das historiographische Erzählen wurde in dieser Phase der Diskussion eng verstanden: als Ausdruck eines reaktionären, objektivistischen, unwissenschaftlichen Geschichtsdenkens, das man historistisch nannte und ideologiekritisch abfertigen zu können meinte. Daß man damit beiden Unrecht tat, der narrativen Darstellung wie dem Historismus, können die Erzählanalysen in der hier vorgelegten Arbeit zeigen. Wehler gegenüber machen sie deutlich,

20 Hans Robert Jauß: Geschichte der Kunst und Historie. In ders.: *Literaturgeschichte als Provokation*. Frankfurt 1970, S. 208–251. Vgl. ders.: Der Gebrauch der Fiktion in Formen der Anschauung und Darstellung von Geschichte. In: *Formen der Geschichtsschreibung*. Hrsg. v. Reinhart Koselleck, Heinrich Lutz und Jörn Rüsen (= Theorie der Geschichte. Beiträge zur Historik. 4). München 1982, S. 415–451 und ders.: *Ästhetische Erfahrung und literarische Hermeneutik*. Frankfurt 1982, S. 328 ff. Jauß knüpft hier an Überlegungen an, die 1966 auf der dritten Arbeitstagung der Forschergruppe Poetik und Hermeneutik von Siegfried Kracauer vorgetragen wurden: General History and the Aesthetic Approach. In: *Die nicht mehr schönen Künste. Grenzphänomene des Ästhetischen*. Hrsg. v. Hans Robert Jauß (= Poetik und Hermeneutik. 3). München 1968, S. 111–123. Vgl. auch die Diskussion „Das Ästhetische als Grenzerscheinung der Historie". In: ebd., S. 559–581, vor allem S. 573 ff. Auf Deutsch erschien Kracauers Vortrag u.d.T.: Allgemeine Geschichte und ästhetischer Ansatz. In ders.: *Geschichte – Vor den letzten Dingen*. Aus dem Amerikanischen v. Karsten Witte (= Schriften. 4). Frankfurt 1971, S. 155–178. Kracauers Kritik gilt den Voraussetzungen von historiographischen Epochen- und Überblicksdarstellungen. Im Gegensatz zu Spezialgeschichten, die angeblich schon auf der Gegenstandsebene reale Zusammenhänge vorfänden, sei die Einheit von Allgemeingeschichten stets eine künstliche. Da die Geschichtsphilosophie diese Einheit nicht dartun könne, werde sie mit ästhetischen Mitteln fingiert. Zielt Kracauer also eigentlich auf die idealistische Geschichtsphilosophie (vor allem auf diejenige Hegels) mit ihren universalgeschichtlichen Konstruktionen, so überträgt Jauß den Vorwurf einer ästhetisch erschlichenen Einheit auf *alle* Geschichtsdarstellungen „des Historismus". Auch verdächtigt er anders als Kracauer jedes literarische Mittel der ästhetischen Täuschung. – Zum Verhältnis von Universal- und Spezialgeschichte vgl. die Ausführungen zu Herder unten in Kapitel 1.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

daß in der Geschichtsschreibung Schillers und Rankes sehr wohl auch langfristige Strukturveränderungen zur Darstellung kommen, daß die Handlungsmächtigkeit der Akteure darin immer situativ beschränkt erscheint, durch viele Faktoren bedingt und daß gerade die erzählerische Darstellung als Medium genutzt wurde, um drängende gesellschaftspolitische Fragen zu verhandeln – so engagiert, kritisch und im Bewußtsein ihrer Widersprüchlichkeit, wie Wehler selbst es verlangt. Jauß gegenüber aber bringt der genaue Blick auf die Erzähltexte an den Tag, daß die Auswahl der erzählten Begebenheiten und ihre erzählerische Verknüpfung zur Fabel durch vielfältige Mittel offen gelegt wird, ja in der erzählerischen Geschichtsdarstellung offen gelegt werden muß. Schließlich ist sie hier mit der Konstitution des Gegenstands identisch, ergibt sie sich aus der (subjektiven) Problemstellung, auf die die Erzählung antwortet. Weder Schiller noch Ranke erklären deshalb die vergangene Wirklichkeit selbst zum Gegenstand ihrer Geschichtswerke; transzendentalphilosophisch reflektiert, beanspruchen sie lediglich, ein synthetisches Bild darzustellen, das sie sich aufgrund ihrer Forschungen mit Hilfe der Einbildungskraft von ihrem Gegenstand machten, ein Analogon zu einer begrifflichen Konstruktion. Ideologiekritisch jedenfalls, das soll hier nachgewiesen werden, ist das historiographische Erzählen nicht angemessen zu verstehen – aber vielleicht wissenschaftstheoretisch? Das war der Ansatz in der zweiten Phase der Narrativitätsdiskussion.

Eingeläutet wurde sie in den späten siebziger Jahren durch die Rezeption der angloamerikanischen Erzähltheoretiker William B. Gallie, Arthur C. Danto und Louis O. Mink.[21] Diese hatten sich dem historiographischen Erzählen als

21 Eine gute Übersicht über die Entwicklung der angelsächischen Geschichtstheorie gibt Pietro Rossi in der Einleitung zu dem von ihm herausgegebenen Band *Theorie der modernen Geschichtsschreibung*. Frankfurt 1987, S. 7–24; vgl. auch ders.: Die Sprache des Historikers zwischen Umgangssprache und Wissenschaftssprache. In: *Comité International des Sciences Historiques. XV^e Congrès International des Sciences Historiques, Bucarest, 10–17 août 1980. Rapports I: Grands Thèmes et Méthodologie*. Bukarest 1980, S. 400–407. Als Quellensammlung nützlich ist Gerhild Scholz-Williams: Geschichte und die literarische Dimension. Narrativik und Historiographie in der anglo-amerikanischen Forschung der letzten Jahrzehnte. Ein Bericht. In: *Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 63 (1989), S. 315–392. Speziell zu den Erzähltheoretikern s. Hans Michael Baumgartner: Narrativität. In: *Handbuch der Geschichtsdidaktik*. Hrsg. v. Klaus Bergmann, A. Kuhn, Jörn Rüsen und G. Schneider. Düsseldorf 1985, S. 146–150 und Werner Schiffer: *Theorien der Geschichtsschreibung und ihre erzähltheoretische Relevanz. Danto, Habermas, Baumgartner, Droysen* (= Studien zur allgemeinen und vergleichenden Literaturwissenschaft. 19). Stuttgart 1980. Zusammengefaßt finden diese Positionen sich bei Hermann Lübbe: Was sind Geschichten und und wozu werden sie erzählt? Rekonstruktion der Antwort des Historismus. In *Erzählforschung. Ein Symposion*. Hrsg. v. Eberhard Lämmert (= Germanistische Symposien. Berichtsbände. 4). Stuttgart 1982, S. 620–629 und Arthur C. Danto: Erzählung, Erkenntnis und die Philosophie der Geschichte. In: ebd., S. 643–659.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Philosophen und Wissenschaftstheoretiker zugewandt, nicht um es als Ausdruck eines bestimmten Geschichtsdenkens zu kritisieren (der Historismus spielte damals in der angelsächsischen Diskussion ohnehin keine Rolle),[22] sondern weil sie es als Kennzeichen der geschichtswissenschaftlichen Erkenntnis betrachteten. Entsprechend ging es ihnen nicht um das konkrete Erzählen in Geschichtswerken, sondern um die Logik des Erzählens überhaupt; diese setzten sie mit der Logik der Geschichtswissenschaften in eins. Gegen die in England und Amerika bis in die siebziger Jahre dominierende neopositivistische Wissenschaftstheorie, die die Historie als Gesetzeswissenschaft ansah und deren Erkenntnisleistung als Subsumtion historischer Einzelereignisse unter allgemeine Gesetze beschrieb, beharrten die genannten Philosophen darauf, daß die Historiker sich eher für die Verknüpfung verschiedener Ereignisse interessierten, für Ereignisverläufe und Veränderungen. Verschiedene Ereignisse zusammenzustellen, sie chronikalisch so zu verketten, daß ein komplexer Ablauf sichtbar wird, bilde das eigentliche Anliegen der Historie; unwillkürlich nehme sie deshalb immer die Form einer Erzählung (erzähltheoretisch gesprochen die Form der Chronik) an.[23]

22 Die Gründe dafür erläutert Frank R. Ankersmit: The Dilemma of Contemporary Anglo-Saxon Philosophy of History. In: *Knowing and Telling History. The Anglo-Saxon Debate*. Hrsg. v. Frank R. Ankersmit (= History and Theory. Beiheft 25). Middletown 1996, S. 1–27, hier: S. 3 und S. 6 f.

23 Mit dieser erzählanalytischen Präzisierung ist zugleich der Unterschied zwischen den genannten Ansätzen und der hier vorgelegten Arbeit markiert. Der angebliche Erzählcharakter aller Historie, den die Erzähltheoretiker zu behaupten nicht müde werden, besteht bei genauem Hinsehen lediglich in der *chronikalischen* Organisation des historischen Materials. Daten, Ereignisse, Handlungen verknüpfen die meisten Historiker in einem frühen Arbeitsstadium zu zeitlich und logisch grob strukturierten Netzen; in der Regel sind diese nach allen Seiten hin offen für Ergänzungen durch neues Material. Das bedeutet, die Verknüpfung erfolgt additiv, nach dem Schema „Und dann […] und dann […] und dann […]" – erzählanalytisch gesprochen: nach dem Prinzip der Chronik. Möglicherweise ist diese Arbeitsphase unumgänglich, liegt das Prinzip der Chronik deshalb wirklich allen Formen von Historiographie zugrunde. Die alternative Vorstellung einer räumlichen Sortierung des historischen Materials jedenfalls, seiner virtuellen Gleichzeitigkeit bei wechselnden Konjunktionen und Konstellationen, wie sie seit den zwanziger Jahren (oft unter Berufung auf Jacob Burckhardt) von Ernst Bloch, Walter Benjamin, Gershom Scholem und Siegfried Kracauer entwickelt wurde, hat bei den Praktikern wenig Zustimmung gefunden. – Von dem Erzählprinzip der Chronik jedoch ist das der Fabel streng zu unterscheiden – und durch dies letztere ist die Textsorte der Geschichtsschreibung in dem hier vertretenen Sinn charakterisiert. In ihr muß die Erzählung stets einen Anfang haben, einen Umschwung und ein Ende, muß sie erzählerisch eine Einheit konstituieren: einen bestimmten Gegenstand und seine Geschichte, die aus einer Fragestellung erwächst. Nur aufgrund dieser Kennzeichen der Fabel wird hier von „erzählerischer Darstellung" gesprochen (als einer historiographischen Textsorte neben anderen), nur sie sind gemeint, wenn im Folgenden von Geschichtsschreibung im eigentlichen Sinn die Rede ist. Vgl. Hans Michael Baumgart-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Der Erzählbegriff wurde damit von der erzählerischen Darstellung und vom Historismus völlig abgelöst. Als (metaphorische) Bezeichnung für eine angeblich spezifische Rationalität, für ein Verlaufsdenken, das wissenschaftstheoretisch zur „genetischen Erklärung" erhoben wurde, sollte er einerseits den Wissenschaftscharakter der Historie ausweisen, andererseits ihre Eigenart und Autonomie unter den Sozialwissenschaften begründen. Auch die Historischen Sozialwissenschaftler beteuerten deshalb auf einmal, daß sie in ihren Strukturanalysen eigentlich erzählen. Umgekehrt wurde klar, daß die erzählerischen Darstellungen der Historisten ebenfalls auf rationalen Problemstellungen, Theorien und Strukturanalysen beruhen, wenn diese auch im anschaulich Dargestellten nur implizit deutlich werden.[24]

Daß die Wissenschaftlichkeit der Historie jedoch auf wacklige Füße stellt, wer sie nur auf die Logik des Erzählens gründet, hat Hayden White klargemacht. Sein 1973 erschienenes Buch *Metahistory. The Historical Imagination in Nineteenth-Century Europe* markiert den Wendepunkt der angelsächsischen Debatte; die zwanzig Jahre später erschienene deutsche Übersetzung zeigt an, daß auch hier die Narrativitätsdiskussion in eine dritte – postmoderne – Phase getreten ist.[25] Ausgerechnet das Kriterium, das die spezifische Ra-

ner: Die Erzählstruktur des historischen Wissens und ihr Verhältnis zu den Formen seiner Vermittlung. Ein Diskussionsvorschlag. In: *Historisches Erzählen. Formen und Funktionen*. Hrsg. v. Siegfried Quandt und Hans Süssmuth. Göttingen 1982, S. 73–76.

24 Vgl. die Beiträge in dem Sammelband *Formen der Geschichtsschreibung* (1982) sowie den Aufsatz von Wolfgang J. Mommsen: Die Sprache des Historikers. In: *Historische Zeitschrift* 238 (1984), S. 57–81.

25 Hayden White: *Metahistory. Die historische Einbildungskraft im 19. Jahrhundert in Europa*. Aus dem Amerikanischen v. Peter Kohlhaas. Frankfurt 1991. Vgl. auch die beiden Aufsatzsammlungen von Hayden White: *Auch Klio dichtet oder Die Fiktion des Faktischen. Studien zur Tropologie des historischen Diskurses*. Aus dem Amerikanischen v. Brigitte Brinkmann-Siepmann und Thomas Siepmann. Einführung v. Reinhart Koselleck (= Sprache und Geschichte. 10). Stuttgart 1991 und ders.: *Die Bedeutung der Form. Erzählstrukturen in der Geschichtswissenschaft*. Aus dem Amerikanischen v. Margit Smuda. Frankfurt 1990. Die Anfänge der in Deutschland sehr zögerlich einsetzenden White-Rezeption schildert Wolfgang Weber: Hayden White in Deutschland. In: *Storia della storiografia* 25 (1995), S. 89–102. In der deutschen Geschichtswissenschaft werden ähnliche Positionen nur an den postmodernen Rändern vertreten, etwa bei den *oral history*-Forschern im Umkreis von Lutz Niethammer. Breitere Zustimmung finden sie dagegen bei radikal konstruktivistischen Literarhistorikern wie Siegfried J. Schmidt und dessen Schüler Gebhard Rusch: *Erkenntnis, Wissenschaft, Geschichte. Von einem konstruktivistischen Standpunkt*. Frankfurt 1987, zusammengefaßt in ders.: *Theorie der Geschichte, Historiographie und Diachronologie* (= Lumis-Schriften aus dem Institut für Empirische Literatur- und Medienforschung der Universität-Gesamthochschule Siegen. 11). Siegen 1986. Auch von der postmodernen Popular-Ethnographie werden solche Positionen verbreitet, etwa von Jürgen Heinrichs: *Erzählte Welt. Lesarten der Wirklichkeit in Geschichte, Kunst und Wissenschaft*. Reinbek, Berlin 1996.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

tionalität der Historie ausmachen soll: das Organisationsschema der genetischen Erklärung, wird von White zum rhetorischen Sprachspiel deklariert, zu einem allenfalls „tropo-logischen" Konstrukt, das keinerlei Bezugs auf eine Wirklichkeit bedarf und in fiktionalen Erzählungen ebenso gut funktioniert wie in historiographischen. Ganz im Sinne der Postmoderne betrachtet White den Geschichtsforscher als Gefangenen der Sprache. Was dieser bisher für seine wissenschaftliche Rationalität gehalten habe, will White als sprachliche Schein-Rationalität entlarven, als einen Effekt, der vollständig auf die Logik der rhetorischen Sprechfiguren (Tropen) reduziert werden könne. Auch das Erzählen nimmt er nur als eine Etage des transzendentalen Käfigs in den Blick, in dem die Historiker, ohne es bisher zu merken, gefangen seien.

Das konkrete Erzählen: eine Fabel zu entfalten, einen Gegenstand erzählerisch zu konstituieren, ist für White kein Thema. Was bei ihm *„emplotment"* heißt und in der deutschen Übersetzung „narrative Modellierung" genannt wird, meint etwas anderes, nämlich die Stilisierung von bereits vorausgesetzten Fabeln zu Geschichten eines bestimmten Typs, ihre Ausrichtung auf einige archetypische „Mythen", ihre Subsumtion unter diese angeblichen Grundmuster allen Erzählens.[26] Nur ironisch bezeichnet White dieses narrative Verfahren noch als Erklärung; schon in der Vorrede von *Metahistory* gibt er zu erkennen, daß er es als eine von drei „Strategien" betrachtet, die die Historiker verwenden, um den „Anschein" wissenschaftlicher Erklärungen zu erzeugen. Das Erzählen wird bei ihm wieder, was es bereits für die Ideologiekritiker der siebziger Jahre war: ein Ausweis der Unwissenschaftlichkeit, ein Indiz für Fiktionalisierung, ein Kainsmal, das jetzt nicht mehr nur die Historisten, sondern alle Historiker für immer aus der echten, nämlich szientistischen Wissenschaft ausschließt.[27]

26 Konkrete Erzählanalysen sucht man deshalb bei White vergebens. Die archetypischen Mythen setzt er voraus, sie in Geschichtswerken aufzufinden, gelingt ihm in geschichtsphilosophischen Abhandlungen (von Marx, Nietzsche und Croce) so gut wie in Strukturanalysen (von Tocqueville und Burckhardt) oder erzählerischen Darstellungen (von Ranke und Michelet). Zu dieser „philologische[n] Abstinenz" vgl. Patrick Bahners: Hayden White liest Edward Gibbon. Zur Ironie der Rezeptionsgeschichte. In: *Metageschichte. Hayden White und Paul Ricoeur. Dargestellte Wirklichkeit in der europäischen Kultur im Kontext von Husserl, Weber, Auerbach und Gombrich*. Hrsg. v. Jörn Stückrath und Jürg Zbinden. Baden-Baden 1997, S. 125–138.

27 White läßt offen, ob er sein Wissenschaftsideal überhaupt irgendwo verwirklicht sieht (in der Mathematik? der Physik? der Linguistik?). Möglicherweise erneuert er die vormoderne Entgegenstellung von *scientia* und *litteris* nur, um die Unmöglichkeit wirklicher Wissenschaft darzutun und damit das „Recht", ja die absolute Vorherrschaft der *humanities* zu begründen. Die ironische Pointe von *Metahistory* wäre dann – so wird es in den U.S.A. gewöhnlich verstanden – das Plädoyer für einen *new historicism*, für eine Geschichtsschreibung, die keinen Wissenschaftsanspruch mehr erhebt, dafür aber ihre Lizenzen als Sprachspiel voll ausschöpft. – Auch der Literaturgeschichtsschreibung hat man ein solches Selbstverständnis empfohlen, etwa Hinrich C. Seeba: Literatur und

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Whites Ansatz hat bisher nicht die kritische Auseinandersetzung erfahren, die er verdient;[28] auch in dieser Arbeit wird diese nicht geleistet. Dennoch können die folgenden Untersuchungen als Entgegnung auf White verstanden werden. Wenn sie nämlich plausibel zu machen vermögen, daß bereits auf einer Ebene, die White gar nicht beachtet, im konkreten Erzählvorgang nämlich, das historiographische Erzählen und das fiktionale unverwechselbar auseinandertreten, daß sie zwei klar unterscheidbare Konstitutionslogiken erkennen lassen und damit zwei völlig verschiedene Arten von Gegenständen hervorbringen – und das in einer Epoche, in der die Geschichtsschrei-

Geschichte. Hermeneutische Ansätze zu einer Poetik der Geschichtsschreibung. In: *Akten des VI. Internationalen Germanisten-Kongresses Basel 1980*. Hrsg. v. Heinz Rupp und Hans Gert Roloff (= Jahrbuch für Internationale Germanistik. Reihe A: Kongreßberichte. 8), Teil 3. Bern, Frankfurt, Las Vegas 1980, S. 201–208. Dagegen wendet sich mit einer brillianten Kritik an White Klaus Weimar: Der Text, den (Literar-) Historiker schreiben. In: *Geschichte als Literatur. Formen und Grenzen der Repräsentation von Vergangenheit*. Hrsg. v. Hartmut Eggert, Ulrich Profitlich und Klaus R. Scherpe. Stuttgart 1990, S. 29–39. Daß Whites Maßstäbe für Wissenschaftlichkeit kruden Positivismus verraten, zeigt neben Weimar auch Eugene O. Golob: The Irony of Nihilism. In: *Metahistory. Six Critiques* (= History and Theory. Beiheft 19). Middletown 1980, S. 55–65.

28 Leider gilt dies auch für die jüngst erschienene Entgegnung auf die Postmodernen von Richard J. Evans: *In Defence of History*. London 1997. Deutsch u.d.T.: *Fakten und Fiktionen. Über die Grundlagen historischer Erkenntnis*. Aus dem Englischen v. Ulrich Speck. Frankfurt, New York 1998. So umfassend Evans die englischsprachige Diskussion rekapituliert, so klar und jedem Jargon abhold er die Angriffe der Postmodernen auf die Historie zusammenfaßt, so enttäuschend bleiben seine eigenen Erwiderungen. Wie die deutsche Ausgabe schon im Titel verrät, beharrt Evans auf einem objektivistischen Begriff historischer Fakten (a.a.O. S. 79) – daß bereits jede Feststellung eines Faktums mit Hilfe von Kategorien erfolgt, die der Historiker mitbringt, wird von ihm ignoriert. Anders die transzendentalphilosophisch geschulten Historiker zu Beginn des 19. Jahrhunderts: Gerade dem von Evans mehrfach zitierten Ranke war bewußt, daß es sich bei den sogenannten Fakten um Konstrukte handelte (vgl. unten Kapitel 5). Nicht durch Isidor von Sevillas alte Gegenüberstellung von *res factae* und *res fictae* ist der postmodernen Erkenntnisskepsis deshalb zu begegnen, sondern nur durch eine genaue Betrachtung der Konstrukte: durch den Nachweis, daß sie sich in ihrer Eigenart durchaus unterscheiden, je nachdem ob es sich um wissenschaftliche oder ästhetische Konstrukte handelt, um referentielle oder fiktionale. – Treffender, wenn auch zu pauschal wird Hayden White mit literaturwissenschaftlichen Kategorien kritisiert von Paul Michael Lützeler: Geschichtsschreibung und Roman: Interdependenzen und Differenzen. In ders.: *Zeitgeschichte in Geschichten der Zeit. Deutschsprachige Romane im 20. Jahrhundert* (= Studien zur Literatur der Moderne. 15). Bonn 1986, S. 2–25 sowie ders.: Fiktion in der Geschichte – Geschichte in der Fiktion. In: *Poetik und Geschichte. Viktor Žmegač zum 60. Geburtstag*. Hrsg. v. Dieter Borchmeyer. Tübingen 1989, S. 11–21. Überarbeitet wieder in ders.: *Klio oder Kalliope? Literatur und Geschichte: Sondierung, Analyse, Interpretation* (= Philologische Studien und Quellen. 145). Berlin 1997, S. 11–20.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

bung und der Geschichtsroman sich durch wechselseitige Orientierung aneinander näherstanden als vielleicht jemals sonst –, dann deutet das darauf hin, daß das Erzählen weniger das starre Gitter ist, als das White es betrachtet, denn ein flexibles, höchst differenziert einsetzbares Instrument, das ganz verschiedenen Darstellungsinteressen dienen kann, fiktionalen so gut wie wissenschaftlichen.[29]

29 Durch diesen Ansatz unterscheidet die hier vorgelegte Studie sich grundlegend auch von Daniel Fulda: *Wissenschaft aus Kunst. Die Entstehung der modernen deutschen Geschichtsschreibung 1760–1860* (= European Cultures. 7). Berlin, New York 1996. Fulda geht von der Annahme aus, der allgemeine geschichtslogische Erzählbegriff der Narrativisten lasse sich auf den poetologischen der „literarischen Verfabelung" reduzieren (a.a.O., S. 31, 33 f.); die erzähltheoretische Unterscheidung von Chronik und Fabel, *story* und *plot* wird von Fulda negiert. Das gesamte Geschichtsdenken und alle Textsorten, in denen es sich manifestiert, richtet er auf die Poetik der Verfabelung aus; einmal mehr verabsolutiert er die erzählerische Darstellung zum Inbegriff der Historie. Entsprechend behauptet er mit Paul Ricoeur einen „literarischen Ursprung" der Geschichtswissenschaft (39), sucht er deren „poetische und poetologische Fundamente" aufzudecken (34), betrachtet er „das literarische Erzählen" (gemeint ist das fiktionale) als „die avanciertere Variante" im Vergleich mit dem historiographischen, erklärt er jenes zum Vorbild, „Orientierungspunkt" und zur „immanente[n] Kritik" der Geschichtsschreibung (17), macht er es durchgehend zum Maßstab für die Historie. Gegen diese Verkürzungen wird hier erstens auf dem Unterschied von Chronik und Fabel beharrt: Nur die Logik der Chronik ist in allen Forschungsfragen der Historiker vorausgesetzt und somit in allen historiographischen Textsorten, der Logik der Fabel hingegen gehorchen weder der Forschungsaufsatz noch das Handbuch noch die Strukturanalyse. Auf die „Verfabelung" ist die Historie mithin nicht zu reduzieren, über ihre Gleichsetzung mit der erzählerischen Darstellung führt die hier vorgeschlagene Textsortenlehre hinaus. Zweitens wird hier davon ausgegangen, daß die Kategorien des Erzählens zwar zuerst an fiktionalen Erzählungen erkannt und beschrieben wurden, nur deswegen aber keineswegs selbst fiktionaler Natur sind. Vielmehr liegen sie als universelle Kategorien auch pragmatischen Erzählungen zugrunde wie der Geschichtsschreibung, werden darin jedoch nach einer anderen Konstitutionslogik gebraucht. Drittens wird hier behauptet, daß die unterschiedliche Konstitutionslogik von fiktionalen und pragmatischen Erzählungen auf unterschiedliche Darstellungsinteressen zurückgeht – und deshalb auch nach verschiedenen Kriterien beurteilt werden muß. Der für die Geschichtsdichtung geltende literarische Maßstab taugt für die Geschichtsschreibung nicht. Es macht keinen Sinn, einer Birne vorzuwerfen, daß sie kein Apfel ist; nur als Kernobst lassen sie sich vergleichen.
Der hier vorgeschlagene Ansatz macht die genannten (und eine Reihe von weiteren) Verkürzungen bei Fulda sichtbar; zusammen ergeben sie trotz vieler treffender Einzelbeobachtungen ein durch und durch schiefes Bild vom Verhältnis zwischen Geschichtsschreibung und Roman. Das liegt auch an Fuldas Verfahren: Er verläßt sich weitgehend auf die Literatur- und Geschichtstheorie der Zeit bzw. auf die heutige Forschung dazu; seine Textanalysen exemplifizieren nur die an der Theorie gewonnenen Ergebnisse. Im Fernglas der Theorie und einiger suggestiver Allgemeinbegriffe aber rückt manches zusammen, was sich unter dem Mikroskop der Einzeltextanalyse als höchst verschieden erweist.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

I. DIE KRISE DER GESCHICHTSDARSTELLUNG IN DER AUFKLÄRUNG

> Es ist ein anders, eine Geschichte zum juristischen Gebrauche,
> ein anders, sie zum Unterricht und Vergnügen der Menschen schreiben:
> für jenen arbeitet der historische Zusammenträger, für dieses der Geschichtschreiber:
> die Werke des ersten gehören zur Gelehrsamkeit,
> die Produkte des lezten unter die Litteratur der Nation,
> unter die Denkmäler ihres Genies.[1]

Kein geringerer als Lessing bescheinigt den deutschen Aufklärungshistorikern 1759, „daß es um das Feld der Geschichte in dem ganzen Umfange der deutschen Literatur, noch am schlechtesten" bestellt ist. Und er weiß auch einen Grund dafür zu nennen:

> Unsere schönen Geister sind selten Gelehrte, und unsere Gelehrten selten schöne Geister. Jene wollen gar nicht lesen, gar nicht nachschlagen, gar nicht sammeln; kurz, gar nicht arbeiten: und diese wollen nichts, als das. Jenen mangelt es am Stoffe, und diesen an der Geschicklichkeit ihrem Stoffe eine Gestalt zu erteilen.[2]

Literarisch „schöne" Geschichtsschreibung und gelehrte Geschichtserkundung sieht Lessing auseinanderklaffen: stilistisch, inhaltlich und auch personell. Geschichtsschreiber und Geschichtsforscher bilden für ihn zwei verschiedene Gruppen: hier die staatsmännischen Historiographen (wie Friedrich II. oder die Jesuiten in Wien), die in rhetorisch geschulter Form aus unmittelbarer Nähe zum Geschehenen erzählen, dort die akademischen Gelehrten, die über Überresten brüten und umständliche Untersuchungen oder Lehrbücher veröffentlichen. Ein Werk dieser letzten Art hat Lessing zu rezensieren; dabei schickt er seiner Besprechung eine grundsätzliche Bemerkung voraus:

> Überhaupt aber glaube ich, daß der Name eines *wahren Geschichtschreibers* nur demjenigen zukömmt, der die Geschichte seiner Zeiten und seines Landes beschreibet. Denn nur der kann selbst als Zeuge auftreten, und darf hoffen, auch von der Nachwelt als ein

1 Johann Carl Wezel: *Über Sprache, Wissenschaften und Geschmack der Teutschen*. Leipzig 1781, S. 252. Nachdruck in ders.: *Kritische Schriften*. Im Faksimiledruck hrsg. mit einem Nachwort und Anmerkungen v. Albert R. Schmitt (= Deutsche Neudrucke. Reihe: Texte des 18. Jahrhunderts), Bd. 3. Stuttgart 1975, S. 53 ff., hier: S. 320.

2 Gotthold Ephraim Lessing: Briefe, die neueste Literatur betreffend 1759-1765. 52. Brief. In ders.: *Werke*. In Zusammenhang mit Karl Eibl, Helmut Göbel, Karl S. Guthke, Gerd Hillen, Albert Schirnding und Jörg Schönert hrsg. v. Herbert G. Göpfert, Bd. 5. München 1973, S. 185.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

> solcher geschätzt zu werden, wenn alle andere, die sich nur als Abhörer der eigentlichen Zeugen erweisen, nach wenig Jahren, von ihres gleichen gewiß verdrungen sind. (a.a.O., S. 186)

Nur Zeugnisse für die Nachwelt, nur Überlieferung also, nur zeitgeschichtliche Erzählungen mit Quellenwert stellen für Lessing eigentliche Geschichtsschreibung dar. Gelehrte Untersuchungen und wissenschaftliche Darstellungen fallen nicht darunter. Lessings Begriff von Geschichtsschreibung geht von der literarisch-rhetorischen Historie, letztlich von antiken und humanistischen Vorbildern aus. Haltbar werden sie für die Nachwelt, wenn sie wahr sind. Dies aber verbürgt in Lessings Gegenwart nicht mehr die Nähe zum Geschehenen allein. Geschichtsschreibung soll jetzt auch den kritischen Ansprüchen der Gelehrten genügen. Sie soll die Geschichtserkundung miteinbeziehen, soll durch Geschichtserkundung erarbeitet sein und zugleich die Erzählunmittelbarkeit von Zeugenaussagen besitzen. Eine solche Synthese ist Lessing in der deutschen Historiographie seiner Zeit nicht bekannt.

Gefordert wird sie keineswegs von ihm allein. Auch ein Publizist wie Ernst Ludwig Posselt beklagt 1786 den „Uebelstand, daß in neuern Zeiten die Historiographie aus dem Cabinet des Staatsmanns, ihrem eigentlichen Wohnorte, an den Pult des Gelehrten sich verirret hat".[3] Die „Schul- und Stubengelehrten, die sich Geschichtschreiber nennen" (23), sähen nur, „was geschah; nicht wie und warum es geschah" (25); deshalb verfehlten sie in ihren Hervorbringungen den „lezten Zweck, und mit ihm den wahren Begrif der Geschichte" (11). Sie räsonierten, statt das Geschehene getreulich zu spiegeln, zergliederten es, statt es zu malen, böten nur ein „Gerippe der Begebenheiten" statt eine lebendig werdende Gestalt (18).

Wie Lessing bezieht Posselt seinen „wahren Begrif der Geschichte" von den Vorbildern der Alten. Auch für ihn besteht die eigentliche Geschichtsschreibung aus Zeitgeschichten, liegt ihre Aufgabe in der Überlieferung unsterblicher Taten für die Nachwelt, „malt" sie ein einheitliches Geschehen in seinem Verlaufe nach. „Also nicht was geschah, sondern wie es geschah, ist die lehrreiche Seite der Geschichte, die feinste Kunst, der lezte Zweck des Geschichtschreibers" (14). Nicht „im Ton des Schullehrers, oder des Philosophen, von dem man nur kalten Beweis erwartet," ist für Posselt dieses Ideal noch zu erreichen, „sondern, obgleich voll Wahrheit, doch mit der feinsten Kunst des grossen Schauspieldichters, der die ganze weitläuftige Kette der Begebenheiten durch Grund und Folge ordnet" (12).

Diese Ansicht teilen sogar die Gelehrten. Je größer das Übergewicht wird, das sie mit ihrer Geschichtserkundung gegenüber der in Deutschland ohnehin

3 Ernst Ludwig Posselt: *Ueber teutsche Historiographie. Eine Rede bey der Jubelfeyer des Carlsruher akademischen Gymnasii den 21. Nov. 1786 in Gegenwart des hochfürstlichen Hauses gehalten*. Carlsruhe 1786, S. 25. Auf diese Ausgabe beziehen sich die folgenden Seitenangaben im Text.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

marginalen literarisch-rhetorischen Historie gewinnen, desto ehrgeiziger wollen auch sie richtige Geschichte schreiben – und stellen fest, daß sie vor diesem Anspruch versagen. 1767 räumt Johann Christoph Gatterer ein, daß „die Muse, die der Geschichte vorstehet, unsern teutschen Genies noch nicht sonderlich günstig gewesen" ist.[4] Präzise beschreibt er die Schwierigkeiten, mit denen die deutschen Aufklärungshistoriker bei der historiographischen Darstellung kämpfen. Seine Überlegungen führen zum Kern ihres Erzählproblems; deshalb seien sie hier ein wenig näher betrachtet.

Als historiographischer Hilfswissenschaftler, der Gatterer zunächst ist, hat er die kritischen Verfahren erprobt und so gründlich über sie nachgedacht, daß er ihre Prinzipien in zahlreichen Handbüchern zu explizieren vermag. Rasch finden sie Anerkennung als Standardwerke. Gatterer erhält einen Ruf nach Göttingen und damit den Auftrag, über Weltgeschichte zu lesen. Als amtlich bestallter Universalhistoriker quält er sich mit der Aufgabe, von den bienenfleißig zusammengetragenen Tatsachen, deren Häufung er als „Chaos" empfindet, zu einer weltgeschichtlichen Synthese zu gelangen. Nicht als Geschehen(es) begegnet die Weltgeschichte dem deutschen Gelehrten, sondern als Wissen aus den Mühlen der Wissenschaft, nicht immer schon strukturiert, sondern als Staub.

Gatterer verknüpft die historischen Einzeltatsachen „pragmatisch". Pragmatisch ist in der geschichtstheoretischen Diskussion seiner Zeit ein Zauberwort, pragmatisch sollen alle Geschichtswerke sein. Entsprechend vieldeutig wird der Ausdruck gebraucht.[5] Immer steht dahinter die Voraussetzung, daß es sich bei der Historie nur um empirisches Wissen handelt: ein Wissen, das zwar durch kritische Prüfung und Reinigung der Überlieferung entsteht, danach aber in vereinzelten, aus allen Zusammenhängen gelösten Tatsachen dingfest gemacht werden kann. Erst wenn man diese Tatsachen in einem weiteren Schritt ordne, überschreite man den Bereich der reinen Empirie – und dies wird in der späten Aufklärung „pragmatisch" genannt. Stets handelt es sich also darum, von (vermeintlich) absoluten Tatsachen einen Bezug herzustellen zu etwas anderem, seien es die lebenspraktischen Interessen oder Ordnungsraster der Gegenwart, seien es Vermutungen oder Rekonstruktionen der Ge-

4 Johann Christoph Gatterer: Vom historischen Plan, und der darauf sich gründenden Zusammenfügung der Erzählungen (1767). In: *Theoretiker der deutschen Aufklärungshistorie*, Bd. 2, S. 621–662, hier: S. 622. Auf diese Ausgabe beziehen sich die Seitenangaben im Text.

5 Vgl. Gudrun Kühne-Bertram: Aspekte der Geschichte und der Bedeutungen des Begriffs ‚pragmatisch' in den philosophischen Wissenschaften des ausgehenden 18. und des 19. Jahrhunderts. In: *Archiv für Begriffsgeschichte* 27 (1983), S. 158–186 sowie vor allem Lothar Kolmer: G.Ch. Lichtenberg als Geschichtsschreiber. Pragmatische Geschichtsschreibung und ihre Kritik im 18. Jahrhundert. In: *Archiv für Kulturgeschichte* 65 (1983), S. 371–415.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

schichtsforscher. In diesem letzten Sinn gebraucht Gatterer den Begriff. Er polemisiert gegen Geschichtswerke, die pragmatisch heißen, weil ihre Verfasser die historischen Tatsachen in das Prokrustesbett eines vorgegebenen Schemas zwingen. Dagegen beansprucht er, die Begebenheiten in anderem Sinn pragmatisch zusammenzufügen, nämlich: nach ihrem „innere[n] Verhältnis", geleitet durch den vom Historiker rekonstruierten „Zusammenhang zwischen Ursachen und Wirkungen" (655 f.).

> Der *höchste Grad des Pragmatischen* in der Geschichte wäre die Vorstellung des allgemeinen Zusammenhangs der Dinge in der Welt (*Nexus rerum universalis*). Denn keine Begebenheit in der Welt ist, so zu sagen, insularisch. Alles hängt an einander, veranlaßt einander, zeugt einander, wird veranlaßt, wird gezeugt, und veranlaßt und zeugt wieder. Die Begebenheiten der Vornehmen und der Geringen, der einzelnen Menschen und aller zusammen, des Privatlebens und der grossen Welt, ja selbst der unvernünftigen und leblosen Geschöpfe und der Menschen, alle sind in einander verschlungen und verbunden. (659)

In dieser Gesamtansicht fände Gatterers Arbeit ihr Ziel, in ihr wäre das Chaos der unverbundenen Tatsachen aufgehoben. Gatterer weiß, daß eine solche Sicht für den Menschen nicht erreichbar ist. Da der Historiker nur „*merkwürdige* Begebenheiten" berichten soll, dürfe er sich auf die Darstellung von deren Kausalgerüst beschränken. Er braucht nur Ausschnitte aus dem *Nexus rerum universalis* herzustellen: „System[e] von Begebenheiten" (656) und im großen Maßstab der Universalgeschichte „Systeme" von Geschichten verschiedener Völker.

Mit dem Kausalgerüst hinter den Tatsachen hofft Gatterer das Kriterium gefunden zu haben, nach dem sich die in eine Weltgeschichte gehörigen Begebenheiten wie von selbst auswählen (657 f.) und dabei auch noch zu einem „einzige[n] und wohlverbundene[n] Ganze[n]" zusammenschließen (625 f.). Keine dürfe isoliert, nur um ihrer selbst willen, bloß weil sie bekannt ist, Erwähnung finden, jede müsse mit allen anderen kausallogisch verbunden sein oder, falls diese Verbindung nicht herzustellen ist, ausgeschieden werden. Die kausallogische Einheit und Geschlossenheit soll auch in der Darstellung zum Ausdruck kommen. Gatterer fordert, daß die Tatsachen nicht mehr wie in älteren Universalgeschichten nach Jahren, Schauplätzen und Themen aufgezählt, sondern ihrem kausalen Zusammenhang entsprechend erzählt werden, soll heißen „die Ursachen gehen voran, die Wirkungen folgen" (656), gleichzeitige Systeme werden, durch Einschübe ineinandergestaffelt, in den Hauptstrang der Historie eingefügt.

Zu einer universalhistorischen Darstellung, die ihn befriedigt hätte, gelangt Gatterer damit nicht. Immer wieder wirft er seine Systeme von Haupt- und Nebenvölkern, von Haupt- und Nebenbegebenheiten um. Vier verschieden konzipierte Universalgeschichten legt er im Laufe seiner Lehrtätigkeit vor, 1799 stirbt er mit dem Empfinden, keine wirkliche Lösung gefunden zu haben.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Er konnte sie nicht finden, da seine pragmatische Verknüpfung der Tatsachen kein zureichendes Darstellungsprinzip ergibt.[6] Sie stiftet kausallogische Einheiten, darstellerische Geschlossenheit folgt daraus nicht. Im Gegenteil tendiert jeder Ausschnitt aus dem *Nexus rerum universalis* dazu, nach allen Seiten in die Unendlichkeit weiterer kausaler Verknüpfungen auszufransen, wechselt jede Begebenheit in den immer neu, immer anders herstellbaren Kausalbezügen ständig ihren Platz. Die pragmatische Verknüpfung erweist sich als formales Prinzip, das unendlich viele Ausformungen erlaubt. Es bedürfte der Lenkung durch ein Interesse, eine Fragestellung, einen Wertgesichtspunkt; doch daran fehlt es bei Gatterer. Außer den allgemeinen „Zwekken" der historischen Gebrauchsliteratur (633 f., 646 f.) weiß er kein Kriterium dafür zu nennen, was bestimmte Begebenheiten „merkwürdig" macht, und welche Kausalbezüge zwischen ihnen hervorzuheben sind. Erkenntnisinteressen ersetzt er durch Methode – darstellerische Einheit ist dabei nicht zu erlangen.

Deshalb führt auch Gatterers Rede vom Erzählen in die Irre. Seine Geschichtsdarstellung – wie auch die der in seinem Sinne pragmatischen Aufklärungshistoriker insgesamt – ist Erzählung nur insofern, als sie Aussagen über Veränderungen in der Zeit aneinanderreiht. Dabei aber fehlt den referierten Handlungen der Bezug auf ein Ganzes, fehlt ihnen die bewußte Gestaltung der erzählten Zeit.[7] Obwohl Kausalbezüge nur im Zeitablauf sichtbar werden, abstrahieren sie von der konkreten Zeit. Der pragmatische Historiker sieht in ihr nur den gleichförmigen Richtungspfeil, auf dem er Ursachen und Wirkungen hintereinanderordnet. Seine Systemdarstellungen sind in Wirklichkeit eine Form der Beschreibung; erzählt werden kann ein System nicht. Denn einem Erzähler ist die Zeit mehr als ein äußerlicher Rahmen; als erzählte Zeit bildet sie auch seinen Gegenstand. Indem er Zeiträume ausspart oder rafft, bei bestimmten Zeitpunkten verweilt und sie dehnt, verwandelt er die abstrakte physikalische Zeit in die konkrete, bedeutsame, gedeutete seiner Erzählung. Diesem Erzählen widersteht die pragmatischen Geschichtsbetrachtung. Einmal spürt Gatterer das selbst:

> Man erwäge nur mit Aufmerksamkeit den Zweck, warum eine Universalhistorie geschrieben wird, und man wird bald gewahr werden, daß sie, gegen Specialhistorien betrachtet, eben das in der Historie thun müsse, was in der Geographie die Charte vom Globus thut. Die Universalhistorie muß also kurz seyn, muß sich nur mit den Hauptrevolutionen beschäftigen, muß den allgemeinen Zusammenhang der Merkwürdigkeiten in den Specialhistorien, und das Gleichzeitige aller grossen Veränderungen auf dem Erdboden, im Staate, in der Religion, in den Künsten und Wissenschaften, in der Handlung und Schiffarth etc. unter einem ins Kleine gebrachten Bilde nicht sowol erzählen, als vielmehr vormalen. (646 f.)

6 Vgl. Hilmar Kallweit: Erzähltheorie und Geschichtsphilosophie. Zur Charakterisierung der pragmatischen Geschichtsschreibung. In: *Von der Aufklärung zum Historismus*, S. 155–157.

7 Vgl. Lämmert: *Bauformen*, S. 32–34.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Selbst mit dem Malen täuscht Gatterer sich. Eine (Geschichts-) Landkarte ist kein Gemälde, sondern eine Abstraktion. Prägnant bezeichnet die Metapher den Status der pragmatischen Weltgeschichten: Nicht um Erzählungen handelt es sich, sondern um Überblicke in abstrakt-zeichenhafter Form. Ihrer Statik entsprechen die Formen des Abrisses, der „Vorstellung", des Handbuchs, über die die pragmatischen Historiker nicht hinausgelangt sind.

Mag Gatterer zeitweise geglaubt haben, durch sein pragmatisches „Erzählen" dem Vorbild der antiken Geschichtsschreibung nahezukommen (656), mag er sich gewünscht haben, seine akademischen Universalgeschichten in den Rang wirklicher Geschichtsschreibung zu erheben, bald räumt er ein, daß über der „Classe der pragmatischen Geschichtschreiber", über seiner eigenen also, noch die der „evidente[n] Geschichtschreiber" steht.[8] Diese verstünden die „Kunst anschauend zu erzählen und ideale Gegenwart der Begebenheiten bey dem Leser zu erwecken" (466). Gatterer erkennt bei ihnen ein anderes Erzählprinzip als das pragmatische Nachzeichnen von Ursache-Wirkung-Beziehungen:

> Man muß bey dem Leser die Idee des Vergangenen auf alle Weise zu verbannen suchen, oder welches einerley ist, man muß überall, wo man kan, aus dem Vergangenen etwas Gegenwärtiges machen, damit der Leser Antheil an der Sache nehme, und dadurch unterhalten, oft auch gerührt werde. (468)

Dafür solle der Geschichtsschreiber häufig in der Gegenwartsform sprechen, „lebhafte Schilderungen der Oerter und Länder, der Sachen und Personen" geben, „handlende Personen redend" einführen, um „ihnen dadurch gleichsam das Leben wieder zu geben" und vor allem sich selbst

> seinen Lesern so sehr verbergen, als möglich ist. Die ganzen Rollen müssen immer wie vor den Augen des Lesers gespielet werden, und der Geschichtschreiber muß dabey meistens nur so zu sagen als einer der Umstehenden oder als Zuschauer, und bisweilen allenfalls nur als ein Nomenclator für den Leser, erscheinen. (468)

Unüberhörbar klingt hier die zeitgenössische Ästhetik-Diskussion an. Gatterer reformuliert das alte Programm anschaulich vergegenwärtigender Geschichtserzählung mit Hilfe neuester Theorien der szenischen Darstellung in Epos und Roman, wie sie Bodmer, Lessing und Blankenburg gerade entwikkeln. Vor allem jedoch übernimmt Gatterer produktionsästhetische Ideen.

> Wer Begebenheiten anschauend erzählen will, muß so viel historisches Genie haben, daß er das, was er erzählen will, selbst anschauend denken kan: er muß durch ideale Gegenwart der Begebenheiten zuvor selbst Zuschauer worden seyn, und als dann kan er [...] hoffen, daß er das, was er anschauend erkant hat, auch werde anschauend erzählen, und seine Leser in die Situation von Zuschauern versetzen können. (466)

8 Johann Christoph Gatterer: Von der Evidenz in der Geschichtkunde (1767). In: *Theoretiker der deutschen Aufklärungshistorie*, Bd. 2., S. 466–478, hier: S. 477. Auf diese Ausgabe beziehen sich die folgenden Seitenangaben im Text.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Die „Kunst anschauend zu erzählen" erfordert „Genie". Sie stellt eine produktive Leistung dar. Der Geschichtsschreiber muß „anschauend denken", also seine Einbildungskraft gebrauchen. Wenn er Gelehrter ist, hat er die Vorgänge, die er schildern will, nicht selbst gesehen. Er besitzt nur kritisch gesichertes Wissen über sie, steht vor lauter unverbundenen Einzeltatsachen. Mit Hilfe der Einbildungskraft aber vermag er seine Forschungsergebnisse in „ideale Gegenwart" zurückzuverwandeln. Er reproduziert sie in sich und kann dadurch zum Zuschauer werden. Nicht sieht er jetzt selbst mehr oder mit Hilfe von Augenzeugen ein reales äußeres Geschehen (das war das Erkundungsprinzip der Geschichtsschreiber in der rhetorischen Tradition); vielmehr stellt er es sich aufgrund seines kritisch gesicherten Wissens innerlich vor. Die Entdeckung der Einbildungskraft gestattet es Gatterer, eine Synthese aus literarisch veranschaulichender Darstellung und gelehrtem Wissen zumindest zu denken.[9]

Doch bleibt das Theorie und prekär. Gatterer selbst traut der erreichten Synthese nicht. Zu nahe rückt sie den Geschichtsschreiber an den Dichter heran. Zwar seien beide „in Ansehung der Materialien [...] und in der Art der Verarbeitung" durchaus verschieden – bringe der evidente Historiker im Gegensatz zum Dichter doch „ein Ganzes, das schon einmal da gewesen ist, auf eben die Art, wie es da gewesen ist, nur aufs neue zum Vorschein" (470) –, aber Gatterer fürchtet, daß man diesen Unterschied in den Erzählungen selbst nicht wahrnehmen könne. Die evidente Geschichtserzählung erreiche nur die

> Wahrheit der Romane: soll sie zur *historischen Wahrheit* werden, so muß man zeigen, daß die Zeitgenossen so davon gedacht haben, wie sie erzählet wird, und dis ist der Zweck der *historischen Demonstration* [...],

soll heißen: der lückenlosen Rückführung des Erzählten auf Quellen in Form von Zitaten, Beilagen und Anhängen (477). Gatterer will also nicht nur die Materialien des Historikers genannt und beglaubigt sehen, auch die mit Hilfe der Einbildungskraft erreichte Anschauung soll jederzeit als getreue Nachahmung ausgewiesen werden. Als ob der Historiker, wenn dies möglich wäre, seine Einbildungskraft überhaupt benötigte! Die nachgeschobene Bedingung beraubt ihn wieder der Produktivität, die Gatterer ihm für die veranschaulichende Erzählung eingeräumt hatte. Kein Wunder, daß Gatterer kein Beispiel für die Verwirklichung seines Programms zu nennen weiß. Die „Classe" der „evidente[n] Geschichtschreiber" – in Gatterers Gegenwart ist sie leer.[10]

9 Zur viel radikaleren Befreiung der Einbildungskraft bei Schiller und Humboldt vgl. unten Kapitel 2, S. 78 ff.

10 Dies bekundet der programmatische Artikel, mit dem Gatterer den ersten Band einer von ihm gegründeten und herausgegebenen geschichtswissenschaftlichen Fachzeitschrift eröffnet: Historische Kunst. Eine Anecdote aus Frankreich, im Jahr 1764 vorgelesen von J.C. Gatterer. In: *Allgemeine historische Bibliothek* 1 (1767), S. 1–14. Anschaulich wird dort das Fehlen von „teutschen Geschichtbücher[n], im Geschmack der alten Grie-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Darin stimmen Lessing, Posselt und Gatterer überein: Die historiographische Darstellung ist in der deutschen Literatur ihrer Zeit ein Problem. Alle drei reflektieren auf eine Situation, in der nicht mehr Staatsmänner die Geschichtswerke verfassen, sondern Gelehrte, nicht mehr Augenzeugen, sondern Forscher, nicht mehr Berichterstatter, sondern Wissenschaftler. Gleichwohl halten alle drei an einem Ideal „wirklicher" Geschichtsschreibung fest, das von der literarisch-rhetorischen Historiographie der Alten, sprich: der antiken und humanistischen Staatsmänner abgeleitet ist. Wirkliche Geschichtsschreibung muß diesem Ideal zufolge durch äußere (so Lessing und Posselt) oder innere Anschauung (so Gatterer) beglaubigt sein. Sie muß ihren Gegenstand wiederum zur Anschauung zu bringen, das heißt ihn vergegenwärtigend erzählen. Nur so erlangt sie bleibenden Wert für die Nachwelt, weil sie selbst zur kanonischen Quelle für das Geschehene wird. Alles andere, die gelehrte und auch die pragmatische Historiographie, gilt gegenüber der „wirklichen" Geschichtsschreibung als Gebrauchsliteratur zweiten Rangs. Deshalb suchen der Literat, der Publizist und der Gelehrte nach Wegen, wie die Kluft zwischen Gebrauchsliteratur und eigentlicher Historie geschlossen, wie das alte Darstellungsideal wieder erreicht und zugleich der neue wissenschaftliche Standard gewahrt werden, wie ein Gelehrter im Deutschland des späten 18. Jahrhunderts sich zu einem Geschichtsschreiber erheben kann.[11]

chen und Römer" beklagt. Der Vorsatz ist deutlich: Die neu gegründete Zeitschrift soll dazu beitragen, den konstatierten Mangel zu beheben. Dazu veröffentlicht Gatterer in ihr nicht nur die oben erörterten geschichtstheoretischen Abhandlungen, sondern auch eine Folge von Vorträgen, die er an seinem Institut der historischen Wissenschaften angeregt hatte. Stück für Stück werden darin die klassischen Geschichtswerke der Griechen und Römer zergliedert, um ihre Darstellungsprinzipien aufzudecken (Nachweise bei Kolmer: Lichtenberg als Geschichtsschreiber, Fußnote 18). Nur eine reflektierte Orientierung an den Alten, meinte Gatterer, könne wieder wirkliche Geschichtsschreibung hervorbringen.

11 „Wir haben viele gute Forscher, Untersucher, Lehrer, Sammler, viele Zusammenträger der Geschichte," stellt Wezel 1781 fest, „aber keinen einzigen Geschichtschreiber." (Johann Carl Wezel: *Über Sprache*, S. 249. Nachdruck S. 317). Diese Ansicht war in der deutschen Aufklärung topisch, sie gehörte, wie Wezel hinzufügt, „unter die Dinge dieser Welt, die keines Beweises bedürfen." Daß diese Behauptung zutrifft, wird deutlich, sobald man die hier vorgestellten prominenten Beispiele mit Quellen zweiten und dritten Rangs vergleicht, etwa, um nur zwei zu nennen, mit Carl Renatus Hausen: Freye Beurtheilung über die Wahl, über die Verbindung, und Einkleidung der historischen Begebenheiten, und Vergleichung der neuern Geschichtschreiber, mit den römischen. In ders.: *Vermischte Schriften*. Halle 1766, S. 1–27 oder mit Johann Georg Meusel [unter dem Kürzel: H.J.U.]: Schreiben aus D… an einen Freund in London über den gegenwärtigen Zustand der historischen Litteratur in Teutschland. In: *Der teutsche Merkur*. Des zweyten Bandes Drittes Stück. Junius 1773, S. 247–266. Punkt für Punkt finden die oben referierten Positionen sich darin wieder. – Ein vernichtendes Urteil fällt auch Friedrich der Große in der vielgelesenen Schrift, auf die Wezel antwortet,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Das ist nicht die Frage, die heutige Historiographiehistoriker ihnen bisher entnommen haben. Da sie sich für die Wurzeln der modernen Geschichtswissenschaft interessieren, beschränken sie ihre Forschung zur Aufklärungsepoche auf die Erzeugnisse der Gelehrten[12] – scheint die gelehrte oder populäre historiographische Gebrauchsliteratur doch auch den quantitativ größten und qualitativ bedeutendsten Teil des historischen Schrifttums in der deutschen Aufklärung auszumachen.[13] Dieser Teil aber wird den Historiographiehistorikern zum Ganzen. Indem sie ihn als Aufklärungshistorie bezeichnen, setzen sie ihn mit Geschichtsschreibung gleich. Gar nicht erst wahrgenommen wird dadurch, daß die alte Unterscheidung von Geschichtsschreibung und gelehrter historiographischer Gebrauchsliteratur in der Aufklärung neue Aktualität gewinnt. Nicht wahrgenommen wird, daß die Gelehrten sich trotz aller Mühe, ihre Werke in den Rang wirklicher Geschichtsschreibung zu erheben, weit vom Ziel entfernt finden. Nicht wahrgenommen wird in einem Wort, daß „die Aufklärungshistorie" sich als Historie im eigentlichen Sinn gar nicht begreift.

Das macht auch die bisherige Forschung zur Darstellungsfrage schon im Ansatz problematisch. Je nach Blickwinkel scheinen die Göttinger Pragmatiker – und nur ihre Geschichtswerke werden immer wieder untersucht – das Erzählen einmal in Strukturgeschichte aufzuheben,[14] ein anderes Mal in der Geschichtswissenschaft überhaupt erst durchzusetzen.[15] So allgemein wird das Erzählen dabei gefaßt, daß bereits die Unterschiede innerhalb der histo-

nämlich in *De la littérature allemande* (1780). Hrsg. v. Ludwig Geiger (= Deutsche Litteraturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts. Erste Folge. 16). Berlin ²1902. Nachdruck Darmstadt 1969, S. 6: „Si je repasse les historiens, je ne trouve que l'histoire d'Allemagne du Professeur Masco que je puisse citer comme la moines défectueuse."

12 Bezeichnend für dieses spezielle Interesse sind die im Forschungsbericht von Horst Walter Blanke und Dirk Fleischer genannten Arbeiten sowie die Tendenz des Berichtes selbst. Eingestanden und zumindest rhetorisch in Frage gestellt wird es neuerdings in: *Geschichtsdiskurs Bd. 1.*

13 Otto Dann: Das historische Interesse in der deutschen Gesellschaft des 18. Jahrhunderts. Geschichte und historische Forschung in den zeitgenössischen Zeitschriften. In: *Historische Forschung im 18. Jahrhundert. Organisation, Zielsetzung, Ergebnisse.* Hrsg. v. Karl Hammer und Jürgen Voss (= Pariser Historische Studien. 13). Bonn 1976, S. 386–415.

14 So Peter Hanns Reill: Narration and Structure in Late Eighteenth Century Historical Thought. In: *Storia della Storiografia* H. 10 (1986), S. 77–89.

15 So Hans Jürgen Pandel: *Historik und Didaktik. Das Problem der Distribution historiographisch erzeugten Wissens in der deutschen Geschichtswissenschaft von der Spätaufklärung zum Frühhistorismus (1765–1830)* (= Fundamenta historica. 2). Stuttgart, Bad-Cannstatt 1990, S. 26 und 48. Da Pandel weder über einen qualitativen Begriff des Erzählens verfügt, noch zwischen Geschichtsschreibung und Gebrauchsliteratur unterscheidet, entgeht ihm, daß die Wendung zum Erzählen, die er in der Gebrauchsliteratur bemerkt, noch weit hinter der immer schon erzählenden Geschichtsschreibung zurückbleibt.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

riographischen Gebrauchsliteratur nicht in den Blick kommen. Dabei erzählen die Aufklärungshistoriker in ihren faktographischen Handbüchern anders als in Schulbüchern, bedeutet das Erzählen in Gatterers und Schlözers universalhistorischen Abrissen etwas anderes als in Mösers Landesgeschichte oder in Winckelmanns Kunstgeschichte.[16] Erst recht muß der Forschung so entgehen, daß die Aufklärungshistoriker in all diesen Werken über ihre unmittelbaren Darstellungszwecke hinaus vom Erzählen der Schulmeister zum Erzählen der Geschichtsschreiber drängen.[17] Warum sie das tun, wie ihr Darstellungsproblem entstanden und wie es systematisch zu begreifen ist, soll deshalb hier zunächst umrissen werden.

Von den Anfängen abendländischer Geschichtsschreibung bis weit in die Neuzeit hinein geht geschichtliche Erkenntnis in Geschichtsdarstellung auf. Die Frage nach der Darstellung ist keine gesonderte Frage neben anderen, sondern der übergeordnete Leitfaden einer Geschichtstheorie, die als rhetorische dazu anleitet, „wie man Geschichte schreiben soll".[18]

Sie reflektiert eine Geschichtsschreibung, die weder institutionalisiert noch professionalisiert ist und weitgehend in den Händen dilettierender Staatsmänner liegt. Einzig ihre Nähe zum Geschehenen, ihr politisch-militärischer Sachverstand und ihr besonderes Erkenntnis- oder Rechtfertigungsinteresse veranlassen sie, Geschichte zu schreiben. Von Thukydides über Tacitus und Otto von Freising bis Machiavelli sind es Amtspersonen, die im mehr oder minder freiwilligen Ruhestand das Ergebnis ihrer politischen Pläne überdenken und nach historischen Erklärungen dafür suchen.

Wenn ihre Einzelleistungen dennoch traditionsbildend wirken, wenn sie als *historia perpetua*, als Folge kanonischer Geschichtswerke, angesehen werden,[19] die die Nachgeborenen tradieren, summieren und zu eigenen Zwekken kompilieren, wohl auch neu erläutern und kommentieren, aber nicht durch eigene Darstellungen des Behandelten ersetzen, verdanken sie das ihrer Ka-

16 Darauf macht Ernst Schulin aufmerksam: Zum Problem von Struktur und Narrativität in der Aufklärungshistorie. In: *Storia della Storiografia* H. 10 (1986), S. 107–111.

17 Hingewiesen auf diese Spannung hat Rudolf Vierhaus: Geschichtsschreibung als Literatur im 18. Jahrhundert. In: *Historische Forschung im 18. Jahrhundert*, S. 416–431.

18 So lautet der Titel der einzigen aus der Antike überlieferten monographischen Abhandlung zur Geschichtstheorie von Lukian. Zum Folgenden vgl. Dietrich Harth: [Artikel] Geschichtsschreibung. In: *Historisches Wörterbuch der Rhetorik*. Hrsg. v. Gert Ueding, Bd. 3. Tübingen 1996, Sp. 832–870 und Reinhart Koselleck: [Artikel] Geschichte, Historie. In: *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Wörterbuch zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*. Hrsg. v. Otto Brunner, Werner Conze und Reinhart Koselleck, Bd. 2. Stuttgart 1979, S. 594–717.

19 Der Begriff erscheint zuerst bei Cicero: *Ad familiares*, V 12, 2, dort allerdings noch im Sinn von ‚fortlaufender Darstellung' innerhalb eines Geschichtswerks. Erst später wurde er terminologisch gebraucht für die Abfolge verschiedener Epochendarstellungen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

nonisierung an den Schulen. Dort, bei den Rhetoren und Philosophen, in den mittelalterlichen Klöstern und an den Universitäten werden die für maßgeblich eingeschätzten Geschichtswerke überliefert, zum Zwecke von Stilübungen und als Beispielsammlungen für den Redner gelesen oder als Grundlage von weltgeschichtlichen Kompilationen gebraucht. Dort entwickeln die Rhetoren, Philosophen und Theologen, die das menschliche Wissen zum Zwecke seiner Vermittlung systematisieren, auch eine Theorie der Geschichtsschreibung. Sie selbst schreiben keine Geschichte, weder Aristoteles oder Cicero, noch Quintilian oder Lukian, noch die mittelalterlichen Enzyklopädisten.

Fehlende Institutionalisierung bedeutet also, daß die Praxis der Geschichtsschreiber auf der einen Seite und die Vermittlung sowie die Theorie ihrer Werke auf der anderen Seite getrennt bleiben. Sie bedeutet weiterhin, daß die Theoriebildung von allgemeinen statt von spezifisch historischen Kategorien ausgeht. Was Historie eigentlich ist, kann positiv noch kaum gesagt werden. Deshalb bestimmt man sie negativ als minder bedeutenden Spezialfall allgemeiner literarischer Gattungen, sei es poetologisch in Abgrenzung von der Dichtung, sei es rhetorisch in Abgrenzung von der Gerichtsrede, der die Geschichtsschreibung in der rhetorischen Theorie zugeordnet ist.[20]

Dabei sehen z.B. Cicero, Quintilian und Lukian durchaus, daß die Historie als Gerichtsrede nicht recht beschrieben ist. Zwar handelt sie wie diese von tatsächlichen Ereignissen in der Vergangenheit, stellt sie ein Geschehen dar, das Menschen verursacht haben, dessen kausaler Hergang also wie in einem juristischen Prozeß zu klären ist, doch, so schränken die Rhetoren ein, dürfe der Historiker im Gegensatz zum Gerichtsredner nicht parteilich sein. Anders als der Advokat vor Gericht müsse er unter allen Umständen die ganze Wahrheit sagen und dies auch stilistisch zum Ausdruck bringen. Quintilian und Lukian fassen diesen Gedanken in die Formel, der Geschichtsschreiber solle sich nicht an die Gegenwart wenden, sondern an die Nachwelt; er solle nicht wie in einem aktuellen Streit für den Moment argumentieren, sondern für immer ein wahres Bild der Vergangenheit überliefern; nicht einem Sonderinteresse sei er verpflichtet, sondern dem allgemeinen aller künftigen Generationen.[21] Das bedeutet: Sie lösen den Geschichtsschreiber aus der kon-

20 Für ersteres maßgeblich Aristoteles: *Poetik,* Kapitel 9 und 25 sowie Quintilian: *De institutione oratoria* X 1, 31 (vgl. dazu Klaus Heitmann: Das Verhältnis von Dichtung und Geschichtsschreibung in älterer Theorie. In: *Archiv für Kulturgeschichte* 52 (1970), S. 244–279), für letzteres Cicero: *De oratore* II 15, 62–64 und Quintilian. Dazu Eckhard Kessler: Das rhetorische Modell der Historiographie. In: *Formen der Geschichtsschreibung*, S. 37–85. Kesslers hervorragender Aufsatz bietet Anregungen sogar für die ihm grundlegend entgegengesetzte Deutung der rhetorischen Geschichtstheorie, die hier entwickelt wird.

21 „Historia […] scribitur ad narrandum, non ad probandum, totumque opus non ad actum rei pugnamque praesentem, sed ad memoriam posteritatis et ingenii famam componi-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

kreten forensischen Situation. Obwohl sie als Rhetorik-Lehrer die Historie nicht anders denken können als in rhetorischen Kategorien, bringen sie zum Ausdruck, daß diese Kategorien für die Geschichtstheorie nicht taugen, daß sie erst entkräftet werden müssen, bevor Geschichtstheorie anfangen kann.[22]

Dieser Anfang, das Spezifische der Historie, ist für Aristoteles ihre Bindung an das, „was wirklich geschehen ist", in all seiner Zufälligkeit und Unordnung, eine Bindung, die Cicero in die von Thukydides übernommene Forderung wendet, der Geschichtsschreiber habe die ganze Wahrheit zu schreiben. Nachfolgende Theoretiker reichen sie weiter, bis Isidor von Sevilla sie mit seiner Gegenüberstellung von *res factae* und *res fictae* wieder auf die Gegenstände bezieht. So variieren die Theoretiker ein Moment, in dem die praktischen Geschichtsschreiber implizit oder explizit ihre Hauptaufgabe sehen: Geschehenes, das in Bezug auf bestimmte Interessen denk- oder merkwürdig ist, für die Nachwelt zu überliefern, modern ausgedrückt: sein Protokoll zu erstellen.[23]

tur […]." (Quintilian: *inst.* X 1, 31). Genauso Lukian: *Wie man Geschichte schreiben soll*. Griechisch und Deutsch. Hrsg., übersetzt und erläutert v. Helene Homeyer. München 1965, S. 147: „Denn, wie ich schon sagte, die Geschichtsschreibung hat *ein* einziges Anliegen und der Geschichtsschreiber darf nur der Wahrheit huldigen; alles Andere muß ihm gleichgültig sein; es kann für ihn nur einen Maßstab und nur eine einzige Richtlinie geben: nämlich nicht auf die Zuhörer von Heute sein Augenmerk zu richten, sondern auf die, die sich später mit dem Werk beschäftigen werden."

22 Mit Geschichtstheorie ist hier die Reflexion auf eine spezifische: historiographische und geschichtswissenschaftliche Erkenntnis gemeint, auf Gegenstand und Methode dieser Erkenntnis, ihre Möglichkeiten und Grenzen. Solange diese Erkenntnis als Nebenprodukt einer schriftstellerischen Tätigkeit angesehen wurde, fiel sie in die Zuständigkeit der Rhetoren und wurde von ihnen – durchaus zutreffend – mit Hilfe von Abgrenzungen und Negationen umschrieben. In der Neuzeit aber, vor allem durch die Krise des Pyrrhonismus und die Reaktionen darauf in der Aufklärung, hat sie sich aus dieser Zuständigkeit gelöst (s.u. S. 48 ff.). Sie heute wieder mit den Mitteln der Textpragmatik allein beschreiben zu wollen, wie es Hayden White und andere Postmoderne versuchen, heißt ein Werkzeug wählen, dessen Unzulänglichkeit reduktionistische Ergebnisse programmiert. Nicht in der Erkenntnistheorie, wo sie überfordert ist, liegt seit dem 18. Jahrhundert die Bedeutung der Rhetorik für die Historie, wohl aber in der Textanalyse, im Aufdecken verborgener Textstrategien und Subtexte, nicht zuletzt im verwahrlosten Bereich der historiographischen Textproduktion. Vgl. Karl-Georg Faber: Zur rhetorischen Dimension der Sprache des Historikers. In: *Comité International des Sciences Historiques. XV^e Congrès International des Sciences Historiques, Bucarest, 10–17 août 1980. Rapports I: Grands Thèmes et Méthodologie*. Bukarest 1980, S. 420–425.

23 Ich gebrauche den Ausdruck im Sinne der modernen Sozialwissenschaften, wo er die möglichst verlaufsgetreue Aufzeichnung sozialer Vorgänge meint. Wie der Soziologe über die beobachtende Teilnahme hinausgehen und seine Eindrücke in Material verwandeln muß, um ihnen tiefere Einsicht abzugewinnen, beurkundet der Geschichtsschreiber einen historischen Geschehensverlauf. Neuraths Protokollsätze sind damit nicht gemeint.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Historie ist, wie der durch Herodot neu bestimmte Ausdruck sagt, Erkundung und Wissen, Forschung und ihr Ergebnis, Aufklärung eines Zusammenhangs, der viele Handelnde an verschiedenen Orten durch viele Ereignisse miteinander verknüpft. Als *techne*, als Einheit von Wissen und Handeln, umfaßt sie den Prozeß der subjektiven Annäherung ebenso wie das objektive Geschehen, dem dieser gilt.

Das zeigt sich an ihrem vornehmsten, geradezu paradigmatischen Verfahren – der Zeugenbefragung. Zeugen können verständnislos sein, irren oder lügen. Ihre Befragung ergibt immer nur schwankendes und umstrittenes Wissen, *doxa*, das dem Bereich menschlichen Dafürhaltens angehört und im Gegensatz zu den *episteme* steht, dem streng beweisbaren philosophischen Wissen. Aber Zeugen haben etwas gesehen, erlebt, gestaltet. Zu ihren Aussagen gibt es in einer Kultur geringer Schriftlichkeit und Medialität keine Alternative. Bis weit in die Neuzeit können die Menschen das flüchtige, in kaum einer verbreiteten oder zugänglichen Form dokumentierte geschichtliche Geschehen einzig durch Zeugenaussagen greifen, manifestiert Geschichte sich fast ausschließlich in Berichten der unmittelbar an ihr Beteiligten.

Deshalb kann Historie als Erkundung durch Zeugenbefragung nur Zeitgeschichte, Geschichte des Jüngstvergangenen sein, kann jede Epoche die *historia perpetua* nur um die Geschichten der eigenen Zeit ergänzen. Wenn die Geschichtsschreiber sich vom Selbsterlebten über das Erkundbare in die mündliche Überlieferung zurückwenden, erhalten sie über Geschehenes, das länger als drei Generationen zurückliegt, Auskunft lediglich in der Sage. Überschreiten können sie diese Grenze nur, indem sie sich aus den Zeitgeschichtswerken früherer Epochen eine Vorgeschichte konstruieren. So verfährt Livius, wenn er die Gründung der Stadt Rom erzählt, so verfahren die mittelalterlichen Chronisten, die mit der Erschaffung der Welt beginnen. Stets münden diese aus der Tradition kompilierten Vorgeschichten in die Darstellung der Gegenwart, finden die Geschichtsschreiber im Erzählen ihrer Gegenwart das eigentliche Ziel.[24]

Deshalb kennen sie kein Objektivitätsproblem in unserem Sinne. In der Autopsie, dem Augenschein, der eigenen Teilnahme des Zeugen ist das Beobachtete handgreiflich da, das wiederholte Erzählen tilgt aus der Erinnerung jede Unsicherheit und jeden Zweifel. Die Zeugenaussage enthält das objektiv Geschehene im Medium eines subjektiven Erinnerungsberichts. Der Geschichtsschreiber aber geht darüber hinaus. Indem er nach dem Vorbild Herodots viele Zeugenaussagen sammelt, reinigt und verknüpft, zielt er auf eine Darstellung des Geschehenen, die mehrere Einzelwahrnehmungen umfaßt und deshalb von vielen als Wiedergabe des Geschehenen akzeptiert werden kann.

24 Dazu ausführlich Fritz Ernst: Zeitgeschehen und Geschichtsschreibung. Eine Skizze. In: *Die Welt als Geschichte* 17 (1957), S. 137–189.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Widersprüchliche Aussagen rückt er in seiner Darstellung an Stellen, von wo aus sie jeweils berechtigt erscheinen und doch als Teilansichten desselben Gesamtgeschehens in diesem aufgehen. Viele Wahrnehmungssplitter verbindet er zu einem Gesamtbild, in dem möglichst viele Beteiligte ihre Sicht wiederfinden sollen, und das doch die Zweifelhaftigkeit jeder einzelnen Zeugenaussage überschreitet. Er erstellt den kollektiv geteilten Augenschein des Geschehenen, ein Abbild, das in dem Maße, in dem es die Zustimmung der Beteiligten findet, als Protokoll des Geschehenen für künftige Zeiten gilt.

Schon sein vornehmstes Verfahren also erweist den Geschichtsschreibers als Experten der Integration. Widerstreitende Erinnerungen führt er zusammen, gegensätzliche Deutungen und wechselseitige Schuldzuweisungen; nach Kriegen und Bürgerkriegen, Fraktionskämpfen und Machtwechseln synthetisiert er aus lauter Teilansichten erstmals oder wieder das Geschichtsbild einer Allgemeinheit. Eben das mag ihn auch veranlassen zu erzählen, seine Gegenstände erzählerisch zu konstituieren. Keine andere Darstellungsform ermöglicht ein vergleichbares Maß an Ambivalenz, keine andere vermag so widerstreitende Regungen in eine Gesamtsicht zu integrieren. Die erzählerische Darstellung emotionalisiert. Durch den Effekt anschaulicher Vergegenwärtigung kann sie ungleich stärkere Reaktionen auslösen als jede Argumentation.[25] Vor allem jedoch – und das unterscheidet Geschichtsschreibung von Agitation, objektive Darstellung von Tendenzhistorie – erlaubt die erzählerische Darstellung eine Katharsis im Umgang mit den Gefühlen gegenüber der Vergangenheit. Sie weckt Emotionen, um darüber hinauszugehen, sie appelliert an Leidenschaften, um sie als relativ zu erweisen. Sie erzieht zum Aushalten von Ambivalenz. Was Thukydides, Tacitus und Machiavelli in ihren Geschichtserzählungen erreichen, ist mit einem Maximum an emotionaler Ambivalenz die Befreiung von einseitigen Verstrickungen in die Vergangenheit. Nur die erzählerische Evokation widerstreitender Gefühle macht diese gesellschaftliche Kulturleistung möglich.

Das Besondere dieser Aufgabe erhellt ein Vergleich der Historie mit verwandten Textsorten wie den Annalen oder den weltgeschichtlichen Kompilationen.[26] Wie Inschriften über die Taten von Amtspersonen, Herrscherlisten oder Nekrologe bieten Annalen eine knappe, meist stereotype Aufzählung von

25 Das war auch den antiken Rhetorik-Lehrern bewußt. Vgl. etwa Quintilians Ausführungen zur *narratio* im Rahmen der Gerichtsrede (*inst.* IV 2, 21 und IV 2, 111 ff.).

26 Die Begriffe „Annalen" und „Kompilationen" bezeichnen hier Textsorten und deren Darstellungsprinzipien – ein terminologischer Sprachgebrauch, der sich nur teilweise mit dem der Antike und des Mittelalters deckt. Vgl. Fritz Ernst: Zeitgeschehen sowie Herbert Grundmann: Geschichtsschreibung im Mittelalter. In: *Deutsche Philologie im Aufriß*. Hrsg. v. Wolfgang Stammler, Bd. 3. Berlin ²1962, Sp. 2221–2286. Überarbeitet separat gedruckt: Göttingen 1965 und Franz-Josef Schmale: *Funktion und Formen mittelalterlicher Geschichtsschreibung. Eine Einführung*. Darmstadt 1985.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Ereignissen, die aus bestimmten Gründen für erinnernswert gelten. In der Regel von vielen anonymen Verfassern durch Generationen fortgeführt, stellen sie Geschehenes nicht dar, sondern bezeichnen es nur. Das verbindet sie mit den weltgeschichtlichen Kompilationen, die der Deutung des Geschehenen gelten. Wenn sie seine Kenntnis nicht überhaupt voraussetzen, erinnern sie daran in ähnlich geraffter Form wie die Annalen. Dabei erheben sie einen höheren literarischen Anspruch. Ihre Geschichtsdeutung soll belehren, also wirken. Sie ist die Leistung eines einzelnen Verfassers, der seinen Namen nennt, sich an Leser wendet, für sie argumentiert.

Ihren Zwecken entsprechend beziehen diese Textsorten sich in unterschiedlicher Weise auf das Geschehene. Um bestimmte Arten von Begebenheiten zu memorieren, sie wie magische Namen immer erneut zu beschwören, verwandeln die Annalisten das Geschehene in Ereignisbegriffe. Dagegen zielt seine Deutung in den weltgeschichtlichen Kompilationen durch es hindurch auf einen verborgenen Sinn. Deshalb erörtern die Kompilatoren, wie als bekannt vorausgesetzte (und deshalb ebenfalls nur begrifflich bezeichnete) Ereignisse zusammenhängen und sich auf die Gegenwart beziehen. Die Geschichtsschreiber hingegen protokollieren den anschaulichen Verlauf des Geschehenen, indem sie ihn durch eine Erzählung vergegenwärtigen. Da sie ihn damit ebenfalls in einen neu erkundeten Zusammenhang stellen, der die Ereignisse – wenn auch oft implizit – deutet und erklärt, genießt die Historiographie als die umfassendste der drei Textsorten das höchste Ansehen. Sie erfüllt mehrere Funktionen zugleich, die in den Annalen oder Kompilationen vereinzelt erscheinen.

Dieses Darstellungsprinzip der Historie gerät, als seine Bedingungen sich ändern, in eine Krise. Die galoppierende Verschriftlichung vieler politischer Vorgänge seit dem Spätmittelalter, die Institutionalisierung von Kanzleien, Archiven und Bibliotheken und schließlich die Erfindung des Drucks dokumentieren einen ständig wachsenden Teil des historischen Geschehens zuverlässiger als bloße Zeugenaussagen. Sie erzeugen eine Fülle von Verträgen und Urkunden, Akten und Berichten, Denkschriften und Instruktionen, von Überresten im Droysenschen Sinn also, die als Bestandteile des Geschehenen unmittelbarer davon künden als die Zeugenaussagen. Mit der Zeit werden diese zu Quellen zweiten Rangs zurückgestuft.

Schon im Humanismus entsteht eine gelehrte Geschichtserkundung, die der Sammlung und Interpretation von Überresten gewidmet ist. Zunächst von Privatpersonen und an den Höfen betrieben, erzwingt die Bindung dieser Geschichtskunde an Archive und Bibliotheken eine rasche Institutionalisierung, die sich zunächst in Klöstern und Schulen, dann zunehmend an den Akademien und Universitäten vollzieht. Hier erwachsen den nach wie vor nicht institutionalisierten Geschichtsschreibern strenge Aufseher und Kritiker – ein Vorgang, der durch die Konfessionalisierung der Historie enorm

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

befördert wird. Die gelehrte Geschichtserkundung wird zum Korrektiv einer parteilichen oder vorwiegend publikumsorientierten galanten Historie, deren Verfasser im 17. Jahrhundert zunehmend für den Markt und das heißt ohne eigene Nähe zum Geschehenen, ohne die anachronistisch gewordene Zeugenbefragung, aber auch ohne eigene Geschichtserkundung arbeiten.[27] Indem der Historie mit der Zeugenbefragung das methodische Prinzip wegbricht, das ihrer Darstellungsform zugrundeliegt, verkommt diese Form zur rhetorischen Konvention.

Die Reaktion darauf bleibt nicht aus. Bereits in ihren Anfängen provoziert diese Veräußerlichung eine tiefgreifende Skepsis oder, wie die Gebildeten antikisierend sagen, einen Pyrrhonismus gegenüber der Historie. Durch seine grundsätzliche Infragestellung der historiographischen Erkenntnis bringt er die Krise der Historie an den Tag. Er bewirkt Entwicklungen, die die moderne Geschichtswissenschaft bis heute bestimmen. Nicht zuletzt treibt er die im Humanismus noch verbundene Geschichtsschreibung und die Geschichtserkundung weit auseinander.

Seine Wurzeln besitzt dieser Pyrrhonismus in den mannigfachen Ansätzen der Frühen Neuzeit, tradiertes Wissen und seine Voraussetzungen auf den Prüfstand zu stellen. Schon den Humanisten gelten die Zeugnisse und Kenntnisse von der Antike als bruchstückhaft und entstellt. Gegen die mittelalterliche Überlieferung antiker Autoren entwickeln sie die historisch-kritische Methode der Textedition, um die ihnen heiligen Texte in unverfälschter Reinheit wiederherzustellen. In ähnlicher Weise wenden die Naturforscher sich seit Leonardo, Kepler, Bacon und Galilei vom scholastisch tradierten aristotelischen System der Natur zu einer unmittelbaren Lektüre im, wie sie es nennen, Buch der Natur. Nicht mehr die Autoritäten, sondern Beobachtung, Experiment und reines Nachdenken liefern ihnen die methodisch abgesicherten, jederzeit von jedem Menschen überprüfbaren Daten, die zu allgemeinen, mathematisch formulierbaren Gesetzen zusammenfaßt werden.

Immer bleiben diese empirisch induktiven Verfahrensweisen in der Frühen Neuzeit Mittel, um ein wiederhergestelltes oder gefundenes, in jedem Fall aber sicheres und dann normatives Wissen zu gewinnen. Prägnant ist dieses Verhältnis im Rationalismus des 17. Jahrhunderts auf den Begriff gebracht. Descartes, der nicht nur als Mathematiker, sondern auch als Naturforscher arbeitet, behauptet den Vorrang des klar und distinkt unmittelbar einleuchtenden Wissens mit seinen *more geometrico* gewonnenen deduktiven

27 Eduard Fueter: *Geschichte der neueren Historiographie* (= Handbuch der mittelalterlichen und neueren Geschichte. I). München, Berlin ³1936. Reprint Zürich, Schwäbisch Hall 1985, S. 331 ff. Fueter charakterisiert die galante Historie der Zeit nach 1650 als „Bastardkind" der humanistischen Geschichtsschreibung. Rhetorisch und ästhetisierend wie diese habe sie den humanistischen Formen jeden Gehalt genommen und die Geschichte in eine „Sammlung unterhaltsamer und spannender Novellen" verwandelt (332).

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Ableitungen, *weil* dieses Wissen die Feuerprobe des methodischen Zweifels bestehen kann. Während er mit der Bevorzugung des mathematisch gesetzesförmigen Wissens vom Allgemeinen die seit Aristoteles geltende Hierarchie erneuert, etabliert er ein vom Zweifel getriebenes, alles (außer den unmittelbar einleuchtenden Grundannahmen) überprüfendes, vom selbständigen Erkundungssubjekt ausgehendes Verfahren, um jenes sichere Wissen zu gewinnen. An dieser rationalistischen Meßlatte gemessen kommt die Geschichtsschreibung nicht gut davon.

Seit Aristoteles ist sie gerade dadurch definiert, daß sie Wissen vom Besonderen bietet, spezielles, also relativ wertloses Wissen. Und nun erweist dieses Wissen sich vor den rationalistischen Prüfungsverfahren auch noch als ungewiß. In seiner eindringlichen Darstellung des Pyrrhonismus beschreibt Paul Hazard den Ursprung und die allmähliche Ausweitung der Skepsis gegenüber der Historie.[28]

Zunächst trifft der Zweifel die humanistisch-rhetorische Zeitgeschichtsschreibung. Die von alters her beschworene Pflicht des Historikers zur Unparteilichkeit ist in den konfessionellen und politischen Kämpfen der Zeit zum rhetorischen Feigenblatt verkommen. Aber nicht nur weil mit Geschichte gekämpft wird, erscheint sie unzuverlässig. Seitdem eine überkonfessionelle und überstaatliche Öffentlichkeit in Europa die Darstellungen der Zeithistoriker untereinander vergleicht, zeigt sich, daß dieselben Ereignisse in verschiedenen historischen Erzählungen, selbst wenn sie nicht tendenziös sind, verschiedene Gestalt annehmen. In dem Maße wie die alten kirchlich-konfessionellen und politisch-einzelstaatlichen Beglaubigungsinstanzen für die Historie an Bedeutung verlieren, fächern die Geschehensberichte sich in immer subjektiver erscheinende Darstellungen auf. Wie kann Geschichtsschreibung dann noch beanspruchen, „einem klaren, glänzenden und ein Bild scharf zurückwerfenden Spiegel [zu] gleichen"?[29] Zudem ist sie in Sprache und Form vom zeitgenössischen galanten Roman kaum zu unterscheiden. Spannend und vergnüglich erscheint sie aber sicher nicht ernstzunehmen.

Einmal von der modernen Historie geweckt, richtet der Zweifel sich auch auf die Geschichtswerke der Alten. Seit dem Humanismus gelten sie als die kritisch gereinigten Quellen des Wissens über die Antike und als Vorbild für die Historiographie der Gegenwart. Kritisch betrachtet aber erweist auch der klassische Livius sich als unzuverlässig. Was er von den römischen Heroen berichtet, hält der skeptischen Prüfung nicht stand. Wenn die antiken Geschichtswerke durchsetzt sind von *fables convenues*, welchen Wert haben sie dann noch? Wie soll man das Wahre darin vom Falschen unterscheiden?

28 Paul Hazard: *La Crise de la conscience européenne 1680–1715*. Paris: Fayard 1968, S. 26–47. Deutsch u.d.T.: *Die Krise des europäischen Geistes*. Aus dem Französischen übersetzt v. Harriet Wegener. Hamburg 1939, S. 56–80.

29 Lukian: *Wie man Geschichte schreiben soll*, S. 155. Lukians Vergleich war seit der Wiederentdeckung und Edition der Schrift im 16. Jahrhundert topisch.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Schließlich macht der Zweifel auch vor der christlich-theologischen Heilsgeschichte nicht halt. Was die jesuitischen Missionare von den altchinesischen Herrschertafeln berichten, widerspricht eklatant der biblischen Chronologie. Auch die unmittelbar aus Gottes Hand stammenden Gesetzestafeln erscheinen nicht mehr einzigartig, sobald man sie mit den Geboten anderer vorderasiatischer Religionen vergleicht. In solchen Feststellungen treten Glauben und gelehrte Erkenntnis auseinander. Wenn grundlegende biblische Aussagen nicht zutreffen, welchen Wert hat die Bibel dann als Geschichtsdarstellung überhaupt? Und wenn die Heilsgeschichte historisch nicht zuverlässig ist, wie soll die profane Geschichte dann in ihr aufgehen?

All diese Zweifel bezeichnet das Schlagwort vom Pyrrhonismus in der Geschichte. Systematisch betrachtet sind damit also verschiedene Dinge gemeint: Zunächst der Zweifel, ob ein traditionell für historisch gehaltenes Ereignis tatsächlich stattgefunden hat, wie es erzählt wird, ob eine für historisch gehaltene Person tatsächlich existierte, ob die Geschichten in den Geschichtsdarstellungen in faktischem Sinne wahr sind. An die faktographische Unsicherheit knüpfen sich Skrupel bei der Faktendeutung. Gerade die gesicherten Ereignisse bleiben fragmentarisch. Wie läßt sich der unsichtbare Zusammenhang zwischen ihnen auffinden? Kann das Geschehene methodisch sicher auf Ursachen zurückgeführt werden? Dazu gesellt sich drittens der Zweifel am Verhältnis von Geschehen und Darstellung. Daß die Historie das Geschehene spiegeln und nachahmen soll, setzen auch die Pyrrhonisten voraus. Nicht an der Forderung selbst hegen sie Zweifel, aber doch an der Möglichkeit ihrer Einlösung. Sie beschäftigt die Frage, wie der Historiker, der immer ein subjektiver Spiegel der Ereignisse bleibt, eine verbindliche Darstellung des Geschehenen geben soll. Viertens meint Pyrrhonismus einen Zweifel an der Gesamtdeutung der Menschheitsgeschichte, wie die christlich-theologische Heilsgeschichte sie gibt. Wenn die biblischen Erzählungen mit ihren Aussagen über das Alter der Welt nicht länger als Protokolle gelten können, scheint auch die profane Geschichte immer schwerer in diesem heilsgeschichtlichen Rahmen aufhebbar. Fünftens schließlich erwächst aus alledem ein Zweifel am lebenspraktischen Wert von Geschichtserkenntnis überhaupt.

Offenbar erschüttert die rationalistische Revision des aristotelischen Wissenschaftssystems das überkommene Paradigma der *historia perpetua*. Gewiß hat deren übergreifender Deutungsrahmen, der jeder Einzelgeschichte ihren Platz im Ganzen zuweist, mit den sozialen Instanzen, die ihn hervorbringen und aufrechterhalten, seit der griechischen Staatengeschichte vielfach gewechselt. Auch ändert sich mit den Übergängen zur römischen Reichsgeschichte, dann zur christlich-theologischen Heilsgeschichte, schließlich zur humanistischen Staatenhistorie der Inhalt des jeweils anerkannten und tradierten Kanons. Das Paradigma der *historia perpetua* als solches aber bleibt von diesen Revolutionen unberührt. Auch nach Auflösungserscheinungen im

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Hellenismus und in der spätantiken Historiographie stellen erst die Römer, dann die Christen es in seiner Struktur wieder her.

Jetzt steht es selbst auf dem Prüfstand. Die *historia perpetua* scheint abbrechen zu müssen, weil Geschichtsdarstellungen der eigenen Zeit fehlen, die den kritischen Ansprüchen des Rationalismus standhalten. Nirgendwo entstehen um 1650 Werke, die als gemeinverbindliche und überzeitlich gültige Protokolle des Jüngstvergangenen anerkannt worden wären. Wo man solche Protokolle bisher zu besitzen meinte, in den Werken des Kanons, erweisen sie sich als fehlerhaft. Die Krise der Historie im Zeichen des Pyrrhonismus ist nicht nur eine Krise des christlich-theologischen Deutungsrahmens, sondern viel grundsätzlicher eine Krise, in der der Protokollstatus der Geschichtsschreibung insgesamt in Frage steht.

Die nächstliegende Antwort auf diese Krise besteht in der völligen Verwerfung der Historie. Descartes beispielsweise hält die Beschäftigung mit der Vergangenheit vom wissenslogischen Standpunkt aus für nutzlos, vom lebenspraktischen gar für schädlich. Wissenslogisch gehört die Geschichte seit Aristoteles zu den Gegenständen, über die bloß wahrscheinliche Erkenntnis möglich ist. Solch wahrscheinliche Erkenntnis weist Descartes als subjektiv und vorurteilsbeladen zurück: „[…] je réputais presque pour faux tout ce qui n'était que vraisemblable."[30]

Womöglich noch schärfer fällt sein lebenspraktisches Argument aus. Obwohl er die historisch gewachsene Lebenspraxis ausdrücklich als einen Bereich eigenen Rechts anerkennt, in dem Entscheidungsdruck herrsche und deshalb im Gegensatz zur theoretischen Wissenschaft auch das Wahrscheinliche einen relativen, nämlich pragmatischen Wert besitze, schließt er die Historie von dieser Teilrechtfertigung des Wahrscheinlichen aus. Statt zur Orientierung in der Gegenwart beizutragen, drohe sie jeden, der sich mit ihr beschäftige, der Gegenwart zu entfremden. Selbst die zuverlässigsten Geschichten verfälschten, was sie berichteten, weil sie nur Außergewöhnliches behandelten, so daß

> […] ceux qui règlent leurs moeurs par les exemples qu'ils en tirent, sont sujets à tomber dans les extravagances des paladins de nos romans, et à concevoir des desseins qui passent leurs forces.[31]

Annähernd die gleichen Argumente gebraucht am Ende der Aufklärungsepoche Rousseau, wenn er der bekannten Historie jeden Bildungswert abspricht.

30 René Descartes: *Discours de la méthode. Von der Methode des richtigen Vernunftgebrauchs und der wissenschaftlichen Forschung (1637)*. Zweisprachige Ausgabe. Übersetzt und hrsg. v. Lüder Gäbe. Hamburg 1960, S. 14. Vgl. auch die zweite Regel in ders.: *Regulae ad directionem ingenii. Regeln zur Ausrichtung der Erkenntniskraft.* Zweisprachige Ausgabe. Kritisch revidiert, übersetzt und hrsg. v. Heinrich Springmeyer, Lüder Gäbe und Hans Günter Zekl. Hamburg 1973, S. 6–13.

31 Descartes: *De la méthode*, S. 10/12.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Nicht in der Theorie: Wie seit dem Humanismus üblich, schreibt er ihr die Möglichkeit zu, seinem Idealzögling Emile durch konkrete, anschauliche und wahre Fallbeispiele gesellschaftliche Erfahrung zu vermitteln, in die dieser vorteilhafterweise nicht selbst verwickelt wäre. Doch die wirkliche Geschichtsschreibung versage vor diesem Anspruch. Zum einen berichte sie nur von außergewöhnlichen und umwälzenden Tatsachen, die meist den Verfallszeiten der Völker entstammten und deshalb für die Erziehung zur bürgerlichen zweiten Natur nicht taugten: „toutes nos histoires commencent où elles devroient finir."[32] Zum anderen seien die dargestellten Tatsachen nicht das exakte Gemälde des Geschehenen, sondern durch Unkenntnis und Parteilichkeit entstellt, vermengt mit Interessen, Vorurteilen und subjektiven Deutungen der Historiker, herausgerissen aus dem unsichtbaren Zusammenhang der inneren Ursachen. Wie in einem Brennglas faßt Rousseau sämtliche Einwände des Pyrrhonismus zusammen. Nach seiner vernichtenden Aburteilung der Historie wählt er von all ihren Werken nur Plutarchs Lebensbeschreibungen für Emiles Lektüre aus.

Es verdeutlicht das Ausmaß der durch den Pyrrhonismus bezeichneten Krise, wenn zwei so einflußreiche Köpfe darauf mit der völligen Verwerfung der Geschichtsschreibung reagieren. Allerdings nehmen sie damit einen extremen Standpunkt ein. Schon der Cartesianer Malebranche wendet gegen seinen Lehrer ein, daß durchaus Unrecht habe, wer von den Wahrscheinlichkeitswissenschaften die gleichen unwiderleglichen Demonstrationen verlange wie von den Notwendigkeitswissenschaften. Gegenstände, die dem schwankenden Willen der Menschen und einer veränderlichen Erkenntnis unterliegen, seien ihrer Natur nach unsicher. Da über sie keine notwendige Wahrheit zu erlangen sei, solle man sich in den historischen und das heißt für Malebranche in den lebenspraktisch pragmatischen Disziplinen mit der größtmöglichen Wahrscheinlichkeit begnügen, „non pour toujours, mais pour un temps; non parce qu'elle satisfait l'esprit, mais parce que le besoin presse". So erhalte man zwar nur kontingente Wahrheiten, aber doch Wahrheiten, an deren Verbesserung man arbeiten könne:

> [...] il faut tâcher de faire de tels progrès dans ces sciences, qu'on puisse dans les occasions agir avec plus de certitude; car ce devrait être là la fin ordinaire de l'étude et de l'emploi de tous les hommes qui font usage de leur esprit.
> La troisième chose enfin, c'est qu'il ne faut pas mépriser absolument les vraisemblances, parce qu'il arrive ordinairement que plusieurs, jointes ensemble, ont autant de force pour convaincre que des démonstrations très évidentes.[33]

32 Jean Jacques Rousseau: *Emile. Education – Morale – Botanique* (= Oeuvres complètes. IV). Edition publiée sous la direction de Bernard Gagnebin et Marcel Raymond (= Bibliothèque de la Pléiade. 208). Paris: Gallimard 1969, S. 527.

33 Nicole Malebranche: *De la Recherche de la vérité où l'on traite de la nature de l'ésprit*

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Statt die Wahrscheinlichkeitswissenschaften am Maßstab der Notwendigkeitswissenschaften zu messen und zu verwerfen, räumt Malebranche ihnen einen notwendigen Platz im System des menschlichen Wissens ein. Auch er faßt dieses System dualistisch und weist den Wahrscheinlichkeitswissenschaften darin die unteren Ränge zu. Aber, das ist entscheidend, er dynamisiert diesen Dualismus. Daß die kontingenten Wahrheiten veränderlich sind, fordert ihn dazu heraus, sie in einem Prozeß methodischer Kombination und praktischer Bewährung zu derselben Überzeugungskraft zu vervollkommnen, wie die Demonstrationen der notwendigen Wahrheiten sie besitzen. Damit weist er den Weg für den Aufstieg der Erfahrungswissenschaften, der am Ende der Aufklärung den aristotelischen Wissenschaftsdualismus sprengen wird.

Mit den Naturforschern folgen diesem Wink auch die Geschichtsschreiber. Während quantitativ in der Barockzeit und weit in die Aufklärungsepoche hinein zumindest in Frankreich die galante Historie vorherrscht und immer aufs neue die Verachtung der Pyrrhonisten bestätigt, gewinnt gleichzeitig überall in Europa eine kritische Strömung innerhalb der Geschichtsforschung an Bedeutung. Die Historiker, die ihr angehören, sind durch die Schule des Rationalismus gegangen. Eigentlich sind sie selbst Pyrrhonisten. Heimlich nagt in ihnen der Zweifel an der Stichhaltigkeit und dem Nutzen ihres Tuns. Es ist dieser innere Stachel, der sie veranlaßt, immer mehr zweifelhaftes Wahrscheinlichkeitswissen in methodisch gesicherte Wahrheit umzuarbeiten. Das ist ihre Antwort auf die Krise der Historie. Sie besteht in der Abkehr von der Geschichtsschreibung zugunsten der gelehrten Geschichtserkundung.

Zwei Wege sind es vor allem, auf denen die Historie von einer Kunst zu einer Wissenschaft weiterentwickelt werden soll. Der erste führt durch die Revision des gesamten faktographischen Wissens über die Vergangenheit. Die Historiker, die ihn auf sich nehmen, schließen an die gelehrte Geschichtserkundungdes Humanismus an. Ihr entnehmen sie die kritischen Verfahren, die sie nicht mehr nur auf die Texte der Alten, sondern auf die gesamte historiographische Tradition anwenden, nicht mehr, um durch Überlieferungskritik autoritative Texte wiederherzustellen, sondern um diese Texte selbst in ihren einzelnen Aussage zu überprüfen. Zug um Zug durchmustert ein Pierre Bayle die eigenen Zeitgeschichten, die Geschichten der Alten, alle bekannten Partikulargeschichten und auch die Bibel, um das faktographisch Wahre aus dem Wust der fabelhaften, mythischen, nur auf Tradition und Autoritäten gestützten Überlieferung herauszuschälen. Nicht mehr nur in Zweifelsfällen, sondern grundsätzlich für jede Tatsachenaussage gebrauchen die Geschichtsforscher das kritische Werkzeug der Humanisten, das sie in neuen Bereichen

de l'homme, et de l'usage qu'il en doit faire pour éviter l'erreur des Sciences. Introduction et texte établi par Geneviève Lewis. Paris: Librairie philosophique J. Vrin 1945, T. 1, S. 17.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

weiterentwickeln und schärfen. Systematisch erschließen Leibniz und Muratori neue Quellen, edieren Akten und Dokumente, sammeln Überreste. Sie pflegen die Hilfswissenschaften, die Chronologie, die Diplomatik, die Numismatik. Sie sammeln die Bausteine einer künftigen Geschichtsschreibung.[34]

Was man auf diesem Weg der polyhistorischen Gelehrsamkeit erhält, sind Berge von gesicherten „wahren" Tatsachen, die aus ihrem Zusammenhang in den Partikulargeschichten gelöst und systematisch geordnet werden. Da die historiographische Tradition nicht länger als zuverlässiges Protokoll des Geschehenen gilt, schlachten die Gelehrten sie aus und häufen die haltbaren Informationen daraus in ihren immer weiter aufquellenden Handbüchern. Summe und Inbegriff dieser Arbeit ist die *Englische Weltgeschichte*. Der Ehrgeiz ihrer Verfasser wünscht sie „in every respect complete".[35] Alles bekannte faktographische Material über alle Epochen, alle Völker, alle Staaten mit all ihren Verfassungen, Rechtssystemen, Sitten, Glaubensvorstellungen, Bildungseinrichtungen und zivilisatorischen Errungenschaften wollen sie darin zusammenstellen. Die Sammlung des faktographisch Wahren ist ihnen Selbstzweck, ein unabschließbarer offener Prozeß. Um auch alle zukünftig erschlossenen Tatsachen aufnehmen zu können, entwickeln sie einen weitgehend formalisierten, additiven, offenen Begriff von Universalgeschichte. Äußerlich wahrt dieser das Dekorum der christlich-theologischen Weltgeschichte; in Wirklichkeit weiten die Verfasser die Zahl ihrer Völker, Schauplätze und Gegenstände

34 Zur antiquarischen Geschichtserkundung der Frühen Neuzeit s. Arnaldo Momigliano: Ancient History and the Antiquarian. In: *Journal of the Warburg and Courtauld Institutes* 13 (1950), S. 285–315. Deutsch u.d.T.: Alte Geschichte und antiquarische Forschung. In ders.: *Wege in die alte Welt*. Mit einer Einführung v. Karl Christ. Übersetzt v. Horst Günther. Frankfurt 1995, S. 111–160; die Aufsätze von Henning Wrede, Wolfgang Weber, Wolfgang Ernst und Ursula Goldenbaum in: *Geschichtsdiskurs Bd. 2*, sowie Francis Haskell: *Die Geschichte und ihre Bilder. Die Kunst und die Deutung der Vergangenheit*. Aus dem Englischen übersetzt v. Michael Bischoff. München 1995.

35 *An Universal History, From the Earliest Account of Time to the Present. Compiled from Original Authors; and Illustrated with Maps, Cuts, Notes, Chronological and Other Tables*, 23 Bde. in Folio. London 1736–65. Hier zitiert nach der zweiten erweiterten und vollständig überarbeiteten Ausgabe: *An Universal History, From the Earliest Account of Time. Compiled from Original Authors; and Illustrated with Maps, Cuts, Notes, etc. with a General Index to the Whole*, 64 Bde. in Oktav. London 1747–66, Bd. 1, S. v. Die deutsche Übersetzung der Erstausgabe stellt eigentlich eine Neubearbeitung und ab Bd. 31 auch selbständige Ergänzung dar: *Übersetzung der Algemeinen Welthistorie, die in Engeland durch eine Gesellschaft von Gelehrten ausgefertiget worden. Nebst den Anmerkungen der holländischen Übersetzung, auch vielen neuen Kupfern und Karten. Genau durchgesehen und mit häufigen Anmerkungen vermeret*, Bde. 1–17, hrsg. v. Siegmund Jacob Baumgarten. Halle 1744–58, Bde. 18–30, hrsg. v. Johann Salomo Semler. Halle 1760–66. Die Arbeit an diesem monumentalen Handbuch konstituiert geradezu die deutsche Aufklärungshistorie: All ihre Koryphäen, von Gatterer über Schlözer bis Heyne, sind daran beteiligt.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

so weit aus und behandeln sie so gleichrangig, daß die Heilsgeschichte im Meer der Profangeschichten untergeht.

Stärker als den christlich-theologischen Deutungsrahmen bewahren sie den Bezug zur Geschichtsschreibung der Tradition. Auf jeder Seite ihrer Weltgeschichte weisen sie unter ihrer anspruchslosen Darstellung des kritisch gesicherten Wissens ausführlich die verwendeten Werke der Kanons nach, um schließlich in einem dritten Textblock die Sekundärliteratur dazu zu referieren. Als Nachschlagewerk besitzt die englische Weltgeschichte den Status historischer Gebrauchsliteratur. Keineswegs soll sie den Kanon der *historia perpetua* ersetzen. Vielmehr dient sie als Kommentar zur Berichtigung und Ergänzung des Kanons, den sie voraussetzt und auf den sie überall bezogen bleibt.

So gelangen die Gelehrten auf dem Weg der gelehrten Kritik zu einem neuen, säkularisierten und faktographisch abgesicherten Begriff von Weltgeschichte. Zugleich geraten sie darauf jedoch, um Schlözers prägnantes Wort zu gebrauchen, in die Schwierigkeit, das entstandene „Aggregat" sinnloser Tatsachen in ein „System" umzuschaffen.[36] Wo sie diese Aufgabe grundsätzlicher anpacken als durch bloßes Systematisieren in didaktischer Absicht, befinden sie sich auf dem zweiten Weg fort von der alten Geschichtsschreibung.

Er führt durch die Reflexion auf den Zusammenhang und den Wert der erarbeiteten Fakten, auf ihre Nützlichkeit, wie die Aufklärer sagen. Die Geschichtsdenker, die diesen Weg wählen, setzen die gesicherten Tatsachen voraus. Doch die Wahrheit, die die gelehrte Geschichtserkundung bieten kann, reicht ihnen nicht zu. Sie fragen nach dem, was den Quellen auch mit den raffiniertesten Verfahren der Kritik nicht zu entnehmen ist, nach der unsichtbaren Verkettung der Ereignisse und nach ihrer Gegenwartsbedeutung. Beides gehört offenbar zusammen. Wenn Montesquieu in immer neuen Ansätzen die letzten Gründe für Aufstieg und Verfall der römischen Herrschaft zu ermitteln trachtet, klärt er an diesem Beispiel zugleich die grundsätzliche Frage, welcher Handlungsspielraum den Menschen angesichts der unpersönlichen Wirkungsfaktoren in der Geschichte bleibt, eine Frage, der für die Reformdiskussion seiner Zeit praktisch politische Bedeutung zukommt.

Auch Voltaire, der solchem wahrheits- und wirkungsorientierten Fragen den Namen Geschichtsphilosophie gibt, führt in seiner 1765 erschienenen Schrift dieses Titels einen politischen Kampf. Er gilt dem katholischen Dogma, das der französischen Krone zur ideologischen Vereinheitlichung der Gesellschaft dient. Um dieses Dogma zu erschüttern, zerpflückt Voltaire die

36 August Ludwig Schlözer: *Vorstellung seiner Universal-Historie* (1772/73). Mit Beilagen. Hrsg., eingeleitet und kommentiert v. Horst Walter Blanke (= Beiträge zur Geschichtskultur. 4). Hagen 1990, S. 18 f.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

noch immer geltende heilsgeschichtliche Ereignisverkettung des Alten Testaments. Während in ihr Ägypter, Babylonier und Perser nur als Zuchtruten Gottes für sein auserwähltes Volk erscheinen, die Geschichte jener Völker ihren Sinn also einzig aus der Beziehung zu den Israeliten bezieht, gelangt Voltaire zu einer neuen Deutung, indem er durch religionsgeschichtliche Vergleiche nachzuweisen sucht, daß alle alten Völker im Ursprung diejenigen deistischen Glaubensvorstellungen teilten, die er gegen die Materialisten verteidigt. Seine neue Ereignisverkettung nach dem angenommenen Gesetz der allgemeinen Religionsentwicklung verleiht der alten Geschichte neuen Sinn, der zugleich eine Waffe in Voltaires Zweifrontenkrieg gegen die Kirche und gegen die Materialisten darstellt.

Was man auf dem Weg der Geschichtsphilosophie erhält, sind also „vérités utiles", um Voltaires Formel aufzugreifen.[37] Unter den Händen ihrer Überbringer nehmen sie, wie die Titel der einschlägigen „Discours", „Considérations", „Traité", „Essai" oder „Idées" verraten, die Form räsonierender Betrachtung an oder, je heftiger mit der Wahrheit gekämpft wird, auch die des Pamphlets. Daraus ergeben sich die besonderen Probleme, in die dieser Weg führt. Wie leicht entgleiten im Kampfgetümmel unliebsame Tatsachen dem synthetisierenden Blick. Wie unangenehm kann die Detailarbeit in der Beförderung brennender Anliegen hemmen. Wenn die griffigen Deutungen mit dem Ausschluß allzu vieler Tatsachen erkauft, der Zusammenhang zwischen ihnen allzu spekulativ hergestellt werden muß – um so schlimmer für die Tatsachen.

So kommt es, daß die nützlichen Wahrheiten der Geschichtsphilosophen von den Gelehrten ebenso höhnisch zerpflückt werden wie die Fabeln der Überlieferung; umgekehrt lassen die *philosophes* keine Gelegenheit aus, um die gelehrte Wissensanhäufung als nutzlos zu brandmarken. Doch sollte solche Polemik nicht darüber hinwegtäuschen, daß beide Gruppen wenn auch auf verschiedenen Wegen dasselbe Ziel verfolgen. So heftig sie um die Verwandlung von Geschichtsschreibung in Wissenschaft konkurrieren, heimlich bedürfen sie einander dabei. Stärker als in dem an Frankreich gewonnenen Bild der Aufklärungshistoriker tritt dies im deutschen Sprachraum zutage.[38]

Im Gegensatz zu Frankreich vermag sich hier bis zu Lessing, Herder und den idealistischen Philosophen die Geschichtsphilosophie nicht zu verselbständigen. Bilden in Frankreich die antiquarische Kritik und die Geschichtsphilosophie unterschiedliche Wege zur Verwandlung der Geschichtsschrei-

37 Voltaire: *La Philosophie de l'histoire*. Edited by J.H. Brumfitt (= Les Oeuvres complètes de Voltaire/The Complete Works of Voltaire. 59). Toronto and Buffalo ²1969, S. 89.

38 Zur Pyrrhonismus-Diskussion hier vgl. Markus Völkl: *‚Pyrrhonismus historicus' und ‚fides historica'. Die Entwicklung der deutschen historischen Methodologie unter dem Gesichtspunkt der historischen Skepsis* (= Europäische Hochschulschriften. Reihe III. 313). Frankfurt, Bern, New York 1987.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

bung in Wissenschaft, so zwingen die engeren deutschen Verhältnisse beides an den Universitäten zusammen. Auch die Gelehrten verstehen sich hier als Philosophen. Da sie aber keine *philosophes* sind noch sein können, bilden sie keine politische *philosophie de l'histoire* aus, sondern eine akademische Wissenschaftslehre von der Geschichte. Die theoretische Begründung der Geschichtserkundung und ihrer Ergebnisse verbinden sie mit der Reflexion auf Auswahl, Verknüpfung und Darstellung dieser Ergebnisse und auf ihren Bildungswert. Diese Wissenschaftslehre von der Geschichte begreifen sie als Philosophie. Für Gatterer etwa muß der Historiker schlechterdings Philosoph „seyn, wenn er pragmatisch werden", nämlich von der bloßen Tatsachen-Häufung zur kausalen Zusammenfügung gelangen will.[39] In demselben Sinn fordert Schlözer, die Historie müsse aufhören, „ein ödes Gedächtniswerk zu seyn, das Namen an Namen und Zalen reihet", vielmehr solle sie „Philosophie" werden, „die immer Wirkungen an Ursachen kettet".[40] Köster erläutert 1790, daß die Philosophie der Geschichte

> keine eigentliche und besondere Wissenschaft sei, wie man bei dem ersten Anblick dieses Ausdrucks leicht glauben möchte. Denn es ist, wofern ein ganzer Teil der Historie oder eine ganze historische Wissenschaft so abgehandelt wird, weiter nichts als Historie an sich selbst.

Deshalb könne man auch „die Logik der Geschichte oder die Theorie der Historie" so nennen.[41]

Immer selbstbewußter erheben die deutschen Aufklärungshistoriker den Anspruch, ihrer Geschichtserkundung denselben Rang wie der Philosophie und den Notwendigkeitswissenschaften zuzugestehen.[42] Doch erfolgt dieser Aufstieg der Geschichtswissenschaft *innerhalb* des überkommenen, vom Rationalismus erneuerten dualistischen Wissens- und Wissenschaftsverständnisses. Da die Aufklärungshistoriker sich weiterhin darauf beziehen, muß der herrschende Dualismus sich in ihrer Arbeit wiederholen. Bis zum Ende der Epoche vermögen sie sich daraus nicht zu befreien. Gerade das ungelöste Problem der historiographischen Darstellung zeigt die Grenze ihres Aufstiegs an.

Deutlich wird sie etwa in der gründlichsten Darstellungstheorie, die ein deutscher Aufklärungshistoriker in Auseinandersetzung mit dem Pyrrhonismus hervorgebracht hat, in Johann Martin Chladenius' *Allgemeine[r] Ge-*

39 Johann Christoph Gatterer: Vom historischen Plan, S. 659, vgl. S. 655.

40 August Ludwig Schlözer: *WeltGeschichte nach ihren HauptTheilen im Auszug und Zusammenhang*. Göttingen ³1785, Bd. 1, S. 8.

41 Heinrich Martin Gottfried Köster: [Artikel] Historie. In: *Deutsche Enzyclopädie oder allgemeines Real-Wörterbuch aller Künste und Wissenschaften.* Von einer Gesellschaft Gelehrten, Bd. 15. Frankfurt 1790, S. 666.

42 Zum allmählichen Aufstieg der Aufklärungshistorie innerhalb des dualistischen Wissenschaftssystems vgl. Muhlack: *Geschichtswissenschaft*, S. 70 ff.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

schichtswissenschaft von 1752. Chladenius begreift seine Geschichtswissenschaft als Buch „von einer neuen Art".[43] Und zwar bestehe die Neuerung darin,

> die Gedenckart der menschlichen Seele bey den historischen Wahrheiten eben so in Regeln verfasset zu sehen, als uns nunmehro fast alle Triebfedern des menschlichen Verstandes bey Erfindung allgemeiner Wahrheiten, besonders durch die Bemühungen des unsterblich verdienten Freyherrn von Wolfs, erklärt vor Augen liegen. (XIII* f.)

Chladenius übernimmt die alte Gegenüberstellung von Notwendigkeits- und Wahrscheinlichkeitswissenschaften, von allgemeiner und historischer Vernunftlehre. Historisch heißt bei ihm noch wie im Sprachgebrauch der Frühen Neuzeit jede besondere, nicht durch begriffliche Deduktion und reine Vernunftschlüsse, sondern durch Empirie gewonnene Erkenntnis. Seine *Allgemeine Geschichtswissenschaft* ist eine Wissenschaftslehre aller empirischen Disziplinen, keineswegs nur der Geschichte im heutigen Sinn, obwohl diese unvermerkt in den Mittelpunkt der Betrachtung rückt.

Chladenius zeigt nun jedoch, daß die Erkenntnis des Besonderen keineswegs willkürlich erfolgt. Vielmehr unterliege sie wie die des Allgemeinen bestimmten Regeln. Indem er diese Regeln systematisiert und erklärt, holt er die Geschichtserkenntnis als „ein Stück der Vernunfftlehre" in diese ein (25). Statt sie wie bisher der allgemeinen Erkenntnis unterzuordnen, stellt er sie ihr zur Seite. Im neunten Kapitel des Werks handelt er „von der Gewißheit der Geschichte; oder der historischen Erkenntniß" (280 ff.). Darin bezieht er den Begriff der Gewißheit von seiner Verwendung in der Logik auf den alltagssprachlichen Gebrauch zurück. Da dort vor allem das für gewiß gelte, „was jeder vor sich selbst empfunden, d.i. gesehen, geschmeckt, gefühlt etc. hat" (281) und da zweitens ein Gutteil historischer Erkenntnis methodisch auf solch handgreifliche Wahrnehmung zurückgeführt werden könne, besitze dieser Teil ebensolche Gewißheit wie die demonstrierten Wahrheiten in den Notwendigkeitswissenschaften.

Für den Rückbezug der historischen Erkenntnis auf Autopsie entwickelt Chladenius eine ausgefeilte Methodenlehre. Er gründet sie auf einer Erkenntnistheorie, in der er von den „Begebenheiten" ausgeht, die er als „Veränderung[en] in der Welt, in ihrer Wirklichkeit, und vor sich betrachtet" (2) bestimmt. „Eine Reyhe von Begebenheiten wird eine Geschichte genennet." (7). Ihr stellt Chladenius das „Bild der Geschichte, welches ein Zuschauer durch seine Sinne erhalten hat" (126 f.) gegenüber, das „Urbild der Geschich-

43 Johann Martin Chladenius: *Allgemeine Geschichtswissenschaft*. Mit einer Einleitung v. Christoph Friederich und einem Vorwort v. Reinhart Koselleck. Neudruck der Ausgabe Leipzig 1752 (= Klassische Studien zur sozialwissenschaftlichen Theorie, Weltanschauungslehre und Wissenschaftsforschung. 3). Wien, Köln, Graz 1985, hier: Vorrede, S. XII*, vgl. auch S. XI*, XIX*.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

te" (127), aus dem der Betrachter dann ein „verjüngtes Bild"[44] in Form einer „Erzehlung" erzeuge (116). Geschehen, Anschauung und Erzählung verhalten sich wie Abbilder, für die auch die Spiegel-Metapher wiederaufgegriffen wird.

Spiegel „von verschiedener Gattung und Stellung" (116) allerdings. Chladenius' Leistung besteht darin, daß er die mannigfachen „Veränderungen" analysiert, die das Geschehen bei seiner Verwandlung in ein vorsprachlich gedachtes Anschauungsurteil und dann in eine Erzählung durchläuft. Indem er sie auf „principia Logicae naturalis" zurückführt (125), erweist er ihre Regelhaftigkeit. Dies geschieht durch seine Lehre vom „Sehepunckt" und durch die „von der Verwandelung der Geschichte im erzehlen" (115).

Mit dem Begriff des Sehepunkts erläutert Chladenius die Situation des Betrachters von historischem Geschehen. Wie in der Optik „ein Cörper unendlich viele Seiten" hat (75), weil er von unendlich vielen Sehepunkten aus wahrgenommen werden kann, gibt es unendlich viele verschiedene Anschauungen desselben Geschehens je nach „Stand, Stelle und Gemüthsverfassung" der Zuschauer (99). Doch lassen alle Anschauungen sich trotz ihrer Verschiedenheit nach wenigen „Hauptarten der Sehepunckte" ordnen (103) und als Teilansichten desselben Geschehens widerspruchsfrei auf dieses beziehen (113 ff.).

Die durch die Sehepunkte modifizierten Anschauungen verändern sich ein weiteres Mal bei ihrer Verwandlung in Erzählungen. Auch hier führt Chladenius die unendliche Fülle möglicher Änderungen auf wenige Grundprinzipien zurück (116 ff.). So muß der Zuschauer gleichzeitig Geschehenes nacheinander erzählen, viele Umstände weglassen oder in Begriffen zusammenfassen. Er wird eigene Maßstäbe und Empfindungen beimischen und dabei Worte gebrauchen, die man verschieden verstehen kann. Er wird Beobachtungen verallgemeinern. Er wird sich auf Aspekte konzentrieren, die ihn besonders interessieren und seine Erzählung nach der Absicht einrichten, die er mit ihr verfolgt. Er wird Lücken seiner Wahrnehmung durch Mutmaßungen ergänzen. Er wird „Vergleichungen" anstellen (128), Metaphern gebrauchen und alle rhetorischen Mittel, um „sich bey seiner Erzehlung sinnreich auszudrücken" (129). Wer wie der Geschichtsschreiber das ganze Geschehen erzählen will, muß seine Teilansicht durch weitere Zeugenaussagen ergänzen, einen Anfang finden und einen „Entwurff" machen,

> damit er absiehet, an welchem Orte ein jedes Stück einzuschalten ist, nehmlich an demjenigen Orte, wo er es würde erzehlen müssen, wenn er selbst dabey gegenwärtig gewesen wäre. (134)

44 So bezeichnet Chladenius die Verfertigung einer Erzählung in seiner *Einleitung zur richtigen Auslegung vernünfftiger Reden und Schrifften*. Leipzig 1742. Photomechanischer Nachdruck mit einer Einleitung v. Lutz Geldsetzer (= Instrumenta Philosophica. Series Hermeneutica. V). Düsseldorf 1969, S. 213.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Chladenius unterscheidet den Ausnahmefall der „gründlichen" Erzählungen „zur Belehrung der Entfernten, und der Nachwelt" (132), die, durch ihren allgemeinen Zweck freigesetzt, Vollständigkeit anstreben und den Regelfall der „politischen", soll heißen interessegeleiteten und damit verkürzenden Erzählungen (136). Er nennt die Regeln der interessegeleiteten Kürzungen und die verschiedenen Formen, das Geschehene zu „verdunckeln" (139 ff.), zu „verstümmeln" (142) oder auszudehnen und dadurch zu „verdrehen" (149). Seine Einsicht in all diese Regeln führt ihn zu einem neuen Begriff von Unparteilichkeit.

> Es ist nehmlich bey einer Erzehlung nicht zu vermeiden, daß jeder die Geschichte nach seinem Sehepunkte ansehe; und sie also auch nach demselben erzehle [...] Nur das vorsetzliche Verdrehen mit seinen Theilen kann unterlassen werden. (150 f.)

Daß historiographische Erkenntnis an einen Standpunkt gebunden und durch ein Interesse geleitet ist, erscheint Chladenius nicht mehr als Makel, sondern als unhintergehbare Besonderheit, die die „Wahrheit der Geschichte und Erzehlungen" (154) keineswegs zu mindern braucht, ja die im Sonderfall der „gründlichen" Erzählung sogar aufgehoben ist.

Das heimliche Ziel der Aufklärungshistoriker, hier ist es erreicht. Ohne den traditionellen Dualismus der Erkenntnisformen aufzugeben, weist Chladenius die pyrrhonistische Abwertung der Historie zurück. Was den Pyrrhonisten als subjektivistische Willkür erscheint, wird bei ihm zum regelgeleiteten Verfahren eines produktiven Erkenntnissubjekts. Ein Genie wie später bei Gatterer ist es noch nicht. Reale und ideale Gegenwart werden von Chladenius nicht unterschieden. Daß die Einbildungskraft sich das Geschehene bloß aufgrund von Überresten zu vergegenwärtigen vermag, wird bei ihm nicht erwogen. Sein Triumph über den Pyrrhonismus beruht auf dem Nachweis, daß historische Erkenntnis methodisch sicher auf die handgreifliche Gewißheit der Autopsie zurückgeführt werden kann. Das aber gilt nur für die traditionelle Zeitgeschichtsschreibung. Als Vertreter der theologischen Orthodoxie vor allem an den alten biblischen Geschichten interessiert, bringt Chladenius letztlich deren Verfahren auf den Begriff, um die pyrrhonistischen Einwände gegen ihren Wahrheitswert zu entkräften. Die Darstellungsprobleme der geschehensfernen Gelehrten, die Universal- und Zivilisationsgeschichten seiner eigenen Zeit erfaßt seine Theorie nicht.

Auch mit den ausdrücklich auf Weltgeschichte bezogenen Theorien ist es nicht anders bestellt. Als großes Sammelbecken, in dem die vielen Partikulargeschichten der Tradition in den Begriff der einen Universalgeschichte umgeschmolzen werden, steigt die Weltgeschichte in der Aufklärung von einem didaktischen Hilfsmittel, um die Einzelgeschichten synoptisch und chronologisch zusammenzustellen, zur vornehmsten Textsorte der historiographischen Gebrauchsliteratur auf; entsprechend häufen sich die Darstellungstheorien dazu. Als beispielsweise Siegmund Jacob Baumgarten 1744 die deutsche

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Übersetzung der *Englischen Weltgeschichte* herauszugeben beginnt, paraphrasiert er Aristoteles:

> Durch die Historie versteht man, dem gemeinen und genauen Gebrauch nach, eine gegründete Nachricht von geschehenen Begebenheiten: die demnach zwey Merkmale und wesentliche Stücke haben mus.
> Das eine besteht in dem Vorwurf und Inhalt derselben, dahin blos geschehene Begebenheiten gehören [...]
> Das zweite Merkmal und Hauptstück der Historie, besteht in der Art des Vortrags solcher Begebenheiten. Sol derselbe eine gegründete Nachricht seyn: so mus er theils hinlängliche Erzälungen der Begebenheiten, theils einen natürlichen Zusammenhang und Ordnung derselben, theils Merkmale und Bestimmungsgründe der Zuverläßigkeit enthalten [...]"[45]

Als „natürlich" bezeichnet Baumgarten diejenige Ordnung, die „den vorgetragenen Sachen jedesmal gemäs" ist (179). Daß er dabei an ein Entsprechungs- und Widerspiegelungsverhältnis zwischen Geschehenem, Erzählung und Leseeindruck denkt, bezeugen seine Ausführungen darüber, was unter einer „hinlänglichen" Erzählung zu verstehen ist:

> Erzälungen von Begebenheiten entstehen aus Empfindungen [des Geschehenen, J.S.] und anschauender Erkenntnis derselben: können also nicht nur am leichtesten bey andern zur Vorstellung gebracht werden; sondern verursachen auch unausbleiblich eine Erinnerung derselben, die ihrer Erneuerung und Wiederholung sehr nahe kommt. (189)

Da historische Erzählungen das Geschehene einprägen, besitzen sie didaktischen Wert; da sie alle sonst vereinzelten Seelenvermögen anregen, auch allgemeine Bildungsfunktion. „Daher GOtt selbst diese Lehrart in seiner nähern Offenbarung gebraucht hat, deren gröster Theil aus Geschichten bestehet" (190). Aufklärungsdidaktisch, fromm, aber auch mit bildungstheoretischen Argumenten, die auf Herder und Humboldt vorausweisen, rechtfertigt Baumgarten ein Erzählen, das wie die alte *historia perpetua* das Geschehene widerspiegeln und zur Anschauung bringen soll. Doch leitet er damit ein Werk ein, in dem das Geschehene gerade in kritisch gesicherte Einzeltatsachen aufgelöst und nur insofern erzählt wird, als die verdinglichten Ereignisse wieder chronologisch geordnet werden. Baumgarten überträgt also die traditionelle Erzähltheorie der Einzelgeschichten auf das neue Genre der Weltgeschichte – ohne daß sie die dort geübte Darstellungspraxis trifft.[46]

45 Siegmund Jacob Baumgarten: Über die eigentliche Beschaffenheit und Nutzbarkeit der Historie. In: *Theoretiker der deutschen Aufklärungshistorie*, Bd. 1, S. 174–205, hier: S. 178 und 179.

46 Wie lange diese Diskrepanz fortgeschleppt wird, geht aus einem Gutachten hervor, das der scheidende Freiburger Historiker Johann Maria Weißegger 1798 über die Bewerbung Karl von Rottecks auf die Freiburger Lehrkanzel für Weltgeschichte verfaßt: „Zuerst hätte man gewünscht den Begriff *Weltgeschichte* eroertert zu sehen: denn er kann als *Subject*, *Object*, und *System* betrachtet werden. *Objecktiv* ist Weltgeschichte ein Werk der Kunst, *eine bewährte Erzählung aller großen Weltbegebenheiten, oder Revo-*

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Auch Gatterer leitet mit seiner Theorie *Von der Evidenz in der Geschichtkunde* einen Auszug aus der Englischen Weltgeschichte ein.[47] Auch er will die Weltgeschichte damit zum Rang der alten Historiographie erheben – nur entspricht seine Theorie dem eingeleiteten Werk so wenig wie seiner anderen Theorie vom pragmatischen Erzählen. „Ach! wenn dies nur der einzige unverantwortliche Widerspruch in unsrer Litteratur zwischen Lehren und Thaten wäre!" ruft Herder 1769 zu den „Lehren unsrer historischen Kunst, und de[m] Kontrast in Ausübung derselben" aus.[48] Tatsächlich ist der Widerspruch zwischen den auf die Tradition bezogenen Darstellungstheorien der Aufklärungshistoriker und ihrer eigenen Praxis eklatant.

Er kommt zustande, weil sie die alte Funktion der Geschichtsschreibung auf ihre gelehrten historiographischen Werke, auf Gebrauchsliteratur also, übertragen. Daraus spricht weniger naive Traditionsverhaftung als die Einsicht, daß die in Wissenschaft verwandelte Historie die entscheidende Leistung der alten Historiographie allererst zu erbringen hätte, um ihr gleichrangig zu werden: die Verlaufsform eines Geschehens so zu veranschaulichen, daß es dadurch zugleich gedeutet und erklärt wird. Das nehmen die Gelehrten sich in ihren Theorien vor, das verordnen sie sich geradezu – auch um den Preis, daß sie einen Abgrund zwischen den Theorien und der ihnen möglichen Praxis aufreißen.

Letztlich bleiben die deutschen Aufklärungshistoriker in einem zweideutigen Verhältnis zur historiographischen Tradition gebannt. Obwohl sie mit der *historia perpetua* gebrochen und sie in Material verwandelt haben, müssen sie weiterhin all ihre Arbeit darauf beziehen. Denn sie vermögen sie nicht

lutionen der Erde, und des Menschengeschlechts in einem lehrreichen, und wohlgeordneten, bündigen Systeme dargestellt. […] Als *Subjeckt*, ist sie die Wissenschaft jener Weltbegebenheiten und als *System*, der richtig geordnete, und zusammenhängende Innbegriff derselben […]." Rottecks Berufung 1798 (= Ernst Walter Zeeden: Die Freiburger Philosophische Fakultät im Umbruch des 18. Jahrhunderts. Von der theresianischen Reform bis zum Übergang des Breisgaus an Baden (1805). Ein Stück Universitätsgeschichte. Beilage IV: Beispiel einer Lehrstuhlbesetzung im Konkursverfahren). In: Clemens Bauer / Hans-Günther Zmarzlik / Ernst Walter Zeeden: *Beiträge zur Geschichte der Freiburger Philosophischen Fakultät*. Mit einem Vorwort v. Arnold Bergstraesser (= Beiträge zur Freiburger Wissenschafts- und Universitätsgeschichte. 17). Freiburg/Br. 1957, S. 125–136, hier: S. 127.

47 Der Aufsatz erschien zuerst in: *Die allgemeine Welthistorie die in England durch eine Gesellschaft von Gelehrten ausgefertiget worden. In einem vollständigen und pragmatischen Auszuge* hrsg. v. Friedrich Eberhard Boysen. Alte Historie, Bd. 1. Halle 1767, S. 1–38.

48 Johann Gottfried Herder: Ueber die Reichsgeschichte: ein historischer Spaziergang. In: *Herders Sämmtliche Werke*. Hrsg. v. Bernhard Suphan, 33 Bde. Berlin 1877–1913. Zweiter reprographischer Nachdruck Hildesheim, New York 1978/79 [von nun an zitiert als: SWS], Bd. 3, S. 462–471.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

durch gleichwertige eigene Werke zu ersetzen. Stets bleiben ihre eigenen Erzeugnisse der historiographischen Tradition nachgeordnet, bleiben sie bloße Gebrauchsliteratur, die nicht an die Stelle der alten Geschichtsschreibung treten kann.[49] Nicht daß den Aufklärern eine eigene Zeitgeschichtsschreibung fehlt, macht ihr Problem aus (übernehmen deren Protokollfunktion jetzt doch Zeitungen, Zeitschriften und Aktenpublikationen), sondern daß dieses Fehlen die Ratlosigkeit anzeigt, wie unter den Bedingungen einer entwickelten Schriftkultur und ausgereifter geschichtswissenschaftlicher Kritik Geschehenes überhaupt noch zu historiographischer Anschauung zu bringen ist. Ob dieses Geschehene ein Jahr oder zwei Jahrtausende zurückliegt, verliert durch die Entwicklung der geschichtswissenschaftlichen Erkundung an Bedeutung; das Problem der Zeitgeschichtsschreibung wird zu dem der historiographischen Darstellung überhaupt.

In der Rückschau auf die Generation seiner Lehrer nennt der letzte Vertreter der Göttinger Schule Arnold Hermann Ludwig Heeren 1823 zwei Ursachen, warum gerade die deutsche Literatur so „reich an Geschichtsforschern, aber arm an Geschichtsschreibern" ist,[50] warum in anderen Worten auch die Aufklärungshistoriker in ihren Arbeiten noch nicht über Gebrauchsliteratur hinausgelangen. Heeren macht dafür erstens den „so lange dauernden Gebrauch der lateinischen Sprache in allen Wissenschaften, und daher auch in der Geschichte" verantwortlich (441). Während in England, Frankreich, Spanien und Italien seit der Renaissance eine volkssprachliche Geschichtsschreibung entstanden sei, habe im gelehrten Deutschland bis zum Ende des 17. Jahrhunderts das Lateinische vorgeherrscht, im fürstlich-staatsmännischen – das ist zu Heeren zu ergänzen – ab dem 17. Jahrhundert das Französische.

49 Das gleiche ambivalente Verhältnis zur Tradition bezeugt eine weitere typische Hervorbringung der deutschen Aufklärungshistoriker: die sogenannte Gelehrtengeschichte. Obwohl diese der Revision und Kritik an der kanonischen gelehrten Literatur dienen sollte, erschöpfte sie sich häufig in einer bibliographischen oder systematischen Aufbereitung des Kanons. Auch hier bleibt die Kritik auf die Tradition bezogen, beabsichtigt sie nicht, diese zu ersetzen. Vgl. Helmut Zedelmaier: ‚Historia literaria'. Über den epistemologischen Ort des gelehrten Wissens in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. In: *Das achtzehnte Jahrhundert* 22 (1998), S. 11–21. Dort auch Angaben zu den entsprechenden Werken von Leibniz, Wolff, Reimmann, Fabricius, Gundling und Heumann sowie weitere Forschungsliteratur.

50 Arnold Hermann Ludwig Heeren: Etwas über die Seltenheit classischer Geschichtschreiber, besonders in Deutschland. Vorwort zu ders.: Andenken an Deutsche Historiker aus den letzten funfzig Jahren. In ders.: *Historische Werke. Sechster Theil: Biographische und Litterarische Denkschriften*. Göttingen 1823, S. 433–449, hier: S. 441. Auf diese Ausgabe beziehen sich die Seitenangaben im Text. Heerens Diagnose wurde allgemein geteilt, seine Diagnose topisch. Vgl. z.B. Wilhelm Giesebrecht: Die Entwikkelung der modernen deutschen Geschichtswissenschaft. Habilitationsrede gehalten am 19. April 1858 in der Aula der Königsberger Universität. In: *Historische Zeitschrift* 1 (1859), S. 1–17. Wieder in ders.: *Deutsche Reden*. Leipzig 1871, S. 1–25.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Damit ist die zweite, die entscheidende Ursache berührt, die Heeren nennt: „kein praktischer Staatsmann" habe sich in Deutschland der Historie angenommen und sie für die Nation geschrieben, vielmehr sei sie „Schulmänner[n]" und akademischen Zwecken überlassen worden (443).

> Es ist das Eigentümliche unsrer wissenschaftlichen Litteratur, daß sie ihre Form fast ausschließlich den Universitäten, und den auf ihnen erschienenen Lehrbüchern, verdankt [...] Auch die geschichtlichen Wissenschaften, sowohl die Geschichte selbst, als die verwandten Hülfsfächer, haben ihre Form unter uns durch Lehrbücher erhalten. (445)

Heeren hebt die Nachteile der daraus folgenden Geschichtsbetrachtung scharf hervor:

> Sie hat keinen Raum für die historische Entwickelung [...] Die darstellende Erzählung findet in ihr so gut wie gar keinen Platz. Die compendiarische Behandlung der Geschichte konnte also vielleicht von erheblichem Gewinne für die Kritik derselben seyn, insofern die treue Angabe der Begebenheiten hier das erste Erforderniß war; sie konnte auch selbst grosse und richtige Ansichten der Geschichte im Allgemeinen geben; aber von der höhern Geschichtschreibekunst führte sie mehr ab, als daß sie ihr günstig gewesen wäre. (446)

Die Universitätsgelehrten blieben „in Deutschland gewöhnlich von dem praktischen Leben so weit entfernt [...], daß sie weit eher zu Geschichtforschern als zu Geschichtschreibern sich auszubilden Veranlassung finden" (446).[51]

Am Beispiel der Geschichtsforscher benennt Heeren ein Grundproblem der deutschsprachigen Literatenkreise, in seinem ganzen Umfang hat Friedrich Nicolai es 1773 karikiert:

> Der Stand der Schriftsteller beziehet sich in Deutschland beinahe bloß auf sich selber, oder auf den gelehrten Stand. Sehr selten ist bei uns ein Gelehrter ein *Homme de Lettres*.

51 Vgl. die auf einer England-Reise notierte Reflexion von Lichtenberg: „Der eigentliche Professor, oder Stubensitzer sollte ich vielmehr sagen, ist der Mann, der unter allen am wenigsten fähig ist ein großer Geschichtschreiber zu werden. Er kann dem andern vorarbeiten, er kann Dissertationen schreiben, damit der andere ein Wort sprechen kann, und kann insofern ein sehr nützlicher Mann werden. [...] Ich sage der Stubensitzer ist nicht der Mann, der hierzu taugt, weil es kaum möglich ist ohne Umgang mit der Welt und mit Leuten, die einem an Erfahrung überlegen sind, von allerlei Stand, sich das Gefühl zu erwerben, das uns fast ohne nachzudenken von Begebenheiten urteilen lehrt, oder wenigstens am rechten Ort zu suchen oder nach der rechten Richtung zu verfolgen. [...] Langer Aufenthalt in großen Handelsstädten, nicht weit von einem Hof, oder noch besser in einiger Verbindung mit ihm, Aufmerksamkeit auf die Begebenheit und Verbindung der gleichzeitigen, Lesung des Tacitus, Robertson und einiger wenigen andern Philosophie, Naturlehre und Mathematik, beständige Aufmerksamkeit auf das wovon geredet wird, wenn man in Gesellschaft ist, sind Umstände, die überhaupt vieles beitragen den *vernünftigen* Mann zu bilden und hauptsächlich den Geschichtschreiber." Georg Christoph Lichtenberg: Reise-Anmerkungen 1775. In ders.: *Schriften und Briefe*. Hrsg. v. Wolfgang Promies, Bd. 2. München, Wien 1971, S. 637–693, hier: S. 675 f.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

> Ein Gelehrter ist bei uns ein Theologe, ein Jurist, ein Mediziner, ein Philosoph, ein Professor, ein Magister, ein Direktor, ein Rektor, ein Konrektor, ein Subrektor, ein Bakkalaureus, ein *Collega infimus*, und er schreibt nur für seine Zuhörer und seine Untergebnen. Dieses gelehrte Völkchen von Lehrern und Lernenden, das etwa 20 000 Menschen stark ist, verachtet die übrigen 20 Millionen Menschen, die außer ihnen deutsch reden, so herzlich, daß es sich nicht die Mühe nimmt, für sie zu schreiben; und wenn es zuweilen geschiehet, so riecht das Werk gemeiniglich dermaßen nach der Lampe, daß es niemand anrühren will.[52]

Bis weit in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts gehörten Schriftsteller im deutschen Sprachraum zu einem „Stand", war das deutschsprachige Schrifttum in erster Linie ein Erzeugnis von Gelehrten. Zu Zwecken religiöser Rührung oder didaktischer Wirkung mochten diese Gelehrte für Ungebildete schreiben, mit Regentenspiegeln oder Rechtsempfehlungen sich an den Adel wenden, die ständische Trennung von Schreibenden und Adressaten wurde dabei immer vorausgesetzt und bestätigt. Auch gewann im 18. Jahrhundert gegenüber der religiösen Literatur zunächst das gelehrte Schrifttum an Boden: häufig noch in Latein geschrieben und so dickleibig-teuer, daß wieder nur Gelehrte es besitzen mochten und konnten. In erster Linie und am liebsten bezog der deutsche Gelehrtenstand sich auf sich selbst. Anders als in Frankreich und England gab es im deutschen Sprachraum eine allgemeine Öffentlichkeit lediglich in Ansätzen,[53] entwickelte sie sich mühsam aus dem Kreis der Gelehrten heraus.[54] Mit ihr aber und einer auf sie bezogenen „National-Literatur" fehlte auch eine deutsche Geschichtsschreibung im eigentlichen Sinn.

52 Friedrich Nicolai: *Das Leben und die Meinungen des Herrn Magister Sebaldus Nothanker* (1773–76). Hrsg. v. Fritz Brüggemann (= Deutsche Literatur. Sammlung literarischer Kunst- und Kulturdenkmäler in Entwicklungsreihen. Reihe Aufklärung. 15). Leipzig 1938. Nachdruck Darmstadt 1967, S. 72.

53 „[…] schon haben wir siebentausend Schriftsteller, und dessen ungeachtet, wie es keinen deutschen *Gemeingeist* giebt, so giebt es auch keine deutsche *öffentliche Meynung*. Selbst diese Wörter sind uns neu, so fremd, daß jedermann Erläuterungen und Definitionen fordert; indeß kein Engländer den andern mißversteht, wenn vom *public spirit*, kein Franzose den andern, wenn von *opinion publique* die Rede ist." Georg Forster: Über die öffentliche Meinung. (Fragment eines Briefes.). In: *Georg Forsters Werke. Sämtliche Schriften, Tagebücher, Briefe, Bd. 8: Kleine Schriften zu Philosophie und Zeitgeschichte*. Bearbeitet v. Siegfried Scheibe. Berlin ²1991, S. 364 f., hier: S. 365.

54 In den deutschen Kleinstaaten war die Universität oft der einzige Ort, der soziale Aufstiegschancen ebenso bot wie – relative – politische Unabhängigkeit. Auf die deutsche Intelligenz wirkte sie deshalb wie ein Magnet; tief prägte sie ihr die Merkmale des Gelehrtenstands ein. S. Norbert Elias: *Die höfische Gesellschaft. Untersuchungen zur Soziologie des Königtums und der höfischen Aristokratie*. Mit einer Einleitung: Soziologie und Geschichtswissenschaft. Frankfurt 1983, S. 285: „In Deutschland war die Intelligenz in weitem Umfang eine Gelehrtenintelligenz oder jedenfalls eine Intelligenz von Menschen, welche die Universität besucht hatten, in Frankreich dagegen bildete die Selektionsapparatur für die Intelligenz nicht die Universität, sondern die höfische Gesellschaft, die ‚monde' im engeren oder weiteren Sinne." Vgl. Notker Ham-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Was viele Aufklärungshistoriker zunächst als Darstellungsproblem diskutierten – schon für die Zeitgenossen war es ein soziales und politisches Problem: Wie sollen Schulmänner nach dem Vorbild der Tradition ein Geschehen vergegenwärtigen, das sie nicht als Augenzeugen erlebt haben, von dem sie nur durch ihre kritische Beschäftigung mit den Überresten wissen? Wie sollen sie die unübersehbare Universalgeschichte vergegenwärtigen, in die sie die Partikulargeschichten der Tradition umschmelzen? Wie sollen sie die neuen Gegenstände vergegenwärtigen, für die sie sich vor allem interessieren, die zivilisatorischen Errungenschaften des menschlichen Geistes, die unanschaulichen Rechtssysteme, Handelsbeziehungen oder künstlerischen Leistungen? Und wie sollen sie ihre Reflexionen über Ursachenverkettungen und Gegenwartsbedeutung in eine vergegenwärtigende Erzählung integrieren? Vor allem aber: Was sollte sie dazu veranlassen, über ihre unmittelbaren akademischen Zwecke hinauszugehen und Geschichte nicht mehr nur für ihre Studenten zu schreiben, sondern für die Allgemeinheit?[55]

Wieder nichts anderes als der Wandel der historischen Rahmenbedingungen. Im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts änderte sich nach langem und langsamem Vorlauf die von Heeren beschriebene Situation. Mit dem Aufstieg der schönen Literatur lernten auch die Gelehrten allmählich Deutsch. Sie mußten es lernen, wenn sie in der weiter werdenden, historisch interessierten Öffentlichkeit noch Gehör finden wollten, z.B. in der Fülle von historischen Zeitschriften, die im 18. Jahrhundert entstanden oder auf dem expandierenden Buchmarkt, wo die historische Literatur innerhalb der ständig steigenden Buchproduktion einen Anteil von 10% behauptete.[56]

Zudem machte dem alten Gelehrtenstand in dieser Zeit eine neue, breiter werdende Bildungsschicht Konkurrenz.[57] Ihre Polemik gegen die Schulge-

merstein: Die deutschen Universitäten im Zeitalter der Aufklärung. In: *Zeitschrift für historische Forschung* 10 (1983), S. 73–89; ders.: Zur Geschichte und Bedeutung der Universitäten im Heiligen Römischen Reich deutscher Nation. In: *Historische Zeitschrift* 241 (1985), S. 287–328; Luigi Marino: *Praeceptores Germaniae. Göttingen 1770–1820*. Aus dem Italienischen von Brigitte Szabo-Bechstein (= Göttinger Universitätsschriften. Serie A: Schriften. 10). Göttingen1995, S. 32–34, 43–46, 411 f. u.ö.

55 Vgl. wiederum Lichtenberg: „Die Deutschen haben, so viel mir bekannt ist bis jetzt noch keinen Geschichtschreiber gehabt. Sie werden auch vielleicht noch nicht so bald einen bekommen. Sie haben nicht die Gelegenheit alle Seelenkräfte so auszubilden, als Männer die in großen und reichen Städten leben, wo Pracht und Üppigkeit auf das höchste gestiegen ist. […] Ihre Sprache ist noch nicht in dem Zustand, daß die Sprache der guten Gesellschaft die von Büchern abgeben könnte. Der gute Schriftsteller muß daher sich eine Sprache schaffen, wenn er sich so ausdrücken will, daß er Ausländern gefallen soll." (Reise-Anmerkungen 1775, S. 667 f.).

56 Otto Dann: Das historische Interesse, S. 392.

57 Vgl. Alberto Martino: Barockpoesie, Publikum und Verbürgerlichung der literarischen Intelligenz. In: *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur* 1

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

lehrten entsprang der Aversion gegen die mit polyhistorischer Wissensfülle gepanzerte ständische Exklusivität der alten Gelehrtenkreise. Nicht zufällig werden als Voraussetzungen wirklicher Geschichtsschreibung immer wieder Menschen- und Sachkenntnis genannt, Kontakte zu politischen Akteuren, Urbanität. Solcherart das Ideal des *gentleman* aufgreifend, entspricht die Forderung nach deutschen Geschichtsschreibern auch dem Verlangen nach einer Weltgewandtheit, die Standesschranken überschreitet und vergessen macht. Die historiographische Ausrichtung auf die Allgemeinheit korrespondiert mit einem Leistungsdenken, das sich mehr dem Gemeinwohl verpflichtet sieht als akademischer Gelehrtheit. Nicht zuletzt entspricht es mit seinem Beharren auf der historiographischen Teilnehmerperspektive dem Wunsch nach politischer Mitsprache und Beteiligung. Untrennbar ist die Struktursituation der deutschen Intelligenz in der Spätaufklärung[58] mit den daraus entspringenden Wünschen verquickt. Die geforderte neue Geschichtsschreibung soll diese zunächst literarisch befriedigen im Raum der Imagination.

Und nicht nur der Kreis derer weitet sich, die historische Themen nachfragen, viel entscheidender ist, daß die entstehende allgemeine Öffentlichkeit alle Gegenstände ihres Interesses als geschichtlich gewordene begreifen lernt. Sie verlangt nach Aufklärung darüber, wie die Gegenstände des öffentlichen Interesses zusammenhängen und das heißt immer häufiger auch, wie sie historisch entstanden, wie sie gemacht worden, wie sie veränderbar sind. Alle Wissenschaften und mit ihnen die gesamte Bildung geraten in einen Sog zur Historisierung; Recht und Kunst sind nur die prominentesten Beispiele. Es ist dieses wachsende Bedürfnis nach einer populären, für die Allgemeinheit geschriebenen Historie, die die Darstellungsfrage in der Aufklärung aktualisiert und ständig dringlicher werden läßt.[59]

Auch wenn die Aufklärer sie noch nicht zu ihrer Zufriedenheit beantworteten, die Lösung des Problems bereiteten sie vor. Ihre jahrelange Diskussion trug dazu bei, die historiographische Literatur in eine öffentliche Angelegenheit zu verwandeln, ihre geistreiche Klage machte das Fehlen einer deutschen

(1976), S. 107–145; Rudolf Vierhaus: Umrisse einer Sozialgeschichte der Gebildeten in Deutschland. In: *Quellen und Forschungen aus italienischen Archiven und Bibliotheken* 60 (1980), S. 395–418; Hans Erich Bödeker: Die ‚gebildeten Stände' im späten 18. und frühen 19. Jahrhundert: Zugehörigkeit und Abgrenzungen. Mentalität und Handlungspotentiale. In: *Bildungsbürgertum im 19. Jahrhundert, Teil IV: Politischer Einfluß und gesellschaftliche Formation*. Hrsg. v. Jürgen Kocka (= Industrielle Welt. 48). Stuttgart 1989, S. 21–52. S. auch die Einleitung von Jürgen Kocka zu diesem Band.

58 Hans Heinrich Gerth: *Bürgerliche Intelligenz um 1800. Zur Soziologie des deutschen Frühliberalismus* (1935). Mit einem Vorwort und einer ergänzenden Bibliographie hrsg. v. Ulrich Herrmann (= Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft. 19). Göttingen 1976, S. 29–51.

59 So auch Rudolf Vierhaus: Geschichtsschreibung als Literatur und ders.: Historisches Interesse im 18. Jahrhundert. In: *Aufklärung und Geschichte*, S. 264–298.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Geschichtsschreibung zum Skandal. In Abwesenheit wurde die Geschichtsschreibung zu einer Sache des allgemeinen Interesses. Nicht mehr nur Geschichtsforscher, auch Popularphilosophen, Publizisten, Schriftsteller erörterten Möglichkeiten, dem Mangel zu begegnen. Ihr Ehrgeiz war geweckt. Wem es gelänge, die deutsche Historiographie an die Vorbilder der Franzosen und Engländer heranzuführen, wer gar die bewunderte Geschichtsschreibung der Alten erreichte, dem winkte der Lorbeer eines „teutschen Livius", die einhellige Anerkennung der deutschen Kulturnation.

Die einfachste Lösung schien zu sein, direkt bei der Darstellungsfrage anzusetzen. Wenn die Geschichtsschreibung, wie alle Welt sich einig war, zur Nationalliteratur gehörte, wenn sie auf ein allgemeines Publikum zielte, könnte man sie dann nicht dadurch erschaffen, daß man die populäreren Formen der historiographischen Gebrauchsliteratur noch weiter popularisierte? Vor allem die für Lehrzwecke zusammengestellten Überblicksdarstellungen zur Universal- und Reichsgeschichte schienen dazu geeignet. Analog zur Popularphilosophie sollten sie zu einer Art Popularhistorie weiterentwickelt werden.[60] Ihre Ausrichtung auf das allgemeine Publikum galt primär als Problem ihrer pragmatischen Nützlichkeit, ihrer Verständlichkeit und Faßlichkeit – als didaktisches Problem also. Mit Hilfe einiger wohl kalkulierter, instrumentell eingesetzter literarischer Mittel sollte diese Faßlichkeit erreicht werden. Für den angestrebten rhetorischen Zweck nahmen auch die Gelehrten eine äußerliche Literarisierung der Geschichtsdarstellung in Kauf.

Unter zwei Stichworten wurde diese Literarisierung diskutiert: im Hinblick auf den „Plan" des vergangenen Geschehens wie auch auf dessen „Evidenz". Mit „Plan" ist die erzählerische Fabel gemeint: das Streben nach epischer Geschlossenheit und Ganzheit. Nur dann galten Historien als einprägsam und faßlich, wenn sie einen Anfang, eine Peripetie und ein Ende besaßen, wenn die in ihnen erzählte Handlungen dem Schema der aristotelischen Fabel folgten. Im Gegensatz zu gelehrten Überblicksdarstellungen war Geschichts-

60 Vgl. Hans Erich Bödeker: Von der ‚Magd der Theologie' zur ‚Leitwissenschaft'. Vorüberlegungen zu einer Geschichte der Philosophie des 18. Jahrhunderts. In: *Das achtzehnte Jahrhundert* 14 (1990), S. 19–57. Was Bödeker in diesem Forschungsbericht über die Popularphilosophie ausführt, läßt sich Punkt für Punkt auf die hier gemeinte Bewegung in der Geschichtswissenschaft übertragen. Auch ihre Vertreter (Gatterer und Schlözer z.B.) waren Gelehrte und häufig an den Universitäten beschäftigt. Auch sie aber begriffen sich als reflektierende Schriftsteller, die ihre geschichtswissenschaftlichen Kenntnisse auf alle Probleme des menschlichen Lebens anwenden wollten. Auch sie richteten sich an das gebildete, lesende Publikum, auch sie bestimmten ihren Gegenstand als Historie für die Welt, als Erzeugung und Vermittlung pragmatisch brauchbarer Kenntnisse. Auch von ihnen wurde dies vor allem als „Aufgabe allgemeinverständlicher Darstellung" diskutiert, wurde die gelehrte Historie hinter popularisierende Lehrbücher, Essays, Aufsätze, flüssig geschriebene Artikel in Journalen zurückgedrängt. S. dazu auch Pandel: *Historik und Didaktik*.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

schreibung, wie die Aufklärer erkannten, durch eine solche Fabel charakterisiert. Sie in den klassischen Geschichtswerken der Alten freizulegen, sie anschließend auch in der Universal- und Reichsgeschichte zu entdecken, um diese erzählbar zu machen, wurde zum zentralen Anliegen der Darstellungsdiskussion. Das Streben nach „Evidenz": nach größtmöglicher Anschaulichkeit, ja Vergegenwärtigung des erzählten Geschehens, trat dahinter vielfach zurück. Erschien es den einen als bloße Stilfrage und deshalb als unproblematisch, so erkannten die anderen in der angestrebten „idealen Anschauung" ein so anspruchsvolles Ziel, daß sie es der Gewinnung erzählerischer Einheit zunächst nachordneten.

In diesem Zusammenhang sind die eingangs diskutierten Aufsätze von Gatterer zu sehen; schon in ihren Titeln verweisen sie auf die Stichworte Plan und Evidenz. Systematisch veröffentlichte Gatterer in seiner *Historischen Bibliothek* Analysen griechischer und römischer Geschichtswerke, die deren Plan freilegen sollten; sein ganzer Ehrgeiz war darauf gerichtet, in Anlehnung an Herodot, Polybios und Livius einen Plan für die Weltgeschichte zu finden. Und noch mehr am Herzen liegen mußte den patriotischen Fürsprechern einer vaterländischen Geschichtsschreibung die Reichsgeschichte. Eindringlich beklagte etwa Carl Friedrich Wezel 1781 deren Disparatheit:

> […] kein Held, auf den alles vom Anfange an und durchaus sich bezieht, keine Einheit des Interesse, weder Knoten noch Katastrophe! Nicht der mindeste politische, sondern blos religiöser Enthusiasmus in den Charaktern! […] und die Begebenheiten? – Schlägereyen zwischen einem Haufen Vasallen, die sich oft bekriegen, um sich zu bekriegen, kaiserliche Einrichtungen, die selten ganz ausgeführt werden oder ihren Zweck befördern, Klosterstiftungen, Turniere, Adelsbriefe, Ceremonien! Es ist eine Scene voll Tumult, aber leer an Handlung […][61]

Beredt entwickelte er Vorschläge, wie wenigstens aus einzelnen Epochen ein erzählerisches Ganzes zu gewinnen sei. Mochte Herder in seinem Aufsatz über Reichsgeschichte 1769 noch so sehr dagegen protestieren – das Aufspüren eines geschlossenen Plans der Reichsgeschichte galt als vordringliche Aufgabe, um zu einer vaterländischen Geschichtsschreibung zu gelangen.

Warum diese Bemühungen scheitern mußten, ist aus heutiger Sicht leicht zu erklären. Die Verfechter der Popularhistorie erhoben zur Voraussetzung, was doch eine Folge ist, sie suchten nach erzählerischer Einheit, ohne ange-

61 Wezel: *Über Sprache*, S. 254 f., Nachdruck S. 322 f. Vgl. Ernst Ludwig Posselt: *Ueber teutsche Historiographie*, S. 30 f.: „Aber wo hat der vaterländische Geschichtschreiber seinen sichern Beziehungspunkt? Ist es etwa der grosse Vorsteher des Volks der Teutschen? – unsere Kayser sind uns nicht, was den Römern ihre Cäsarn waren. Ist es die ganze Masse der Nation, in zehn Kreise vertheilt? – weh dem Geschichtschreiber, der uns erzählen soll, wie der Oestreicher mit dem Brandenburger zu gleichem Zweck der Grösse des Vaterlands handelt oder der Westphale mit dem Schwaben!" Ähnliche Äußerungen ließen sich mehren.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ben zu können, worauf diese zu gründen sei. Die geschlossene Fabel erschien ihnen als fertiges Formprinzip, nach dem der Geschichtsschreiber seine ebenfalls fertigen Tatsachen zu verknüpfen habe. Da die Einheit der Erzählung aber „wahr" sein sollte (historisch richtig und treffend), suchte man sie im Sinne der Nachahmungsästhetik auf der Ebene der Begebenheiten aufzuspüren. Im historischen Geschehen selbst, in den Tatsachen, sollte der Historiker die Einheiten entdecken, die er dann erzählen könnte. Als hätten nicht gerade die Trümmer des in disparate Tatsachen zerlegten Geschehens den Wunsch nach einer synthetisierenden Geschichtsschreibung überhaupt erst geweckt! Die Suche nach einem Plan der Universal- oder Reichsgeschichte war zirkulär. Sie präsentierte als Lösung eine Form ohne Gehalt, eine Methode ohne Richtschnur, eine Einheit ohne Problemstellung oder Frage. Wenn irgendetwas dann läßt sich dies als Ästhetisierung der Historie bezeichnen.

Es bedurfte eines viel radikaleren Ansatzes, einer tiefgreifenden Umwälzung des Erkenntnisbegriffs, ehe auf völlig veränderten Voraussetzungen erzählerische Einheit und Vergegenwärtigung in der Historie möglich wurden. Aus dem Ungenügen an einem bloß methodischen (und deshalb beliebigen) Begriff von Universalgeschichte entstand in Deutschland eine selbständige Geschichtsphilosophie. Schon innerhalb der Geschichtswissenschaft zeigt die Entwicklung von Gatterer zu Schlözer, daß die Universalhistoriker nicht ohne einen qualitativen Begriff von Weltgeschichte auskamen. Entwickelt wurde er außerhalb der Zunft.

Lessing, Herder, Kant und die idealistischen Philosophen denken die Weltgeschichte nicht mehr als kausalmechanisches System wie die Göttinger Schule, sondern als vielgestaltige und dennoch fortschreitende Ausformung oder Bildung, wie sie sagen, der einen Menschennatur. In seiner geschichtsphilosophischen Frühschrift von 1774 *Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit* entwickelt Herder einen Begriff von historischer Individualität, demzufolge jede dieser Ausformungen, jede Epoche, jede Volks- und Partikulargeschichte ihre Glückseligkeit, ihren Wert und ihre jeweilige Bedeutung in sich selbst trägt.

> Die Denkart verschiedner Völker zu scheiden, sie nach den Proben ihrer Empfindungen und Lebensweise zu forschen, zu vergleichen, zu karakterisiren ist ein Blick, des wahren Weltweisen würdig; der Weltweise ist aber allein Gott. Er übersieht die Farbenreiche Charte des Menschlichen Herzens und Geistes. Wir sammlen Fragmente dazu, die noch immer auf Berichtigung, Vermehrung und den vorurteilsfreien hellen beugsamen Geist warten der jeder Nation ihren Himmel von Erkenntniß über ihrem duftenden Erdstrich von Empfindungen finde.[62]

62 Johann Gottfried Herder: Vom Erkennen und Empfinden, den zwo Hauptkräften der Menschlichen Seele (1775). In: SWS 8, S. 263–333, hier: S. 303. Vgl. auch die Fassung von 1778: Vom Erkennen und Empfinden der menschlichen Seele. Bemerkungen und Träume (SWS 8, S. 165–235). Die Tendenz zur Individualisierung ist dort noch

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Die Weltgeschichte braucht danach nicht mehr umfassend rekapituliert zu werden. Sie kann die Form einzelner Völkergeschichten annehmen, die mikrokosmisch aufs Ganze verweisen, indem sie die Volkscharaktere als verschiedene Ausformungen der einen Menschennatur darstellen. Mehr noch: Nicht einmal diese einzelnen Völkergeschichten müssen dem alten Vollständigkeitsgebot gehorchen. Vielmehr entdeckt der neue, individualisierende „Blick" auf die Geschichte auch in der Völkergeschichte noch kleinere, klarer bestimmbare Einheiten:

> Eine Nation verändert sich an Erkenntniß, zurück oder fürder schreitend, nach dem sich der Kreis ihrer Empfindungen ändert. Man vergleiche Deutschland mit dem, was es zu Karls und Otfrieds Zeiten war: Rom, mit dem was es unter Hildebrand, Gregorius, August und Romulus gewesen; was würde Romulus zum neuen Rom, was Karl und Otfried zum neuen Deutschland sagen? Die größte Veränderung in der Welt ist der Fort- und Umlauf im Reiche der Geister, der unsichtbaren Kräfte und Begierden. Hier wechseln die Himmel wie ein Gewand, und die alte Mutter Erde verjüngt und drehet sich ewig. Hier wenn wirs sehen können, zeigt sich das höchste Werk der Regierung, und Erziehung Gottes mit seinem Menschengeschlechte. Verändere die Empfindungen, die Gewohnheiten, die äußere und innere Lebensweise einer Nation und du hast ihre Seele geändert. (SWS 8, S. 304).

Erst in der Darstellung einzelner, genau zu charakterisierender Epochen soll sich die „Seele" einer Nation als Ausformung menschlicher Möglichkeiten zeigen: „Im Reiche der Geister, der unsichtbaren Kräfte und Begierden", der leitenden Ideen oder Tendenzen werden, „wenn wirs sehen können", die neuen Einheiten konstituiert, die die Weltgeschichte wieder erzählbar machen. Aus dem starren System der Universalhistorie und ihres linearen Fortschrittsdenkens gelöst, erscheinen die Epochen „unmittelbar zu Gott", wie Ranke das dann formulieren wird[63] – damit werden sie unmittelbar auch wieder zu den Geschichtsschreibern. Doch ziehen der späte Herder der *Ideen* und die

verstärkt, indem Herder nicht mehr von der „allgemeine[n] *Menschen-Denkart*" (300) ausgeht, sondern von den Empfindungen bei „*jedem einzelnen Menschen*" (207). Die Forschung zu Herder setzt heute vielfach Meineckes Individualisierungsthese wieder ins Recht, s. z.B. mit weiterer Literatur Gabriele Dürbeck: Staunen – Bewunderung – Einfühlung. Zur Erkenntnis vergangener Kulturen in Herders früher Geschichtsphilosophie. In: *Herder-Jahrbuch* 1999 [im Druck].

63 „Ich aber behaupte: jede Epoche ist unmittelbar zu Gott, und ihr Wert beruht gar nicht auf dem, was aus ihr hervorgeht, sondern in ihrer Existenz selbst, in ihrem Eigenen selbst. Dadurch bekommt die Betrachtung der Historie, und zwar des individuellen Lebens in der Historie, einen ganz eigentümlichen Reiz, indem nun jede Epoche als etwas für sich Gültiges angesehen werden muß und der Betrachtung höchst würdig erscheint." Leopold von Ranke: *Über die Epochen der neueren Geschichte* (1854). Historisch-kritische Ausgabe. Hrsg. v. Theodor Schieder und Helmut Berding (= Aus Werk und Nachlaß. 2). München, Wien 1971 [von nun an zitiert als WuN 2], S. 59 f. Vgl. ebd. S. 66 „Ich kann also die leitenden Ideen nicht anders bezeichnen, als daß sie die herrschenden Tendenzen in jedem Jahrhundert sind."

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

idealistischen Geschichtsphilosophen diese mögliche Konsequenz noch nicht. Sie tritt bei ihnen hinter das Bemühen zurück, überhaupt erst einmal die Einheit der Weltgeschichte in ihrem Gesamtablauf zu denken und diesen als Kontinuität zu verstehen.

Herders neuer Individualitätsbegriff bietet ein Modell dafür, wie das Besondere und das Allgemeine neu aufeinander bezogen werden können: nicht mehr klassifikatorisch, indem man das Individuum unter die Menschheit, das Ereignis unter eine Struktur subsumiert, sondern dialektisch, indem man im Besonderen die Voraussetzungen des Allgemeinen entdeckt und vor ihnen allererst die Einzigartigkeit des Besonderen. Damit tauchen Möglichkeiten auf, wie ein Geschichtsschreiber auch Strukturen anhand von Schlüsselsituationen erzählen und zur Anschauung bringen kann.

Eine zweite, in Herders individualisierendem „Blick" auf die „unsichtbaren Kräfte" ebenfalls angelegte Neuerung expliziert Kant. Indem er in seiner geschichtsphilosophischen Schrift von 1784 darlegt, daß die Weltgeschichte nach einem „Leitfaden a priori" geschrieben werden müsse, nach mitgebrachten Grundvoraussetzungen, einer leitenden Problemstellung, einem Erkenntnis- und Wirkungsinteresse, macht er klar, daß die Einheit der Geschichte auf einer schöpferischen Erkenntnisleistung des Geschichtsschreibers beruht. Sie ergibt sich nicht einfach aus dem Geschehenen selbst, sondern muß produktiv rekonstruiert werden; sie tritt also nicht im Geschehenen selbst zutage, sondern erst in der „Idee", die „ein philosophischer Kopf (der übrigens sehr geschichtskundig sein müßte)" darin erkennt.[64]

Kant eröffnet damit die Möglichkeit, Geschichtserzählungen auf die Einheit von Ideen zu gründen. Statt sie wie früher auf die Protokollierung des Geschehensverlaufs zu verpflichten (was als Vollständigkeitsgebot weiterwirkt und zur Disparatheit führt), weist Kant der Historie einen neuen Gegenstand zu. Als Darstellung nicht mehr des merkwürdigen Geschehens, sondern der Ideen darin kann sie Einheit und Evidenz erlangen. Die schöpferische Eigenleistung des Historikers gilt nicht länger als Fehlerquelle und Ursache aller Verfälschungen, sondern rückt zur Bedingung der Möglichkeit historischer Erkenntnis überhaupt (und damit auch ihrer Darstellung) auf. Der Historiker steht nicht mehr wie noch in Gatterers Theorie vom evidenten Erzählen unter dem lähmenden Zwang, nachzuweisen, daß auch „die Zeitgenossen [des erzählten Geschehens J.S.] so davon gedacht haben", er erlangt jetzt die Frei-

64 Immanuel Kant: Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht. In ders.: *Schriften zur Anthropologie, Geschichtsphilosophie, Politik und Pädagogik* (= Werke in sechs Bänden. 6). Darmstadt ⁴1983, S. 31–50, hier: S. 50. Vgl. Bernd Bräutigam: Vergangenheitserfahrung und Zukunftserwartung. Zum Geschichtsverständnis bei Kant, Schiller und Friedrich Schlegel. In: *Evolution des Geistes: Jena um 1800. Natur und Kunst, Philosophie und Wissenschaft im Spannungsfeld der Geschichte*. Hrsg. v. Friedrich Strack (= Deutscher Idealismus. 17). Stuttgart 1994, S. 197–212.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

heit und das Recht, die Geschichte aufgrund des kritisch gesicherten empirischen Materials neu zu sehen. Der bislang verpönten Einbildungskraft fällt eine Schlüsselrolle für die historiographische Erkenntnis zu. Sowohl die Einheit wie auch die Anschaulichkeit der Geschichtserzählung werden mit ihrer Hilfe gesucht: Die Einheit der Fabel stiftet nun das Erkenntnisinteresse des Historikers, seine historiographische Frage; vergegenwärtigen kann er das Erzählte aufgrund seines Rechts zur forschenden Quellensynthese. Es sollte nicht lange dauern, bis jemand diese Möglichkeiten erkannte und daraus eine neue Art von Geschichtsschreibung gewann.[65]

65 Was Kant als erkenntnistheoretisches Prinzip einer ganzen Generation von Lesern vermittelt, wird in einigen historiographischen Darstellungen schon sehr viel früher als praktisch gewonnene Einsicht formuliert. So schreibt Winckelmann 1764 in der Vorrede zu seiner Kunstgeschichte: „Mutmaßungen, aber solche, die sich wenigstens durch einen Faden an etwas Festem halten, sind aus einer Schrift dieser Art ebensowenig als die Hypothesen aus der Naturlehre zu verbannen; sie sind wie das Gerüste zu einem Gebäude […]." Johann Joachim Winckelmann: *Geschichte der Kunst des Altertums*. Hrsg. v. Ludwig Goldscheider. Wien 1934. Nachdruck Darmstadt 1982, S. 18.
Sofort aufgegriffen und in ihrer Tragweite gesteigert werden diese Sätze von Justus Möser. Schon in seinen Briefen an den jungen Thomas Abbt hält er ihm Winckelmann als Beispiel vor. Nur wenn der Historiker wie Winckelmann „die Geschichte eines Ideals zur Haubt-Action" mache, wenn er mit Bedacht seinen Blickpunkt wähle, einen Plan entwerfe, eine Hypothese wage, könne er seine Darstellung durch „die Einheit der Handlung zur historischen Epopee" erheben. Justus Möser: *Briefe*. Hrsg. v. Ernst Beins und Werner Pleister (= Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Hannover, Oldenburg, Braunschweig, Schaumburg-Lippe und Bremen. 21). Hannover 1939, S. 189, vgl. S. 150, 168, 183, 184 f. Mit seinem eigenen Geschichtswerk glaubt Möser, wie er in der Vorrede von 1768 schreibt, den Gesichtspunkt zu zeigen, der eine einheitliche deutsche Geschichte möglich macht: „Die Geschichte von Deutschland hat meines Ermessens eine ganz neue Wendung zu hoffen, wenn wir die gemeinen Landeigentümer, als die wahren Bestandteile der Nation, durch alle ihre Veränderungen verfolgen; aus ihnen den Körper bilden und die großen und kleinen Bediente dieser Nation als böse oder gute Zufälle des Körpers betrachten. Wir können sodenn dieser Geschichte nicht allein die Einheit, den Gang und die Macht der Epopee geben, worin die Territorialhoheit und der Despotismus zuletzt die Stelle einer glücklichen oder unglücklichen Auflösung vertritt; sondern auch den Ursprung, den Fortgang und das unterschiedliche Verhältnis des Nationalcharakters unter allen Veränderungen mit weit mehr Ordnung und Deutlichkeit entwickeln, als wenn wir bloß das Leben und die Bemühungen der Ärzte beschreiben, ohne des kranken Körpers zu gedenken." Justus Möser: *Sämtliche Werke. Historisch-kritische Ausgabe in vierzehn Bänden. Dritte Abteilung: Osnabrückische Geschichte und historische Einzelschriften.* Bearbeitet v. Paul Göttsching, Bd. 12/1. Hamburg 1964, S. 31–45, hier: S. 34.
Seine *Osnabrückische Geschichte* versteht Möser als Baustein für einen künftigen „deutsche[n] Livius" (ebd. S. 45): einen „großen Geschichtschreiber", der die vielen Landesgeschichten unter einem einheitlichen Gesichtspunkt „zu einem einzigen Hauptwerke vereinigen" soll (42 f.). Wenn dieser alsdann auch auf das „Costume der Zeiten" achte, auf den „Stil jeder Verfassung, jedes Gesetzes", „ihr Kolorit, ihr Costume und

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ihre Manier in Verbindung mit der Religion und den Wissenschaften" (43) werde er nicht nur die Einheit der Epopee erreichen, sondern auch die Evidenz individualisierter Anschauung.

Auf die Zeitgenossen wirkte das als Durchbruch und Verheißung zugleich. Begeistert nahm Herder 1773 Auszüge aus Mösers Vorrede in seine Sammlung *Von Deutscher Art und Kunst* auf; über diese Programmschrift des Sturm und Drang beeinflußten sie den Geschichtsroman der Zeit (s. unten Kapitel 3). In der Tat waren es Territorialgeschichten wie diejenige Mösers oder Ludwig Timotheus Spittlers *Geschichte Wirtembergs unter der Regierung der Grafen und Herzöge* von 1783, in denen sich die kommende Geschichtsschreibung ankündigte. Vor allem hier nämlich sprangen im aufgeklärten Absolutismus politische Zündfunken auf, vor allem in den Territorien ergaben sich Konflikte, die Problemstellungen für einheitliche Geschichtswerke boten. Auch fanden sich hier Autoren mit politischen Sachverstand und Nähe zur Teilnehmerperspektive. Das ist der politische Grund, warum ein Dilettant wie Möser zukunftweisendere Geschichte schrieb als ein Gelehrter wie Gatterer. Zur Bedeutung von Winckelmann, Möser und Abbt s. Friedrich Meinecke: *Die Entstehung des Historismus* (1936). Hrsg. und eingeleitet v. Carl Hinrichs (= Werke. 3). München 1959. Aus der neueren Literatur zu Möser s. vor allem Renate Stauf: *Justus Mösers Konzept einer deutschen Nationalidentität. Mit einem Ausblick auf Goethe* (= Studien zur deutschen Literatur. 114). Tübingen 1991, S. 127–141 und 143–157; zu Spittler Marino: *Praeceptores*, S. 311–322 sowie die Aufsätze von Rudolf Vierhaus, Michael Behnen und Ernst Schubert in: *Geschichtswissenschaft in Göttingen.*

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

II. SCHILLERS NEUBEGRÜNDUNG DER GESCHICHTSSCHREIBUNG

Die Geschichte wird unter meiner Feder, hier und dort, manches, was sie nicht war.[1]

Schiller ist ein schöner Geist, der zumindest, als er im Winter 1787/88 seine niederländische Geschichte ausarbeitet, danach strebt, auch ein Gelehrter zu werden. Kein „Brotgelehrter" allerdings, wie er nach der Berufung zum Extraordinarius an die Universität Jena in seiner Antrittsvorlesung klarstellt, sondern, in Aneignung einer Formulierung von Kant, ein „philosophischer Kopf". Kommt er damit in einigen Zügen schon den Phantombildern nahe, die Lessing und Kant vom idealen Geschichtsschreiber malen, so bringt Schiller überdies die „feinste Kunst des großen Schauspieldichters" mit, die Posselt und Gatterer vom wahren Geschichtsschreiber fordern. Wie diese Vermögen in der niederländischen Geschichte zusammenwirken und welches Ergebnis ihre Mischung ergibt, soll im folgenden untersucht werden.

In keiner anderen seiner historischen Schriften hat Schiller sich so um die Durchdringung von dramatischer Erzählung und wissenschaftlicher Akribie bemüht. Wie sie alle geht auch die *Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande von der spanischen Regierung* aus einem der zahlreichen Publikationsunternehmen hervor, mit denen der freie Schriftsteller auf dem Markt für historiographische Belletristik sein Auskommen fristet. Doch hat Schiller sie als einzige „im Äuserlichen wie im innern" aus diesem Entstehungszusammenhang gelöst.[2] Nach der Krise des *Don Carlos* in seinem dramatischen Schaffen blockiert, von den ersten Erfahrungen in Weimar enttäuscht, müde seines Daseins als vagabundierender Publizist sehnt Schiller sich in den Jahren 1787/88 „nach einer bürgerlichen und häußlichen Existenz".[3] Er denkt ans Heiraten, sondiert die Möglichkeiten zur „Zuflucht in einer academischen Wißenschaft".[4] In dieser Phase entsteht die niederländische Geschichte. Aus einem Dichter soll sie ihn zum „angesehenen Manne", sprich: zum Gelehrten

1 Brief an Körner vom 12. Februar 1788. In: *Schillers Werke. Nationalausgabe*. Weimar 1943 ff. [unter Angabe von Bandnummer und Seitenzahl zitiert als: NA] 25, 16.
2 Brief an Crusius vom 5. November 1787 (NA 24, 175).
3 Brief an Körner vom 7. Januar 1788 (NA 25, 4).
4 Brief an Körner vom 29. August 1787 (NA 24, 149).

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

machen.[5] Schiller erschreibt sich mit ihr eine Professur. Nirgendwo ist er deshalb den Anforderungen der Gelehrten weiter entgegengekommen als hier.

Das Werk erscheint 1788; für eine Neuausgabe hat Schiller es 1801 überarbeitet. Nach dem Prinzip der letzten Hand bieten die meisten Editionen diese zweite Fassung. Dabei hat Paul Kluckhohn schon 1911 gezeigt, daß Schiller darin lediglich den Stoff neu einteilt, einige stilistische Änderungen vornimmt und sich ansonsten auf Kürzungen beschränkt.[6] Offenbar möchte er den von einigen Rezensenten der Erstausgabe kritisierten rhetorischen Überschwang mildern, ohne dieses Ziel durch die flüchtige und ungleichmäßige Überarbeitung wirklich zu erreichen. Statt den Charakter des Werks zu ändern, verwischt er ihn nur. Da nun gerade der Stil Aufschluß darüber verspricht, wo Schillers niederländische Geschichte zwischen der vorherrschenden historischen Gebrauchsliteratur und dem klassischen Ideal der Geschichtsschreibung anzusiedeln ist, wird das Werk hier in der ersten Fassung von 1788 untersucht, wie sie in der Nationalausgabe wiedergegeben ist.

So offen Schiller sich der Geschichte zuwendet, um Geld zu verdienen und in eine Gelehrten-Existenz zu fliehen, so wenig geht seine Beschäftigung mit ihr in diesen Nebenabsichten auf. Schon als er sich während der Arbeit am *Don Carlos* zum ersten Mal für historische Schriften begeistert, knüpft er sein Interesse an einen Grundzug seiner Persönlichkeit an:

> Ich muß ganz andre Anstalten treffen mit Lesen. Ich fühle es schmerzlich, daß ich noch so erstaunlich viel lernen muß, säen muß um zu *Aerndten*. Im besten Erdreich wird der Dornstrauch keine Pfirsiche tragen, aber eben sowenig kann der Pfirsichbaum in einer leeren Erde gedeihen. Unsre Seelen sind nur Destillationsgefäße, aber Elemente müssen ihnen Stoff zutragen, um in vollen saftigen Blättern ihn auszuschwellen.
> Täglich wird mir die *Geschichte* theurer [...] Ich wollte daß ich zehen Jahre hintereinander nichts als Geschichte studiert hätte. Ich glaube ich würde ein ganz anderer Kerl sein. Meinst Du daß ich es noch werde nachhohlen können?[7]

Schillers Klage über seine Erfahrungsarmut ist bekannt. Wie ein roter Faden durchzieht sie seine Selbstdeutungen, mal an die leidvoll bemerkte Hemmung der eigenen Sinneswahrnehumg geknüpft, mal mit der Angst verflochten, sich mangels Stoffzufuhr „auszuschreiben". Von diesem grundlegenden Mangelempfinden geht seine Beschäftigung mit der Geschichte aus. Sie soll dem Mangel abhelfen, soll neuen Stoff und neue Ideen eintragen, soll ihm „ein Magazin für [s]eine Phantasie" abgeben.[8] Haben Lebensferne und Erfahrungsarmut den Gelehrten bis dahin als Geschichtsschreiber disqualifiziert, so las-

5 Brief an Körner vom 7. Januar 1788 (NA 25, 3).
6 Paul Kluckhohn: Zur Textgeschichte von Schillers historischen Schriften. Aus den Vorstudien zu einer Ausgabe. In: *Euphorion* 18 (1911), S. 692–707 und 19 (1912), S. 136–148.
7 Brief an Körner vom 15. April 1786 (NA 24, 45).
8 Vgl. die brieflichen Äußerungen NA 25, 5 f., 25, 29 f., 154, 300 u. ö.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

sen sie jetzt Schiller erst zum Geschichtsschreiber werden; statt Geschichtsschreibung weiterhin unmöglich zu machen, motivieren sie sie jetzt.

Denn an die Stelle der eigenen Erfahrung tritt nun die Phantasie. In der Vorrede zur niederländischen Geschichte bekennt Schiller gleich zu Beginn, daß die niederländische Revolution ihn in eine „Begeisterung" versetzt habe, die sich „bei genauerer Prüfung" als „eine schnelle Wirkung meiner eigenen Vorstellungskraft" erwies. Seine Vorstellungskraft nämlich habe

> dem empfangenen Stoffe gerade die Gestalt gegeben, worin er mich so vorzüglich reizte. Diese Wirkung wünschte ich bleibend zu machen, zu vervielfachen, zu verstärken; diese erhebenden Empfindungen wünschte ich weiter zu verbreiten, und auch andern Antheil daran nehmen zu lassen. Dieß gab den ersten Anlaß zu dieser Geschichte, und dieß ist auch mein ganzer Beruf, sie zu schreiben. (NA 17, 7)

All die Daten und Fakten, um deren kritische Sicherung die Gelehrten sich mühen, erscheinen Schiller bloß als empfangener Stoff; ihre Gestalt aber, ihre äußere und innere Form, ihren Zusammenhang und ihre Bedeutung erhalten sie durch einem Akt schöpferischer Begeisterung im Betrachter. So wird die Geschichte gerade für den erfahrungsarmen Menschen zum Stimulans. Sie enthusiasmiert, weil sie eine Selbsttätigkeit weckt, die die Mangelerfahrung überwindet. Sie aktiviert die Vorstellungskraft, von der sie dabei ausgeformt wird.

> Die Geschichte ist ein Feld, wo alle meine Kräfte an's Spiel kommen und wo ich doch nicht immer aus mir selbst schöpfen muß.[9]

Alle Kräfte, auch Verstand und Vernunft, denn die erste Wirkung der Vorstellungskraft muß, wie Schiller in der Vorrede beschreibt, im Verlauf der historiographischen Arbeit mit den bekannten Tatsachen in Einklang gebracht werden und leitet dann in den Quellen die Suche nach neuen, aber dabei bleibt es, daß diese zugleich praktische (methodisch-kritische) und spekulative Arbeit Anstoß und Richtung von der Vorstellungskraft erhält. Sie rückt ins Zentrum der historiographischen Arbeit, sie wird zu ihrer Voraussetzung und zu ihrem Antrieb.

In der aufklärerischen Anthropologie gilt die Einbildungskraft als eines der unteren Erkenntnisvermögen:[10] als Fähigkeit, sich einen sinnlich wahrgenommenen Gegenstand vorzustellen, wenn dieser nicht real zugegen ist. Sie vermittelt zwischen der sinnlichen Wahrnehmung und dem vernünftigen Denken, dem sie das (unter Umständen fehlerhafte oder unvollständige) Material liefert. Darüber hinaus ist sie für das Erfinden verantwortlich, für das Ersinnen von Neuem. Denn durch das Zerlegen der Vorstellungen und die Neu-

9 Brief an Körner vom 17. März 1788 (NA 25, 29 f.).

10 Maßgeblich jetzt Gabriele Dürbeck: *Einbildungskraft und Aufklärung. Perspektiven der Philosophie, Anthropologie und Ästhetik um 1750* (= Studien zur deutschen Literatur. 148). Tübingen 1998.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

kombination von deren Bestandteilen bringt sie nie zuvor gesehene „Einbildungen" hervor. Deshalb wird sie in der Generation nach Christian Wolff vor allem als Vermögen des Künstlers diskutiert, obwohl sie allen Erinnerungs- und Denkprozessen zugrundeliegt. Ihre Vermittlungsaufgabe zwischen Leib und Seele wie auch ihre Fähigkeit zur kombinierenden Synthese und schöpferischen Phantastik tragen ihr das Mißtrauen der rationalistischen und objektivistischen Erkenntnislehre ein, von der sie in der Aufklärung einer strengen Kontrolle durch den Verstand unterworfen wird.

Die alten, von Zeugenaussagen ausgehenden Geschichtsschreiber, die auf die Protokollierung des Geschehenen zielen, müssen alles, was an der Einbildungskraft über das bloße Erinnerungsvermögen hinausgeht, als potentielle Fehlerquelle fürchten. Gerade die synthetisierenden schöpferischen Momente, die die Augenzeugenberichte zu verfälschen drohen, versuchen sie, so gut sie können, zu unterdrücken. Daß dies niemals ganz möglich ist, wenden die Pyrrhonisten gegen die Geschichtsschreibung ein. Die angeblich unkontrollierbare Einbildungskraft wird zum Synonym für die Unzuverlässigkeit der protokollierenden Historiographie.

Aber auch die pyrrhonistischen Gelehrten stellen fest, daß nicht einmal sie ganz auf die Einbildungskraft verzichten können. Um den Wust der kritisch gesicherten Fakten wieder zu einem Ganzen zusammenzusetzen, bedürfen sie eines synthetisierenden Vermögens. Nur dieses allein, ängstlich von jeder weitergehenden Schöpferkraft getrennt, nimmt Schlözer in Anspruch, wenn er den „mächtigen Blick" beschreibt, der das Aggregat der Weltgeschichte zum System umschaffen soll.[11] Gatterer geht da, wie oben gezeigt, weiter. Er betrachtet die Einbildungskraft als „historisches Genie", mit dessen Hilfe der Geschichtsschreiber produktiv werden, nämlich „das, was er erzählen will, selbst anschauend denken" könne. Doch erschrickt er sofort vor den Folgen dieser Idee und schließt die unerfüllbare Bedingung an, der Historiker müsse nachweisen, „daß die Zeitgenossen [der erzählten Begebenheit] so davon gedacht haben, wie sie erzählet wird".[12] Trotz ihrer allmählichen Aufwertung ist die Einbildungskraft hier nirgends aus den Fesseln des Verstandes befreit.

Das ändert Schiller radikal. Statt die Beteiligung der Einbildungskraft an der historischen Arbeit auf ein unverzichtbares Minimum zu beschränken oder sie lähmenden Auflagen zu unterwerfen, befreit er sie zu einer bis dahin unbekannten Produktivität. Als „schöpferischer Kopf" unterscheidet ihn von anderen Menschen gerade, daß er seiner Imagination keinen Zwang auferlegt:

11 Schlözer: *Vorstellung seiner Universal-Historie*, S. 18 f.

12 Gatterer: *Von der Evidenz in der Geschichtkunde*, S. 466 und 477. Vgl. oben Kapitel 1, S. 38 f.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

> Es scheint nicht gut und dem Schöpfungswerke der Seele nachtheilig zu seyn, wenn der Verstand die zuströmenden Ideen, gleichsam an den Thoren schon zu scharf mustert. Eine Idee kann, isolirt betrachtet, sehr unbeträchtlich und abenteuerlich sein, aber vielleicht wird sie durch eine, die nach ihr kommt, wichtig; vielleicht kann sie in einer gewissen Verbindung mit anderen, die vielleicht ebenso abgeschmackt scheinen, ein sehr zweckmäßiges Glied abgeben: – alles dies kann der Verstand nicht beurtheilen, wenn er sie nicht so lange festhält, bis er sie in Verbindung mit diesen anderen angeschaut hat. Bei einem schöpferischen Kopfe hingegen, däucht mir, hat der Verstand seine Wache vor den Thoren zurückgezogen, die Ideen stürzen pêle-mêle herein, und alsdann erst übersieht und mustert er den großen Haufen. – Ihr Herren Kritiker, und wie Ihr Euch sonst nennt, schämt oder füchtet Euch vor dem augenblicklichen, vorübergehenden Wahnwitze, der sich bei allen eigenen Schöpfern findet, und dessen längere oder kürzere Dauer den denkenden Künstler von dem Träumer unterscheidet.[13]

Ohne den kreativen „Wahnwitz", ohne die Enthemmung der Einbildungskraft sind Neuschöpfungen nicht zu haben. Das ist die eine Seite der künstlerischen Erfahrung, die Schiller in die Geschichtsschreibung einbringt. Die andere Seite besteht aus der Technik, auch noch die Enthemmung methodisch zu kontrollieren, in ihrer Reichweite ebenso wie in ihren Aufgaben. Schon der Stoff ist dem Geschichtsschreiber, zumindest in Teilen, gegeben; hinzufügen darf er nur die Form (NA 17, 7). Genauer kennzeichnet Schiller diese Hinzufügung, wenn er sich auf das „Gerippe" der kritisch gesicherten Begebenheiten „Nerven und Muskeln" tragen sieht;[14] wie ein Anatom meint er, ein paar tote Knochen zu einer lebenswahren Gestalt zu vervollständigen. Bei ihrer Formfindung muß die Einbildungskraft also nicht nur das Vetorecht der Tatsachen respektieren, sie ist dabei auch auf die Rekonstruktion des Geschehenen verpflichtet. Stehen sich in der Rede vom vorgegebenen Stoff und der neugefundenen Form beide noch willkürlich gegenüber, so treten in Schillers Metaphorik innere und äußere Form in ein Wechselverhältnis: Das „Gerippe" der historischen Richtigkeit bedarf des Auftrags der empfindenden und bewegenden „Nerven und Muskeln", um seinen Sinn zu verraten, umgekehrt müssen diese Hinzufügungen der Logik des Knochenbaus entsprechen.

Die Freisetzung der Einbildungskraft bedeutet demnach keineswegs Willkür. Im Gegenteil ergänzt sie die bloße historische Richtigkeit zu einer lebensfähigen möglichen Form. Sie verhilft der Einsicht in das Geschehene zu einem Sprung. Sie erreicht, was Schiller, Innen und Außen gegenüber seiner anatomischen Metaphorik umkehrend, „philosophische innere Nothwendigkeit" nennt:

> Glaube nicht, daß es viel leichter sey, einen Stoff auszuführen, den man sich selbst gegeben hat, als einen, davon gewisse Bedingungen vorgeschrieben sind. Im Gegentheil habe ich aus eigenen Erfahrungen, daß die uneingeschränkteste Freiheit, in Ansehung des Stoffs, die Wahl schwerer und verwickelter macht, daß die Erfindungen unse-

13 Brief an Körner vom 1. Dezember 1788 (NA 25, 149).
14 Brief an Körner vom 7. Januar 1788 (NA 25, 2).

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

> rer Imagination bei weitem nicht die Autorität und den Credit bei uns gewinnen, um einen dauernden Grundstein zu einem solchen Gebäude abzugeben, welche uns Fakta geben, die eine höhere Hand uns gleichsam ehrwürdig gemacht hat, d.h. an denen sich unser Eigenwille nicht vergreifen kann. Die philosophische innere Nothwendigkeit ist bei beiden gleich; wenn eine Geschichte, wäre sie auch auf die glaubwürdigsten Chroniken gegründet, nicht geschehen seyn kann, d.h. wenn der Verstand den Zusammenhang nicht einsehen *kann*, so ist sie ein Unding; wenn eine Tragödie nicht geschehen seyn *muß*, sobald ihre Voraussetzungen Realität enthalten, so ist sie wieder ein Unding. (a.a.O., NA 25, 2)

Schillers Unterscheidung von Können und Müssen zeigt an, daß er weiterhin zwischen Geschichtsschreibung und Dichtung differenziert.[15] Die Art ihrer Notwendigkeit ist eben doch nicht gleich; der Tragödie kommt, soweit folgt Schiller immer noch Aristoteles, die strengere, höhere, die absolute Notwendigkeit zu.[16] Aber darin geht er über Aristoteles hinaus, daß er auch für die Geschichtsschreibung eine Art von Notwendigkeit in Anspruch nimmt. Schiller charakterisiert sie als „Zusammenhang". Nicht den kausalmechanischen Zusammenhang der Aufklärungshistoriker meint er damit – darf in deren Verknüpfungen die Einbildungskraft doch keine eigenständige Rolle spielen –, sondern einen Zusammenhang, der irgendwie mit Aristoteles' Theorie der narrativen Verknüpfung zu tun hat. Was damit genau gemeint ist, muß die Textanalyse klären. Sie wird zur Probe, ob der kritisch prüfende „Verstand" (nunmehr der Leser) tatsächlich den Zusammenhang einsehen kann, den Schillers Einbildungskraft hervorgebracht hat.

In dieser Aufgabenverteilung liegt der entscheidende Punkt, der Schillers Geschichtsschreibung von seiner geschichtswissenschaftlichen Lehrtätigkeit unterscheidet. Bedenkenlos hat man bisher die Antrittsvorlesung von 1789 als Programm von Schillers gesamter historischer Arbeit gelesen – und dabei

15 Hierin liegt ein wichtiger Einwand gegen John Karl Menzies: *Schiller, Historical Truth, and the Netherlands. The Genesis of Schiller's Concept of History*. Berkeley University of California PhD 1981. Statt, wie Menzies behauptet, Dichtung und Historie in ihrem Verhältnis zur historischen Wahrheit gleichzusetzen, hält Schiller, selbst wo er das Gemeinsame der beiden Textsorten betont, beide weiterhin auseinander, etwa auch in der Vorrede zur niederländischen Geschichte (NA 17, 9). Dazu mehr am Ende dieses Kapitels.

16 Vgl. den wichtigen Brief an Caroline von Beulwitz vom 10. und 11. Dezember 1788 (NA 25, 154). Auch dort wird die bloße historische Richtigkeit von der „*innre[n] Wahrheit*, die ich die philosophische und Kunstwahrheit nennen will" unterschieden, auch dort wird vorausgesetzt, daß die Aufgabe des Geschichtsschreibers darin besteht, jene an diese anzunähern. Wenn Schiller dort jedoch zweifelt, ob der Geschichtsschreiber diese Aufgabe auch erfüllen kann, wirkt dabei offensichtlich die herbe Kritik nach, die er für seine niederländische Geschichte kurz zuvor hatte von Körner einstecken müssen (s. dessen Brief an Schiller vom 9. oder 10. November 1788, NA 33 I, 244 f.). Während der Arbeit am *Dreißigjährigen Krieg* hat Schiller diese Skepsis wieder überwunden.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

übersehen, daß sie, wie schon ihr Titel sagt, bloß einem Teilbereich gilt.[17] Nur als Geschichtsprofessor liest Schiller Universalgeschichte, als Geschichtsschreiber verfaßt er Individualgeschichten. Als Professor genügt er einer Lehrverpflichtung gegenüber Studenten, als historiographischer Schriftsteller wendet er sich, wie noch zu zeigen sein wird, an die gesamte Öffentlichkeit. Universalgeschichten sind Überblicksdarstellungen, die der Orientierung dienen; vergegenwärtigend erzählt wie in den Individualgeschichten wird darin nicht. Ohne es auszusprechen, unterscheidet auch Schiller in seinen historiographischen Arbeiten zwischen Gebrauchsliteratur und eigentlicher Geschichtsschreibung – allerdings erst, nachdem er beide neu bestimmt hat: Seine universalhistorischen Vorlesungen dienen nicht mehr der Wissensvermittlung an Brotgelehrte, sondern der Orientierung philosophischer Köpfe, und seine Geschichtsschreibung soll nicht nur eine literarische Erzählung bieten, sondern auch den Ansprüchen der Gelehrten genügen.

Wie weit sie dennoch auseinanderklaffen, zeigt sich an den verschiedenen Erkenntnis- und Produktionstheorien, die Schiller ihnen voranstellt. Geht es ihm in der niederländischen Geschichte darum, die Gestalt auszudrücken, die seine Einbildungskraft für diesen Stoff gefunden hat, so sieht er in der Weltgeschichte, über die er in der Antrittsvorlesung spricht, die Begebenheiten wie „*Ursache* und *Wirkung*" ineinander greifen; entsprechend stiftet den Zusammenhang hier der „philosophische Verstand":

> [...] indem er diese Bruchstücke durch künstliche Bindungsglieder verkettet, erhebt er das Aggregat zum System, zu einem *vernunftmäßig* zusammenhängenden Ganzen. (NA 17, 373. Hervorhebung von mir, J.S.)

Vollendet wird diese Arbeit durch die praktische Vernunft. Sie deutet den vom Verstand gestifteten Kausalzusammenhang in eine sinnvolle, einheitliche und zielgerichtete Entwicklung (in „Harmonie", wie Schiller sagt) um:

> [Der philosophische Geist] nimmt also diese Harmonie aus sich selbst heraus und verpflanzt sie ausser sich in die Ordnung der Dinge, d.i. er bringt einen vernünftigen Zweck in den Gang der Welt, und ein teleologisches Prinzip in die *Weltgeschichte*. (NA 17, 374)

Auf Schlözer pfropft Schiller hier Kant, auf die Kausalmechanik der pragmatischen Schule eine durch Erkenntniskritik legitimierte Geschichtsteleologie. Damit greift er in der Diskussion um Universalgeschichte gerade die Momente auf, die wenige Jahrzehnte später dem Verdikt der Historisten verfallen; entsprechend wird er zumeist und zwar mit seinem gesamten Geschichtswerk in einen Gegensatz zum Historismus gerückt.

17 So z.B. in dem von wenig Kenntnis über die historiographische Erkenntnislehre der Zeit getrübten Aufsatz von Gert Ueding: Redende Geschichte: Der Historiker Friedrich Schiller. In: *Evolution des Geistes. Jena um 1800. Natur und Kunst, Philosophie und Wissenschaft im Spannungsfeld der Geschichte*. Hrsg. v. Friedrich Strack (= Deutscher Idealismus. 17). Stuttgart 1994, S. 156–174.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

In Wirklichkeit führt Schillers Geschichts*schreibung* mitten in den Historismus hinein. Als Wilhelm von Humboldt 1821 in seinem Akademievortrag *Über die Aufgabe des Geschichtschreibers* erstmals die Prinzipien historistischen Geschichtsdenkens expliziert, schreibt er seinem eigenen Bekenntnis nach Schillers historiographische Produktionstheorie aus:

> Ein Wort Schillers ist mir immer gegenwärtig geblieben und hat mir bei dieser Arbeit oft vorgeschwebt. Er sprach davon, daß man seine historischen Aufsätze zu dichterisch gefunden, und schloß: ‚…und doch muß der Geschichtsschreiber ganz wie der Dichter verfahren. Wenn er den Stoff in sich aufgenommen hat, muß er ihn wieder ganz neu aus sich schaffen.' Das schien mir damals paradox, und ich verstand es nicht recht. Der Bemühung, mir es nach und nach klarzumachen, dankt diese Abhandlung großenteils ihr Entstehen […].[18]

Indem Humboldt Schillers Geschichtsschreibung auf den Begriff bringt, begründet er die historistische Geschichtstheorie; so direkt geht diese auf Schillers Pionierleistung zurück.

Wie Schiller betrachtet Humboldt die Ergebnisse der kritischen Forschung nur als „Stoff", sieht er im äußeren Zusammenhang der Tatsachen bloße „Zerrbilder".[19] Wie Schiller fordert er vom Geschichtsschreiber, nicht das „Gerippe der Begebenheit" (586) darzustellen, sondern ihre „wahre Gestalt" (591, vgl. 594 f.). Wie Schiller sieht Humboldt den Geschichtsschreiber dabei als „selbstthätig, und sogar schöpferisch" an, „zwar nicht indem er hervorbringt, was nicht vorhanden ist, aber indem er aus eigner Kraft bildet, was er, wie es wirklich ist, nicht mit blosser Empfänglichkeit wahrnehmen konnte" (586). Noch auch „durch blosse Verstandesoperation" (595): Wie für Schiller beruht auch für Humboldt das gestaltende Vermögen des Geschichtsschreibers auf der „Phantasie" (586 f.) oder „Einbildungskraft" (591).

Deutlicher als Schiller aber unterstellt Humboldt die historiographische Phantasie der „Ergründung der Wirklichkeit" (586 f.). Was sein Geschichtsschreiber mit der Gestalt der Begebenheiten findet, ist nicht weniger als „die Wahrheit des Geschehenen" (ebd.). Denn die wahre Gestalt ergibt sich für Humboldt aus „Ideen", die im Geschehenen selbst wie im Geschichtsschreiber wirken (594 ff.). Dieser bringt die Form mit, die die Begebenheit selbst schon ausgeprägt hat (596 f.); es kommt zu einer „Assimilation der forschenden Kraft und des zu erforschenden Gegenstandes" (588).

18 Brief an Goethe vom 18. März 1822. Zitiert nach: *Wilhelm von Humboldt. Sein Leben und Wirken, dargestellt in Briefen, Tagebüchern und Dokumenten seiner Zeit*. Hrsg. v. Rudolf Freese. Darmstadt ²1986, S. 702. Andere Quellen mit einer anderen, philosophiegeschichtlich-ästhetischen Fragestellung beleuchtet Armin Göbels: *Das Verfahren der Einbildung. Ästhetische Erfahrung bei Schiller und Humboldt* (= Hamburger Beiträge zur Germanistik. 21). Frankfurt u.a. 1994. Trotzdem gelangt er zu analogen Ergebnissen wie den hier entwickelten.

19 Wilhelm von Humboldt: Über die Aufgabe des Geschichtschreibers. In: ders.: *Schriften zur Anthropologie und Geschichte* (= Werke in fünf Bänden. 1). Hrsg. v. Andreas Flitner und Klaus Giel. Darmstadt ³1980, S. 585–606, hier: S. 586 und 595.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Aus dem Darstellungsprinzip, als das Schiller die historiographische Gestaltfindung entdeckt, macht Humboldt ein Erkenntnisprinzip. Behutsam, aber nachdrücklich verschiebt er Schillers Gedanken von der Geschichtsschreibung hin zur Geschichtserkenntnis, die jener zugrunde liegt. So kann er Geschichtsforschung und Geschichtsschreibung besser aufeinander beziehen (tendenziell fallen beide bei ihm in eins),[20] kann er Geschichtsschreibung und Kunst bei aller Ähnlichkeit, die sie durch Schiller gewinnen, genauer unterscheiden und gelangt, indem er die historischen Ideen als Individualitäten bestimmt (601 ff.), deutlich über Schiller hinaus. Er denkt Schiller weiter, ohne deswegen mit ihm brechen zu müssen. Auch Schiller beabsichtigt in der niederländischen Geschichte, „sich der Wahrheit zu bemächtigen" (NA 17, 8), auch für ihn gehen, wie seine, der Anatomie entnommenen Metaphern zeigen, die schriftstellerische und die wissenschaftliche Aufgabe ineinander über. Doch fehlt ihm ein Begriff, um diesen Übergang zu bezeichnen. Die Wahrheit der Darstellung gründet bei ihm noch nicht auf einer Vernunft, die schon im Geschehen selbst und dann wieder im Erkennenden wirkt; erst Humboldt unterfüttert Schillers Geschichtsschreibung nachträglich mit dieser Erkenntnistheorie.

So steht am Ursprung der historistischen Erkenntnisrevolution eine Revolution der Darstellung. Indem Schiller die historische Einbildungskraft entfesselt, vollzieht er einen epochalen Schritt von der untergegangenen objektivistischen zu einer neuen subjektivistischen Geschichtsschreibung.[21] Systematisch betrachtet rückt er die Einbildungskraft an die Stelle der Autopsie. Was in der antiken und humanistischen Geschichtsschreibung die reale äußere Anschauung leistete, übernimmt nun die stoffgesättigte Imagination. Nachdem die Historiographie unter den Bedingungen der Moderne kein verbindliches Protokoll des Jüngstvergangenen mehr zu bieten vermag, begründet Schiller sie als vergegenwärtigende Gestaltung des gereinigten Wissens über die Vergangenheit neu. Nicht in den Quellen, den Aussagen der Zeitgenossen ist diese Gestalt vorfindbar, vielmehr bringt erst der moderne Geschichtsschreiber sie mit Hilfe der Einbildungskraft hervor. Es ist eine neu geschaffene Gestalt, die Schiller zum Gegenstand der niederländischen Geschichte macht.

20 Vgl. Ulrich Muhlack: Bildung zwischen Neuhumanismus und Historismus. In: *Bildungsbürgertum im 19. Jahrhundert. Teil II: Bildungsgüter und Bildungswissen*. Hrsg. v. Reinhart Koselleck (= Industrielle Welt. 41). Stuttgart 1990, S. 80–105 und ders.: Theorie oder Praxis der Geschichtsschreibung. In: *Formen der Geschichtsschreibung*, S. 607–620. Zu den universalhistorischen Prinzipien Schillers und Humboldts s. Ulrich Muhlack: Schillers Konzept der Universalgeschichte zwischen Aufklärung und Historismus. In: *Schiller als Historiker*. Hrsg. v. Otto Dann, Norbert Oellers und Ernst Osterkamp. Stuttgart, Weimar 1995, S. 5–28.

21 Vgl. Richard Fester: Einleitung in Schillers historische Schriften. In: *Schillers Sämtliche Werke*. Säkularausgabe, Bd. 13. Stuttgart, Berlin 1904–05, S. xx.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Damit findet er einen neuen Gegenstand für die Geschichtsschreibung überhaupt.

Dieser neue Gegenstand ist eine Synthese. Durchaus enthält er auch, „was wirklich geschehen ist" und seit Aristoteles für den Gegenstand der Historie gehalten wurde: die historischen Einzelheiten. Doch enthält er sie – um in Schillers Metaphorik zu bleiben – wie der menschliche Körper die Knochen. Sie geben ihm Halt, sie bestimmen seine Bewegungsmöglichkeiten, bei der Betrachtung aber treten sie zurück hinter dem Zusammenspiel der Muskeln und den Umrißformen des Fleisches. Deren Existenz beruht auf der Einbildungskraft – das Fleisch auf den Knochen der Geschichtsschreibung, ihre Bewegung, ihr Leben sind durchaus geistiger Natur. Sie gehören in den Bereich des Vorgestellten, des Angenommenen, des Möglichen, in denjenigen Bereich also, von dem Aristoteles die Historie abgrenzt: den der Dichtung. Was Aristoteles gegeneinander stellt, wird in Schillers Theorie der Geschichtsschreibung zusammengeführt, die Kennzeichen von Historie und Dichtung verschmelzen – lassen beide sich danach überhaupt noch unterscheiden? Wenn es um den Status von Schillers eigenen Geschichtswerken geht, soll davon wieder die Rede sein.

Schillers neuer Gegenstand der Geschichtsschreibung muß erzählt werden; zugleich ermöglicht seine Bestimmung dieses Erzählen auch. Wenn das Gerippe der historischen Tatsachen zur Gestalt der *„Wahrheit"* ergänzt werden soll, „die ich die philosophische und Kunstwahrheit nennen will, und welche in ihrer ganzen Fülle im Roman oder in einer andern poëtischen Darstellung herrschen *muß*",[22] dann ist diese Gestalt dadurch ausgezeichnet, daß sie weder ganz aus Vernunftprinzipien deduziert, noch allein aus empirischen Daten abstrahiert, sondern nur mit Hilfe der Einbildungskraft zur Anschauung gebracht – und das heißt erzählt werden kann.[23] Und wenn die entschei-

22 Brief an Caroline von Beulwitz vom 10. und 11. Dezember 1788 (NA 25, 154). Zu Schillers Zweifeln, ob der Geschichtsschreiber diese Aufgabe auch erfüllen kann, s.o. Fußnote 16.

23 Für Schiller ist die Erzählförmigkeit dieser Gestalt noch selbstverständlich: Nur als Handlungszusammenhang, als Szenenfolge kann er sich Geschichte vorstellen. Anders etwa der Kulturhistoriker Johan Huizinga. Obwohl auch er der Einbildungskraft eine entscheidende Rolle zuschreibt, sie wie Schiller und Humboldt in den Mittelpunkt der historiographischen Erkenntnis rückt, erzeugt sie bei ihm nicht Erzählungen, sondern – Bilder; „Denkbilder", wie er präzisiert, s. Johan Huizinga: *Het aesthetische bestanddeel van geschiedkundige voorstellingen. Rede, uitgesproken bij de aanvaarding van het hoogleeraarsambt aan die Rijks-Universiteit de Groningen op 4 November 1905.* Haarlem 1905. Wieder in ders.: *Verzamelde Werken VII: Geschiedwetenschap, Hedendaagsche Cultuur.* Haarlem 1950, S. 3–28. Leider ist dieser wichtige Text bislang nicht ins Deutsche übersetzt. Eine englische Übertragung findet sich u.d.T.: The Aesthetic Element in Historical Thought. In Johan H. Huizinga: *Dutch Civilization in the Seventeenth Century And Other Essays.* Selected by Pieter Geyl and F.W.N. Hugenholtz.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

dende Rolle dabei der Einbildungskraft zufällt, dann wird Geschichte wieder wie in den kanonischen Vorbildern anschaulich erzählbar. Sie kann, ja sie muß wieder ausgemalt und dramatisch vergegenwärtigt werden, nicht mehr aufgrund von Zeugenaussagen, aber aufgrund von konkreter Phantasie. Erst dadurch wird überhaupt die Geschichte aller Zeiten erzählbar; die *historia perpetua* konnte nur Zeitgeschichte sein.

Für alle Erzählprobleme, über die die Aufklärungshistoriker seit Jahrzehnten diskutieren: welche Begebenheiten ausgewählt und in welcher Reihenfolge sie erzählt werden sollen, wie sie verknüpft und zu einem Ganzen zusammengefügt werden können, ergibt sich durch Schillers neue Gegenstandsbestimmung eine Lösungsregel: Der Geschichtsschreiber hat so zu erzählen, daß das historisch Richtige als etwas Notwendiges erscheint. Nicht indem er zusammenlaufende Kausalketten nachzeichnet, erzeugt er diese Notwendigkeit, sondern wie „im Roman oder in einer andern poëtischen Darstellung" durch die Logik der narrativen Verknüpfung.

Allerdings versetzt diese Lösungsregel die historische Richtigkeit und die angestrebte Notwendigkeit in dauernde Spannung. Wenn der notwendige Zusammenhang sich als „schnelle Wirkung" der Vorstellungskraft aus den aufgenommenen Tatsachen ergeben hat, stehen beide erst einmal nebeneinander und müssen dann in einem zweiten Schritt zur historischen Darstellung integriert werden. Schillers dichotomische Begrifflichkeit verstärkt diese Spannung noch. Ob er von Stoff und Form, willkürlichen Bruchstücken und notwendigem Zusammenhang, Gerippe und Gestalt spricht, überall bleibt trotz aller Vermittlungsansätze ein qualitativer Gegensatz bestehen. Da überrascht es nicht, daß dieser Gegensatz auch in der niederländischen Geschichte wiederkehrt. Wie sich in der Theorie das disparate Material und die stimmige Anschauung gegenüberstehen, erscheint auch der Text selbst, je nachdem wie man ihn betrachtet, einmal als Bruchstück, das andere Mal als durchgeführtes Ganzes.

Die Forschung hat bisher den ersten Gesichtspunkt eingenommen: Schillers niederländische Geschichte gilt als unvollendet. Bekundet ihr Verfasser nicht selbst, daß der vorliegende Text „nur als die *Einleitung* zu der eigentlichen Revolution anzusehen" sei (NA 17, 7)? Schreibt er nicht an seinen Verleger, das gesamte Werk solle „aus zwei Hauptepochen" bestehen, „die eine

Translated by Arnold J. Pomerans. London, Glasgow 1968, S. 219–243. Angeregt durch die Kontroverse zwischen Below und Lamprecht bilanziert Huizinga die geschichtstheoretische Diskussion der Jahrhundertwende vor allem im Anschluß an Rickert und Simmel – durchaus mit originellen, eigenen Ergebnissen. Sie machen deutlich, warum unter dem Einfluß der Kulturgeschichte wie schon bei Burckhardt das Bild über die Erzählung triumphiert, eine Entwicklung, die bis zu den geschichtsphilosophischen Denkbildern Ernst Blochs und Walter Benjamins reicht.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

vor, die andre *nach* der Utrechtischen Union" von 1579,[24] während das Vorhandene doch nur bis zum Jahr 1567 reicht? Und bezeugt nicht auch Wieland Schillers ausgreifende Pläne, wenn er den Vorabdruck der ersten Kapitel mit der Bemerkung ankündigt, daß das Werk „den ganzen niederländischen Krieg unter Philipp II. zum Gegenstand hat, auch vielleicht bis auf die neuesten Zeiten fortgesetzt werden dürfte"?[25] An diesen Vorhaben gemessen ist der vorliegende Text in der Tat ein Bruchstück. Bis heute paraphrasiert die Mehrzahl der Kritiker Carlyles Bemerkung, die niederländische Geschichte könnte als die vorzüglichste von Schillers historischen Schriften gelten – wäre sie nur vollendet.[26]

Sicher läßt die Unabgeschlossenheit der niederländischen Geschichte sich aus den Umständen befriedigend erklären. Erst verstrickt die plötzliche Berufung nach Jena Schiller so sehr in Lehrverpflichtungen, daß er die geplante Fortsetzung verschieben muß, dann stimmt die Erfahrung der französischen Revolution seine Begeisterung für den Revolutionsstoff erheblich herab, und schließlich löst die Existenzsicherung außerhalb der Universität jene Blockade des dramatischen Schaffens wieder, die Schiller überhaupt erst zur Historie getrieben hat. Wie immer aber bleibt gegenüber solch äußeren Gründen die Frage, aus welchen inneren sie denn so gewichtig geworden sind. Deutet die Unabgeschlossenheit der niederländischen Geschichte darauf hin, daß Schiller an der darin gestellten Aufgabe gescheitert ist? Vermag er den Stoff zuletzt doch nicht mit „der schnellen Wirkung [s]einer eigenen Vorstellungskraft" zu vermitteln? Oder verhält es sich umgekehrt so, daß Schiller die Geschichte nicht weiterführt, weil sein Interesse an dem Stoff erschöpft, die Vermittlung mit dem, was ihn daran begeistert, schon gelungen ist? Dann wäre das Werk nur in stofflicher Hinsicht unabgeschlossen, bliebe nur die im Stoff liegende Einheit des gesamten niederländischen Unabhängigkeitskampfes unerreicht. In formaler Hinsicht müßte sich dagegen doch eine Einheit zeigen, löste sich aus dem umfangreichen Stoff ein spezielles Problem heraus und ergäbe den eigentlichen, durchaus abgeschlossenen Gegenstand des vorliegenden Texts.

In diese Richtung weist gleich auf den ersten Blick der Titel. Nicht die Geschichte des niederländischen Freiheitskampfes kündigt er an, vielmehr nennt er als Thema den *Abfall* „der vereinigten Niederlande von der spanischen Regierung". Nicht um das Erreichen von Legitimität soll es gehen, sondern um den ersten Akt einer Rebellion, nicht um das erkämpfte Ergebnis,

24 Brief an Crusius vom 24. Februar 1788 (NA 25, 20 f.), vgl. den Brief an Körner vom 27. Juli 1788 (NA 25, 85).

25 *Der teutsche Merkur*. Des ersten Bandes erstes Stück. Januar 1788, S. 3.

26 Thomas Carlyle: *Schillers Leben*. Aus dem Englischen, eingeleitet durch Goethe. Frankfurt 1830, S. 147. Einen Querschnitt durch die neuere Forschung bietet der Sammelband *Schiller als Historiker*. Dort z.B. S. 142.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

sondern den krisenhaften Beginn. Dabei betont der Ausdruck „Abfall" an dem so bezeichneten Vorgang den Rechtsbruch. Doch wird er einem Subjekt zugeschrieben, das als personifizierte und „vereinigt[e]" Staatsnation gleichsam die Würde der *volonté générale* zugesprochen bekommt, während der geschädigte Part bloß als Institution, als „Regierung" und auch noch als fremde gekennzeichnet wird. Zwei Akteure erscheinen und mit ihnen zwei widerstreitende Wertungen des Geschehens. Was die *volonté générale* rechtfertigt, bleibt formal doch ein Unrecht; umgekehrt mag die Regierung noch so rechtmäßig sein – wenn sie die Nation gegen sich aufbringt, muß auch sie das Recht verletzt haben. Schillers wertende Wortwahl schreibt den Konflikt zwischen beiden Einschätzungen fest. In unhintergehbarer Ambivalenz verteilt sie Recht und Unrecht auf beide Seiten: Sie setzt ihren Gegenstand wie in einem Drama in Szene.

Auch der erste Satz der Einleitung bestätigt, daß es Schiller dabei nur um die „Gründung", die Grundlegung, den Ursprung „der niederländischen Freiheit" geht (NA 17, 10). Hebt er in seiner Übersicht über das historische Geschehen noch die Selbstbehauptung der nördlichen Provinzen gegen Philipp hervor (NA 17, 11–14) und erörtert, wie diese „unnatürliche Wendung der Dinge" möglich war (NA 17, 14–20), so schiebt er mit diesen allgemeinen Reflexionen die Frage der Selbstbehauptung auch schon beiseite, um sich in der eigentlichen Erzählung auf einen anderen Geschehensausschnitt zu konzentrieren.

Das macht das Verhältnis zwischen der bloß erwähnten und der tatsächlich erzählten Zeit deutlich. Auf die historische Chronologie bezogen umfaßt Schillers Erzählung ein Geschehen, das von den ersten Schriftquellen über die niederländische Landschaft und ihre Bewohner bis zur Abreise der Statthalterin Margaretha von Parma aus Brüssel reicht, also von Caesars *Commentarii* bis zum 30. Dezember 1567. Doch leuchtet die Erzählung diesen Zeitraum höchst unterschiedlich aus. In starker perspektivischer Verkürzung durchmißt Schiller im ersten, „Einleitung" überschriebenen Buch die Epochen von der Römerzeit bis zum Tod Maximilians I. (1516; NA 17, 23–37), die Regierungszeit Karls V. (1516–1555; NA 17, 37–50) und den Aufenthalt des neuen Herrschers Philipp II. in den Niederlanden (1555–1559; NA 17, 50–83). Dagegen widmet er das zweite Buch in schon sehr viel ausführlicheren Erzählphasen der Auseinandersetzung des niederländischen Hochadels mit dem Kardinal Granvella 1560–64 (NA 17, 84–116) und mit Philipps Rekatholisierungspolitik 1564/65 (NA 17, 116–153), um schließlich im dritten und längsten Buch – es ist fast doppelt so umfangreich wie jedes der beiden anderen – nur noch die Geschehnisse der Jahre 1566 und 1567 zu schildern, nämlich die Verschwörung des niederen Adels (NA 17, 154–198), den Bildersturm (NA 17, 198–217), den Bürgerkrieg (NA 17, 217–261) und das Ende von Margarethas Statthalterschaft (NA 17, 261–289). Die Raffungsintensität

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

der Erzählphasen nimmt ständig ab, die Erzählung wird immer breiter, ausführlicher, detaillierter.

Berücksichtigt man außerdem, wie die erzählte Zeit im Text gestaltet ist, so lassen sich vor dieser allgemeinen Tendenz drei verschiedene Textteile unterscheiden. Da sind zunächst die Vorrede und der Beginn der Einleitung (NA 17, 7–23). In ihnen spricht Schiller über sich selbst und seine Absichten; er stellt seinen Gegenstand vor, erörtert, warum die Niederlande sich gegen Philipp behaupten konnten und zeichnet eine historische Parallele. Der Text stellt sich als Abhandlung dar, durchzogen von Sentenzen, in denen Schiller aus dem flüchtigen historischen Geschehen die goldene Münze ewiger Merkregeln zu schlagen versucht, kurz: Dieser Textteil steht über der Zeit, er beansprucht zeitlose Geltung.

Daran schließen sich drei Erzählphasen zu Epochen, die jeweils als einheitliche Zeiträume aufgefaßt sind (NA 17, 23–83). Sie werden weniger in ihrem Verlauf erzählt denn als Folge von Zuständen beschrieben. Immer noch tauchen Sentenzen, Reflexionen und Erörterungen auf, doch knüpfen sie jetzt an historische Einzelfragen und damit an bestimmte Zeitmomente an. Vor allem die langen Figurenporträts machen den Übergangscharakter dieses Textteils deutlich: Als psychologische Abhandlungen unterbrechen sie die Erzählung, doch beziehen sie sich auf einen Erzählrahmen, der allmählich von der Zustandsbeschreibung zum Bericht übergeht, ja an wenigen Höhepunkten bereits zur szenischen Darstellung gesteigert wird. Noch überwiegen eher statische Darbietungsformen, aber sie dienen bereits zur iterativ-durativen Raffung und sind somit auf die erzählte Zeit bezogen.

Am Ende dieses zweiten Teils (es ist zugleich das Ende des ersten Buchs) mündet die Erzählung zum ersten Mal in einer genauen Zeitangabe mit Monat und Jahreszahl (NA 17, 83). Damit ist ein entscheidender Übergang markiert. Sind Jahreszahlen vorher nur vereinzelt aufgetaucht, so stehen sie im dritten Teil am Rande des Texts (NA 17, 84–289). Oft werden die Ereignisse nun auf Monat, Tag und sogar Stunde genau datiert, die Erzählung zeigt durchgehend den Charakter eines Berichts. Die Erörterungen, Figurenporträts und Rückwendungen werden selten und verschwinden im dritten Buch allmählich ganz. Dafür nehmen szenische Darstellungen breiten Raum ein. Beschreibungen in Bewegung, Tableaux, Massenszenen und immer wieder Reden, die mitunter zu Dialogen gesteigert werden, bestimmen das Bild. Der Bericht ist dem Erzählten so nahe, daß er jederzeit in vergegenwärtigende Darstellung übergehen kann.

So lassen sich nach der Zeitgestaltung Einleitung, Vorgeschichte und die eigentliche Erzählung unterscheiden. Letztere umfaßt nur das zweite und dritte Buch. In sechs Erzählphasen entfaltet Schiller darin das Geschehen, um das es ihm geht:

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

0. Philipp II. hat die Niederlande verlassen und Margaretha von Parma als Statthalterin, den Ausländer Granvella als graue Eminenz eingesetzt.
1. Die niederländischen Großen nehmen Anstoß an Granvella, eine Bistumsfrage erzürnt die „Nation" gegen ihn. Der Hochadel schließt sich zusammen und versucht Philipp zu Granvellas Abberufung zu bewegen. Als dieser „gesetzmäßig[e]" Weg scheitert, erreichen die Verbündeten durch Granvellas Herabsetzung, daß dieser zurücktritt.
2. Der Hochadel regiert nun im Staatsrat, nicht aber im Geheimen und im Finanzrat. Über die Frage der Religionsedikte gerät er in Konflikt mit Philipps Anweisungen und weiß wiederum die Nation hinter sich. Egmont reist nach Spanien und erwirkt scheinbar Milderungen von Philipp, die bald zurückgenommen werden. Daraufhin gehen die Verbündeten in Distanz zur Regierung.
3. Die Verkündung der Religionsedikte provoziert den Widerstand der Nation und die Verschwörung des niederen Adels. Er schließt sich zum Geusenbund zusammen, organisiert die Opposition und erwirkt von Margaretha die Moderation der Edikte. Immer größere Volksmengen bekennen sich offen zum Protestantismus. Über eine Gesandtschaft in Spanien erreicht der Adel eine Milderung der Religionsedikte von Philipp.
4. Da setzt die Menge zum Bildersturm an. Der Hochadel erwirkt von Margaretha freie Hand in der Religionspolitik und beendet den Sturm teils durch Duldungsverträge, teils mit militärischen Mitteln. In Spanien läßt der Bildersturm die gesamte Entwicklung als Teil einer einzigen Verschwörung erscheinen. Philipp beschließt, die Adelsopposition zu spalten und den Hochadel zu bestrafen.
5. In den Niederlanden spaltet der Bildersturm Volk und Geusen in verschiedene Religionsparteien. Es kommt zum Bürgerkrieg. Er bietet Margaretha Gelegenheit, die Regierungsgewalt wiederherzustellen und die Protestanten zu unterdrücken. Geschickte Briefe Philipps veranlassen Egmont, ins Regierungslager zurückzukehren. Der Zusammenschluß des Hochadels löst sich auf. Dabei wie gegenüber der zerrissenen Volksmenge von Antwerpen muß Oranien seine Ohnmacht erfahren und geht ins Exil. Die Reste des Geusenbundes werden aufgerieben, die Protestanten emigrieren.
6. Der Herzog von Alba zieht mit einem Heer von Spanien in die Niederlande. Er setzt den Teil des Hochadels fest, dessen er habhaft werden kann und leitet die drakonische Unterdrückung der Protestanten ein. Da er dabei de facto die Statthalterschaft übernimmt, verläßt Margaretha das Land.

Jede dieser sechs Erzählphasen ist um einen Konflikt zwischen den Niederlanden und dem abwesenden Philipp zentriert, in jeder geht eine Botschaft zwischen den Niederlanden und Spanien hin und her. Schrittweise erhöht sich der Druck auf das Verhältnis, bis es sich völlig umkehrt. Die ersten drei Kontakte gehen von niederländischer Seite aus. Durch immer dringlichere Anlie-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

gen veranlassen sie Philipp zu zögerndem Entgegenkommen. Reagiert er auf die Briefe Oraniens, Egmonts und Hoornes noch mit Ablehnung (NA 17, 106–108), nimmt den Rücktritt Granvellas aber hin, so sieht er sich durch Egmonts Gesandtschaft bereits zu scheinbarem Wohlwollen gezwungen (NA 17, 140–143), bis die zweite Gesandtschaft ihn vor dem Hintergrund des Geusenbunds auf die päpstliche Inquisition in den Niederlanden verzichten läßt (NA 17, 194–198). Dieses allmähliche Nachgeben des Königs wird durch den Bildersturm ins Gegenteil verkehrt. In der fünften und sechsten Erzählphase gehen die Kontakte von Philipp aus: Erst sendet er Briefe, um einen Keil zwischen die Großen zu treiben (NA 17, 218–220), dann den Herzog von Alba mit einer Armee, um sie zu entmachten und zu bestrafen.

In dieser Geschehensgliederung wirkt die sechste Erzählphase überflüssig, ja störend. Außer der Gefangennahme Egmonts und Hoornes fügt sie dem zuvor Erzählten nichts hinzu; und selbst das ist unnötig, da das Ende der beiden Grafen in mehreren Vorausdeutungen vorweggenommen ist.[27] Statt die vorausgegangene Geschichte zu beenden, bedeuten Albas Zug in die Niederlande und seine Regierungsübernahme so schwerwiegende Verfassungsverstöße, daß sie eine neue Geschichte eröffnen.

Tatsächlich hat Schiller diesen Teil auch erst angestückt, als er sein Vorhaben mit der niederländischen Geschichte über die ursprüngliche Idee hinaus erweitert; wie im *Don Carlos* ändert er während der Arbeit am Text seine Konzeption. Zunächst nämlich entsteht die niederländische Geschichte als Beitrag für ein Sammelwerk, das Schiller am 18. Oktober 1786 in den *Gothaischen gelehrten Zeitungen* ankündigt.[28] Ihr reißerischer Gegenstand weist diese *Geschichte merkwürdiger Verschwörungen und Rebellionen aus mittleren und neueren Zeiten* als Belletristik aus, mit der Schiller und seine Freunde auf dem großen Markt für populäre historiographische Schriften Verdienst zu machen hoffen. Obwohl ihm der Aufsatz schon während der Arbeit „unter den Händen" wächst, bis er bei seinem vorläufigen Abschluß im Oktober 1787 „ohngefähr 20 Bogen" umfaßt,[29] ändert das noch nicht seine Konzeption. Erst Wieland, der 1773 in seinen *Teutschen Merkur* eine Rezension „über den gegenwärtigen Zustand der historischen Litteratur" einrückt, die einen „Mangel an guten", ja das völlige Fehlen eines „vollkommenen Geschichtschreiber[s]" in Deutschland beklagt,[30] der Homme de lettres, der wie Lessing lange schon

27 Z.B. NA 17, 105, 107, 120 f., 250 f.

28 Wiederabgedruckt bei E.F. Koßmann: Schillers Geschichte der merkwürdigen Rebellionen und Abfall der vereinigten Niederlande. Studien zur Entstehungs- und Druckgeschichte. In: *Euphorion* 6 (1899), S. 511–536, hier: S. 514.

29 Briefe an Crusius vom 6. März 1787 (NA 24, 85) und vom 6. Oktober 1787 (NA 24, 160).

30 Johann Georg Meusel [unter dem Kürzel: H.J.U.]: Schreiben aus D… Vgl. Thomas C. Starnes: *Der Teutsche Merkur. Ein Repertorium*. Sigmaringen 1994, S. 230, Nr. 1229.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

eine wirkliche Geschichtsschreibung in Deutschland zu befördern trachtet, der einflußreiche Kunstrichter, der Schillers *Don Carlos* nicht ohne Verlegenheit besprochen hat und den jungen Heißsporn auf einem anderen Gebiet endlich aus vollem Herzen loben möchte, Wieland also läßt sich von Schiller aus der niederländischen Geschichte vorlesen und reagiert so begeistert, daß er Schiller zu einer Änderung seines Vorhabens veranlaßt:

> Er war von dem Ding hingerissen und behauptet, daß ich dazu gebohren sei, Geschichte zu schreiben. Er umarmte mich schwärmerisch und erklärte, daß ich keinen vor mir haben würde in der Geschichte.[31]

Erst jetzt begreift Schiller die Historie als Herausforderung. Er löst seinen Aufsatz von den anderen *Verschwörungen* und arbeitet ihn in ein Werk um, das ihm eine Laufbahn als Geschichtsschreiber eröffnen soll. Dafür gründet er seine Darstellung auf sämtliche verfügbaren gedruckten Quellen und erweitert, da er nun die Geschichte des ganzen niederländischen Unabhängigkeitskampfes zu schreiben gedenkt, auch den Gegenstand des vorliegenden Teils: ab November 1787 „um eine ganze Epoche" auf „gewiß nicht unter" 34 ½ Druckbogen, kurz vor Abschluß des Bandes im Juli 1788 noch einmal um „3 Bogen".[32]

Anzunehmen ist, daß die erste Erweiterung Zerfall und Niederschlagung der Opposition, also die fünfte Erzählphase, vielleicht auch noch ihre Ursache, den Bildersturm in der vierten, umfaßt, da zumindest ersteres Thema und Tendenz des *Verschwörungen*-Bandes deutlich überschreitet. Bei der letzten Erweiterung kann es sich dem Umfang nach nur um die überflüssige sechste Erzählphase handeln;[33] ihre Anstückelung ist, wie Schiller selbst schreibt, bloß dem Bandumfang geschuldet. Margarethas Abreise aus Brüssel und das Jahresende 1567 bilden Einschnitte, die der Erzähllogik nicht entsprechen. An diesem Schluß hat Schiller den Stoff tatsächlich nicht in die Notwendigkeit der Erzählung integriert.

Hinterläßt er damit den Eindruck äußerlicher Unabgeschlossenheit, so hat er seine erste Hinzufügung noch bruchlos an die urspüngliche Grundidee, jene „schnelle Wirkung [s]einer eigenen Vorstellungskraft" vom Beginn der Arbeit, amalgamiert. Den ersten fünf Erzählphasen ist die erweiterte Idee leicht zu entnehmen. Wie ein fünfaktiges Drama gliedern sie das Geschehen: In ihrem Zentrum, gleichsam dem dritten Akt, steht, wie nach der Entstehungs-

31 Brief an Huber vom 26. Oktober 1787 (NA 24, 170).

32 Vgl. die Briefe an Crusius vom 5. November 1787 (NA 24, 176) und vom 26. Juli 1788 (NA 25, 82). Tatsächlich umfaßt die niederländische Geschichte im Erstdruck dann 34 ¼ Bogen.

33 Zu der noch die zuletzt geschriebene Vorrede zu rechnen ist. Nicht aber umfaßt diese letzte Erweiterung, wie Koßmann: Schillers Geschichte, S. 522 und 526 behauptet, das ganze Jahr 1567.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

geschichte nicht anders zu erwarten, die Verschwörung der Geusen. Der Höhepunkt des Geschehens ist durch Philipps Nachgeben markiert, der Bildersturm bringt als vierter Akt Peripetie und Trugschluß, der fünfte Akt die Katastrophe.

Damit schält sich in ihren Umrissen die Fabel heraus, die Schiller erzählt. Sie handelt von der Entstehung und dem Scheitern einer Rebellion. Sie schildert die Bedingungen, unter denen eine Opposition so erstarkt, daß sie einen Herrscher zum Zurückweichen veranlaßt und sie erzählt, warum sie dann trotzdem untergeht. Sie bietet ein Lehrstück in politischer Organisation. Gewinnt sie in ihrer Strenge fast den Charakter einer Parabel, so wird sie dabei doch keineswegs simpel. Das zeigt ein Blick auf die Akteure in Schillers Erzählung.

Wie bei der Zeitgestaltung finden sich drei verschiedene Typen. Da sind zunächst die großen Einzelnen im Vordergrund der Erzählung. Von Anfang bis Ende stehen sie im Rampenlicht, in jeder Phase kommt ihrem Handeln entscheidende Bedeutung zu. So übergeordnet sind sie den anderen Akteuren, daß sie bereits vor der eigentlichen Erzählung eingeführt werden; ihre Porträts machen ein Gutteil der Vorgeschichte aus.

Die Reihenfolge ihrer Einführung meint durchaus eine Rangfolge. Allen voran und über allen steht Karl V. Er vereinigt in sich noch, was in der nächsten Generation in verschiedene Charaktere auseinandertritt: kalte Staatsklugheit und echte Neigung zu den Niederlanden, religiöse Intoleranz und aufgeklärte Berechnung, Weltpolitik und persönliche Anwesenheit (NA 17, 45–47). Dagegen heißt es von Philipp, er sei „in allem was menschlich ist, das Gegenbild seines Vaters" (NA 17, 47). Seine Staatsräson entspringt nicht wie diejenige Karls den weitgesteckten Plänen eines Genies, sondern Schwäche und Beschränktheit. Im Gegensatz zu Karl herrscht er über die Niederlande als Fremder, seine Abreise eröffnet als entscheidende Voraussetzung die Geschichte.[34]

Wilhelm von Oranien, so wird in seinem Porträt betont, entstammt einem Fürstenhaus, das, älter als das der Habsburger, „mit dem österreichischen eine Zeitlang um den Vorzug gerungen, und dem deutschen Reich einen Kaiser gegeben hatte" (NA 17, 67). Steht er also schon an Herkunft Philipp nicht nach, so ist er auch vom Charakter „unter den gutartigen" demjenigen Philipps „am ähnlichsten" (NA 17, 70). Beide werden durch ihre Porträts als natürliche Gegenspieler ausgewiesen, ja als unversöhnliche Rivalen. Denn Oranien „hatte seine Staatskunst bei demselben Meister gelernt, und war, wie zu fürchten stand, ein fähigerer Schüler gewesen" (NA 17, 70). Er hat die „vorzügliche Gunst" von Philipps Vater genossen; das kann der König nicht verzeihen (NA 17, 68).

34 Vgl. NA 17, 18 f., 66, 80–83, 196, 213, 263–266.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Nicht minder edlen Stammes" ist Egmont, „ein Abkömmling der Herzöge von Geldern, deren kriegerischer Muth die Waffen des Hauses Oestreich ermüdet hatte" (NA 17, 71). Auch er hat von Karl gelernt, „die Kriege dieses Kaisers waren die Schule seines künftigen Ruhms" (NA 17, 72). Tragen Philipp und Oranien die staatsmännischen Charakterzüge Karls weiter, so Egmont die populären. Und auch ihm ist dabei ein Zerrspiegel zur Seite gestellt. „Margaretha war eine natürliche Tochter Karls des fünften, von einem niederländischen Fräulein Vangeest 1522 gebohren." (NA 17, 74). Wie Egmont genießt sie bei den Niederländern Popularität, die ihr der Erzähler noch weniger gönnt als diesem (NA 17, 287–289).

Alle vier Hauptfiguren sind leibliche oder geistige Sprößlinge Karls V., auf je zwei von ihnen sind Eigenschaften verteilt, die der Kaiser noch in sich vereinte. Seinen leiblichen Kindern kommt dabei der schwächere, dumpfe, unterlegene Part zu, den die Ziehkinder auf das glänzendste übertreffen. Von den drei Männern heißt es fast gleichlautend, sie seien durch Karls Schule gegangen – als Carlsschüler hat Schiller sie aufgefaßt. Die große Kränkung seiner Jugend: der Meisterschüler Carl Eugens, aber nicht sein Sohn zu sein und deshalb dessen Bastarden hintangestellt zu werden, bestimmt offensichtlich die Art, wie er das Verhältnis seiner Helden gestaltet.[35] Das erklärt die Identifikation mit Oranien, erklärt das harte Urteil über den autoritätsgläubigen Egmont: In einem 1789 verfaßten Text über *Des Grafen Lamoral von Egmont Leben und Tod* läßt Schiller ihm für seine Rückwendung zum König lustvoll den Kopf abhauen – so wehrt ein Autor nur starke Versuchungen ab. Jedenfalls ergänzt Schiller den politischen Gegensatz seiner vier Hauptfiguren um einen quasi familiären; Rebellion und Repression erscheinen bei ihm auch als Eifersuchtsdrama unter konkurrierenden Geschwistern.

Eine Stufe tiefer steht die zweite Gruppe von Akteuren. Entweder spielen sie wie Granvella ihre Rolle nur in einem Teil der Geschichte, oder sie sind weniger um ihrer selbst willen denn als Parteiführer interessant. Das gilt für die „Königlich Gesinnten" Viglius, Barlaimont, Arschot, Mannsfeld, Megen und Aremberg ebenso wie für die Anführer der Geusen Ludwig von Nassau und Heinrich Brederode. Jede der drei ersten Erzählphasen wird durch Figurenporträts eröffnet, und es ist kein Zufall, daß die Reihenfolge dabei von dem überlegenen Einzelgänger Granvella (NA 17, 84–88) über eine elitäre Adelsfraktion (NA 17, 117–121) bis zu den Repräsentanten des verarmten niederen Adels führt (NA 17, 154–160, vgl. 51 f.). Schrittweise bezieht die Erzählung immer zahlreichere, immer rangniedere Akteure mit ein, bis mit den Geusen eine anonyme Großgruppe ins Rampenlicht tritt.

35 Zum Ursprung dieser psychologischen Konstellation s. den ansonsten fragwürdigen Aufsatz von Friedrich Kittler: Carlos als Carlsschüler. Ein Familiengemälde aus einem fürstlichen Hause. In: *Unser Commercium. Goethes und Schillers Literaturpolitik*. Hrsg. v. Wilfried Barner, Eberhard Lämmert und Norbert Oellers (= Veröffentlichungen der deutschen Schillergesellschaft. 42). Stuttgart 1984, S. 241–273.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Anonym, aber nicht amorph, darauf legt ihre Darstellung Wert. „So grundlos und lächerlich" es gewesen wäre, „irgend eine Hofnung auf einen *Einzelnen* unter ihnen zu gründen", heißt es, so viel ließ „sich von einer *Vereinigung* dieser Menschen versprechen" (NA 17, 156). Zwei Sätze später heißt diese Vereinigung schon „Verbrüderung"; unter einer Führung „aus dem vornehmsten Adel des Landes" (NA 17, 157) nimmt sie die Form einer Schwurgemeinschaft an. „Gastmähler gaben dem Bund seinen Ursprung, und ein Gastmahl gab ihm Form und Vollendung" (NA 17, 174): einen eigenen Namen, eigene Tracht, eigene Erkennungszeichen. Sein Ziel ist die Verhinderung der Inquisition: „Menschen aus allen Klassen und Ständen unterzeichneten. Die Religion machte keinen Unterschied, katholische Priester selbst gesellten sich zu dem Bunde" (NA 17, 162). Er vergemeinschaftet über Konfessionen und Standesgrenzen hinweg, er stellt sich gegen die Edikte des Königs und wahrt doch Disziplin:

> Den Grafen von Nassau und Brederoden an ihrer Spitze, traten sie Gliederweise, immer vier und vier, ihren Zug nach dem Pallaste an; ganz Brüssel folgte dem ungewöhnlichen Schauspiel in stillem Erstaunen. Es wurde hier Menschen gewahr, die kühn und trotzig genug auftraten, um nicht Supplikanten zu scheinen, von zwei Männern geführt, die man nicht gewohnt war, bitten zu sehen; auf der andern Seite, so viel Ordnung, so viel Demuth und so bescheidene Stille, als sich mit keiner Rebellion zu vertragen pflegt. (NA 17, 171)

Das Tableau bringt zur Anschauung, was dieser Großgruppe an Merkmalen zugeschrieben wird: Einheit und hierarchische Gliederung, vornehme Führung und Selbstbewußtsein, vor allem aber trotz aller Opposition die peinliche Beachtung der Ordnung.

Das unterscheidet sie von der dritten und untersten Gruppe von Akteuren: den großen Volksmengen. Von Anfang an sind sie in Schillers niederländischer Geschichte gegenwärtig, in jeder Erzählphase treten sie mindestens einmal und immer wilder in Erscheinung. Gleich zu Beginn meldet „die Nation", meldet „das Volk" sich in der Bischofsfrage mit Geschrei zu Wort, „und indem alles für einen kleinen Eigennutz kämpft, scheint eine furchtbare Stimme des Patriotismus zu schallen" (NA 17, 94 f.). Gleich zu Beginn werden ihm die „durcheinanderstürmenden Leidenschaften" und der „allgemein[e] Tumul[t]" assoziiert (NA 17, 96). Als besonders starke Leidenschaft aber in gefährlicher Nähe zum Fanatismus sieht der Aufklärer Schiller die Religion. Zeichnet den Geusenbund aus, daß er im Kampf gegen die Inquisition zunächst über den konfessionellen Gegensätzen steht, so erscheinen die Volksmengen bald konfessionell polarisiert (schon NA 17, 100 f.). Entsprechend gelten ihre ersten großen Massenszenen den protestantischen Predigten (NA 17, 184–190).

Wie in der zweiten Gruppe von Akteuren immer breitere, immer rangniedrigere Adelsfraktionen hervortreten, wandelt das Erscheinungsbild der Volksmengen sich von den Ständen auf der Straße über die protestantischen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Sekten" hin zum ständig schon miterwähnten „Pöbel" (etwa NA 17, 100, 188). Er beherrscht in der vierten Erzählphase die Szene; mit dem Bildersturm übernimmt er das Gesetz des Handelns. Wo in den vorangegangenen Erzählphasen Figurenporträts und schließlich die Darstellung des Geusenbunds stehen, tritt nun „eine rohe zahlreiche Menge, zusammengejagt aus dem untersten Pöbel" auf (NA 17, 199), entwickelt sich zur „rasenden Rotte" (NA 17, 200) und erhält in wuchtigen Massenszenen Raum für ihr Zerstörungswerk (NA 17, 198–205).

Während alle anderen Akteure keinen ungeplanten Schritt tun, begeht die Menge ihre „wüthende That" spontan (NA 17, 199), allein von den Umständen und Leidenschaften getrieben – und doch entdeckt die Erzähung mit fasziniertem Grauen inmitten der schlimmsten Greuel eine „so wunderbar[e] Ordnung, als hätte man einander die Rollen vorher zugetheilt […] Eine höhere Macht schien das Werk der Finsterniß in Schutz genommen zu haben" (NA 17, 202). Und noch einmal weiter unten: „Wenn man […] diesen Grad der Verwüstung mit der geringen Anzahl derer zusammenhielt, die sie unternahmen, so war man versucht zu glauben, daß mehr als Menschenhände dabei geschäftig gewesen." (NA 17, 204). Gerade der unberechenbare Pöbel erscheint als das bevorzugte Werkzeug jener höheren Macht oder „Vorsicht", die der Erzähler, „wäre es irgend erlaubt", in die Geschichte „zu flechten" versucht ist:[36] Der Bildersturm der Menge bringt die Peripetie der Handlung.

Danach haben die Volksmengen ihre aktive Rolle ausgespielt. Zwar blitzt im Kirchenbau der Protestanten noch einmal ein Kontrast zum Bildersturm auf, doch bleibt er eine folgenlose Episode (NA 17, 217 f.). Die fünfte Erzählphase zeigt die Bürger von Antwerpen als einen in Religionsparteien zerrissenen „tollen Haufen", dessen Bürgerkriegs-„Tumult" die Stadt in den „Untergang" zu führen droht; nur mit List kann Oranien ihn abwenden (NA 17, 234–238). Zuletzt erscheint die Menge als Kolonnen von Flüchtlingen und Auswanderern (NA 17, 254 f., 256).

Nur im Vorübergehen sei auf die Erkenntnisleistung hingewiesen, die Schiller durch seine Unterscheidung der verschiedenen Akteure, ihrer jeweiligen Antriebe und Handlungsformen erbringt.[37] Wenn die vergleichende Revolu-

36 Vgl. NA 17, 11 und 21. Schiller läßt diesen Punkt, die zitierten Formulierungen verraten es, bewußt in der Schwebe. Er spielt nur mit der Möglichkeit einer teleologischen Betrachtung und kennzeichnet sie durch das aktivische „flechten" zudem als Arrangement des Erkenntnis- und Erzählersubjekts.

37 Weder versucht er, wie Ernst Osterkamp behauptet, das historische Geschehen auf das Handeln monumentalisierter Einzelpersonen zu reduzieren, noch zielt er auf repräsentative Charaktere, die ihm unter der Hand zerfallen. Ernst Osterkamp: Die Seele des historischen Subjekts. Historische Portraitkunst in Friedrich Schillers ‚Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande von der Spanischen Regierung'. In: *Schiller als Historiker*, S. 157–178. Über den vielen gelehrten Kontextbezügen, mit denen Osterkamp hantiert, vermag er den Charakter von Schillers Charakterisierungen nur negativ

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

tionsforschung heute hervorhebt, daß sich in den frühneuzeitlichen Aufständen stets mehrere, verschieden gerichtete Revolten überlagerten,[38] bestätigt sie die zentrale Einsicht, die Schillers Darstellung zugrundeliegt. Auch darstellerisch bedeuten die Figurenschilderungen, vor allem die Massenszenen, eine gewaltige Innovation.[39] Am Vorabend der französischen Revolution verschafft Schiller der handelnden Volksmenge Eingang in die deutsche Geschichtsschreibung – noch in der Literatur des 19. Jahrhunderts kommt seinen dramatischen Massenszenen lange nichts gleich.

Hier jedoch geht es um das Zusammenspiel der Akteure, um die Vernetzung von Geschwisterrivalität, Verschwörungsgeschichte und Aufstand der Massen. Sie ergibt Schillers Fabel. Diese läßt sich nun als Parabel präzisieren über den Umschlag von Opposition in Rebellion, von legitimer Selbstbehauptung in illegitime Gewalt. Dabei zeigt die aufsteigende Linie Entstehung, Ausweitung und Erfolge der Opposition. Zuerst verbinden sich Oranien und Egmont gegen Granvella, erreichen seinen Rücktritt, scheitern dann aber mit ihren „Vorstellungen, bescheidene[n] Klagen, Bitten" (NA 17, 154) an Philipps Rekatholisierungspolitik. Deshalb bildet sich der Geusenbund und erwirkt durch „trotzigen", aber immer noch disziplinierten Druck die Milderung der Glaubensedikte. Das gibt der protestantische Menge Gelegenheit, ihre Religionsvorstellungen spontan und ungezügelt durchzusetzen.

Schon vom Geusenbund aber heißt es, er überschreite die „Gränzen der Mäßigung" (NA 17, 154), schon seine Vereinigung ist durch „allgemeine[n] Schwindel" gekennzeichnet (NA 17, 162). In den Versammlungen der Protestanten wachsen daraus „Uebermuth", „Vermessenheit" und „Tumult" (NA 17, 186–190). Je breiter die Opposition wird, desto radikaler und ungebärdiger erscheint sie, bis der Bildersturm die Rebellion offenbart: In steil abfallender Linie spaltet sie alle Oppositionsgruppen, führt in den Bürgerkrieg und ermöglicht der Regierung, die gesamte Bewegung wieder zu unterdrücken.

Mag Schiller für den Band der *Verschwörungen* auch die (Anfangs-) Erfolge der Rebellion zu schildern beabsichtigt haben, seine Ausarbeitung macht aus dem Stoff ein Lehrstück darüber, wie eine Rebellion an sich selbst zerbricht, indem sie die Grenze der Legitimität überschreitet. Auch Schiller ist offenbar, wie er über den Prinzen im *Geisterseher* schreibt, einem strengen Joche „mit der Kette entsprungen":

zu bestimmen: als durchkreuzte Absicht, gescheiterten Versuch, Grenzverletzung des Historikers etc. Dabei hat er ihm Absicht und Versuch vorher selbst untergeschoben, führen die herangetragenen Kontexte oft in die Irre (etwa der Bezug auf Schillers Antrittsvorlesung als angebliches Programm seiner Geschichtsschreibung). Ein unvoreingenommener Blick in Schillers Text hätte hier weitergeführt.

38 S. z.B. Ferdinand Seibt: *Revolutionen in Europa. Ursprung und Wege innerer Gewalt. Strukturen, Elemente, Exempel*. München 1984.

39 S. Fester: Einleitung, S. xxi–xxv.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

> [...] er entlief ihm wie ein leibeigner Sklave seinem harten Herrn, der auch mitten in der Freiheit das Gefühl seiner Knechtschaft herumträgt. Eben darum, weil er dem Glauben seiner Jugend nicht mit ruhiger Wahl entsagt; weil er nicht gewartet hatte, bis seine reifere Vernunft sich gemächlich davon abgelöst hatte; weil er ihm als ein Flüchtling entsprungen war, auf den die Eigentumsrechte seines Herrn immer noch fortdauern – so mußte er auch, nach noch so großen Distraktionen immer wieder zu ihm zurückkehren.[40]

Sein Leben lang läßt das Thema Rebellion und Legitimität ihn nicht los, die niederländische Geschichte bildet nur eine von vielen Variationen darüber.[41] Eine in sich geschlossene aber, darauf kommt es an. Jeder Handlungsschritt treibt notwendig den nächsten aus sich hervor, alles läuft, wie eingangs bemerkt wird (NA 17, 21), nach einer inneren Geschehenslogik durch die Akteure hindurch, am Schluß ist die Parabel, die Schillers Einbildungskraft im historischen Stoff entdeckt hat, ausgezogen, ist die niederländische Geschichte vollendet.

Bis auf die überflüssige sechste Erzählphase hat Schiller sein selbstgestecktes Ziel also erreicht. Ohne die historische Richtigkeit zu verletzen, hat er der Geschichtsschreibung mit Hilfe der Einbildungskraft innere Notwendigkeit erworben. Jetzt läßt sich auch angeben, welche Art von Notwendigkeit dabei gemeint ist: diejenige nämlich, die Aristoteles in der *Poetik* analysiert, die Handlungseinheit einer geschlossenen Fabel. Ihr gegenüber bleibt die stoffliche Unabgeschlossenheit des Werks äußerlich. Hätte Schiller es weitergeschrieben, wäre er um die Imaginierung einer neuen, einer anderen Fabel nicht herumgekommen.

Durch ihre Parabelform erscheint die niederländische Geschichte als Beispielerzählung. Nicht von etwas Einmaligem handelt sie, sondern von einer allgemeinen überzeitlichen Struktur. Die historische Individualität, das Besondere der Epoche oder das spezifisch Niederländische, gewinnt für die Geschichte nicht einmal als Lokalkolorit Bedeutung.[42] Vielmehr gibt sie sich als Illustration einer abstrakt formulierbaren Regel. Stellt Schiller ihr den moralischen Vorsatz nicht auch in seiner Erörterung voran? Enthält nicht schon der erste Abschnitt die Lehre, die das Beispiel vermitteln soll?

40 NA 16, 104. Das 1786–89 entstandene Romanfragment weist eine ganze Reihe von Motivbezügen zur niederländischen Geschichte auf. In beiden Texten symbolisiert ein Glaubenswechsel den radikalen, aber nicht wirklich freien „Abfall" von der eigenen Herkunft, in beiden Texten spielt Schiller mit Verschwörungstheorien, die er einzelnen Akteuren zuordnet und so als Erklärungsmöglichkeit zugleich anbietet und in Frage stellt. Solche Parallelen verraten, was Schiller in dieser Lebensphase beschäftigte, sie geben Aufschluß über seine psychische Situation.

41 Vgl. Ernst Schulin: Schillers Interesse an Aufstandsgeschichte. In: *Schiller als Historiker*, S. 136–148.

42 Schillers Beschreibung von Brügge oder Antwerpen könnten jeder beliebigen Hafenstadt gelten (NA 17, 32–36). Bis auf eine von Grotius abgeschriebene Fußnote zum

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

> Eine der merkwürdigsten Staatsbegebenheiten, die das sechszehnte Jahrhundert zum glänzendsten der Welt gemacht haben, dünkt mir die Gründung der niederländischen Freiheit. Wenn die schimmernden Thaten der Ruhmsucht und einer verderblichen Herrschbegierde auf unsere Bewunderung Anspruch machen, wie viel mehr eine Begebenheit, wo die bedrängte Menschheit um ihre edelsten Rechte ringt, wo mit der guten Sache ungewöhnliche Kräfte sich paaren, und die Hülfsmittel entschloßner Verzweiflung über die furchtbaren Künste der Tiranney in ungleichem Wettkampf siegen. Groß und beruhigend ist der Gedanke, daß gegen die trotzigen Anmaßungen der Fürstengewalt endlich noch eine Hülfe vorhanden ist, daß ihre berechnetsten Plane an der menschlichen Freiheit zu Schanden werden, daß ein herzhafter Widerstand auch den gestreckten Arm eines Despoten beugen, heldenmüthige Beharrung seine schrecklichen Hülfsquellen endlich erschöpfen kann. Nirgends durchdrang mich diese Wahrheit so lebhaft, als bei der Geschichte jenes denkwürdigen Aufruhrs, der die *vereinigten* Niederlande auf immer von der spanischen Krone trennte – und darum achte ich es des Versuchs nicht unwerth, dieses schöne Denkmal *bürgerlicher Stärke* vor der Welt aufzustellen, in der Brust meines Lesers ein fröhliches Gefühl seiner selbst zu erwecken, und ein neues unverwerfliches Beispiel zu geben, was Menschen wagen dürfen für die gute Sache, und ausrichten mögen durch Vereinigung. (NA 17, 10)

Deduktiv führt die Sprache vom Allgemeinen zum Besonderen, von der Klasse „der merkwürdigsten Staatsbegebenheiten" über die Epoche des „sechszehnte[n] Jahrhundert[s]" bis zur „Gründung der niederländischen Freiheit", von der „bedrängte[n] Menschheit" zu den „*vereinigten* Niederlande[n]", von „einer verderblichen Herrschbegierde" zur „spanischen Krone". Unter solch erdrückenden Gemeinplätzen kann die besondere Geschichte nur „ein neues", ein weiteres „Beispiel" für die Binsenweisheit sein, daß Einigkeit stark macht. So scheint es.

Verkehrt ist diese Lesart nicht. Wo (wie am Schluß dieses Kapitels) von der politischen Wirkungsabsicht Schillers die Rede ist, muß auf sie zurückgekommen werden. Nur schöpft sie den Text keineswegs aus. Bei genauerem Hinsehen nämlich erweist die auf den ersten Blick so einfache Fabel sich gegen jede eindeutige Festlegung abgeschirmt. Das wird an dem Medium deutlich, das die Abschirmung leistet: der Erzählinstanz der niederländischen Geschichte.

Aber bezieht sie in der zitierten Eingangspassage denn nicht eindeutig Position? Im rhetorischen Trommelwirbel zweier Superlative führt sie zu ihrem Gegenstand hin: der „Gründung der niederländischen Freiheit". Historisch korrekt wäre an dieser Stelle ein Plural, begreift das Rechtsdenken der Frühen Neuzeit Freiheit doch als Summe einzelner Privilegien. Der bestimmte, durch das Attribut eingeschränkte Singular meint demnach nicht das konkrete historische Ereignis, sondern viel allgemeiner den Gegensatz zur Knechtschaft, die Abwesenheit von innerer und äußerer Fremdherrschaft. Freiheit ist

Nationalcharakter der Niederländer hat Schiller sich für die historische Individualität seines Gegenstands nicht interessiert (NA 17, 37 f.).

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

hier ein Wertbegriff, das bestätigen die Folgesätze, die alle dieselbe Antithese variieren. Da wird „die bedrängte Menschheit" mit ihren „edelsten Rechte[n]" (wieder ein Superlativ) der „Ruhmsucht" und „verderblichen Herrschbegierde" gegenübergestellt, wird polemisch die „gute Sache" beschworen gegen die „Tiranney", die „menschliche Freiheit" gegen die „Anmaßungen der Fürstengewalt", „Widerstand" gegen „Despotie", die „*vereinigten* Niederlande" gegen die „spanische Krone". Dem einmaligen historischen Ereignis geht in diesen Allgemeinbegriffe ein universeller Gegensatz voraus: Nur als Episode in dem ewigen „Wettkampf" zwischen Freiheit und Despotie ist die niederländische Geschichte merkwürdig, und die Erzählinstanz läßt durch ihre emotionalisierende Wortwahl und die wertenden Adjektive keinen Zweifel, für welche Seite sie in diesem Kampf Position ergreift.

Doch ist ihren Wertungen so wenig zu trauen wie ihr selbst. Fallen schon im Titel die Ambivalenzen auf, so machen bei genauerem Hinsehen auch in dem scheinbar so eindeutigen ersten Absatz „die schimmernden Thaten der Ruhmsucht [...] auf unsre Bewunderung Anspruch", verfügt auch die „Tiranney" über zwar „furchtbar[e]", aber deshalb vielleicht umso interessantere „Künste". Überdies nimmt die Erzählinstanz im Fortgang des Texts verschiedene Haltungen zum Erzählten ein. Formal zeigt sich das wieder als Unterschied zwischen den drei Textteilen.

In beiden Anfängen: gleich im ersten Satz der Vorrede und wieder zu Beginn der Einleitung, erscheint die Erzählinstanz als Person: „Als *ich* vor einigen Jahren [...]" (NA 17, 7), „[...] dünkt *mir* die Gründung der niederländischen Freiheit" (NA 17, 10; Hervorhebungen von mir, J.S.). Alles, was es erzählen wird, bekennt dieses Ich sofort, ist eine „Wirkung [s]einer eigenen Vorstellungskraft", alles entspringt seiner Selbsttätigkeit. Da ist nur konsequent, daß es zunächst über sich Auskunft gibt. In der Vorrede erzählt es von seiner ersten Begegnung mit dem Gegenstand, erklärt seine Absichten, nennt seine Quellen, bezeichnet seine Grenzen, zu Beginn der Einleitung legt es seine Auffassung des Gegenstands dar. Es bezieht Position, es wertet, es engagiert sich.

Damit impliziert es zugleich seine Adressaten. Das erzählende Ich will „in der Brust [s]eines Lesers ein fröhliches Gefühl seiner selbst" erwecken, will ihm zeigen, „was Menschen wagen dürfen für die gute Sache" der Freiheit, will ihn aufstacheln und agitieren:

> Die Kraft also, womit [das niederländische Volk] handelte, ist unter uns nicht verschwunden; der glückliche Erfolg, der sein Wagestück krönte, ist auch uns nicht versagt, wenn die Zeitläufte wiederkehren und ähnliche Anlässe uns zu ähnlichen Thaten rufen. (NA 17, 11)

So spricht man nicht zu Gelehrten, denen man Forschungsergebnisse vorträgt, noch zu Studenten, denen man Wissen vermittelt. Nicht an ein akademisches, ja an überhaupt kein spezielles Publikum ist die niederländische Ge-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

schichte gerichtet, sondern an die gesamte Öffentlichkeit, die „Nation", von der Schiller in Bezug auf die Niederlande immer wieder spricht. In ihr sollen die Standesschranken keineswegs aufgehoben sein, aber doch überwölbt. Wie in den Niederlanden Teile des Hochadels, der niedere Adel und die Menge des dritten Stands gegen die Verletzung der Gewissensfreiheit zusammenwirken und selbst die Konfessionsparteien zunächst zusammenstehen, so ist offenbar das Wir vorgestellt, das die niederländische Geschichte voraussetzt bzw. zu schaffen versucht: als ein einzig Volk von Brüdern.

Die Wirkungsabsicht bedingt den rhetorischen Aufwand, die polemische Antithese, das Tremolo der Superlative, die emotionalisierende Wortwahl, die offene Parteinahme. Doch nimmt dieser Aufwand in dem Maße ab, wie die Erzählinstanz ihre Leser überzeugt und mit sich einig glaubt; und das ist sehr rasch der Fall. Schon in dem zuletzt zitierten Satz verschmelzen Erzählinstanz und implizierte Leser zu einem „uns"; von bloßer Zeitgenossenschaft wird es über eine Interessengemeinschaft zur Tateinheit hinübergespielt. In der Form dieses Wir, manchmal zu einem „man" entpersonalisiert, selten als Ich spricht die Erzählinstanz im ersten, erörternden Teil der niederländischen Geschichte; schließlich verlangt die Darbietungsform der Betrachtung auch, daß der Sprechende allgegenwärtig bleibt und sich mit seinen Urteilen zur Disposition stellt.

Das ändert sich im zweiten Textteil, der Vorgeschichte. Zwar bleibt die Erzählinstanz hier in den erörternden Passagen noch präsent und weist damit z.B. die Introspektion in Figuren (etwa wenn „wir einen flüchtigen Blick in [Philipps] Seele thun", NA 17, 54), als ihre eigene Charakterisierung aus, doch zieht sie sich aus den Beschreibungen, dem Bericht und den szenischen Darstellungen immer weiter zurück. Im dritten Textteil gelangt diese Tendenz zur Vollendung. Je weniger erörternde Passagen der Text enthält, desto seltener macht die Erzählinstanz sich in der ersten Person kenntlich; aus dem dritten Buch ist sie bis auf Anfang und Ende praktisch verschwunden. Die Geschichte scheint sich nun selbst zu erzählen, in den szenischen Darstellungen, in die sie immer wieder übergeht, scheint das Geschehen unmittelbar vor den inneren Augen der Leser abzulaufen.

Nicht zuletzt diesem Effekt dienen die Reden in der niederländischen Geschichte. Eigentlich sind solche eingefügten wörtlichen Reden ein Kennzeichen der alten rhetorisch-literarischen Historiographie. Dort spiegeln sie gesellschaftliche Verhältnisse, in denen das politische Geschehen tatsächlich entscheidend durch öffentliche Rede bestimmt wird, ja in denen die Rede ein so hohes Ansehen genießt, daß sie zum Paradigma jeder Äußerung, also auch der Geschichtsschreibung wird.

Aus der schmalen Schriftkultur solcher Gesellschaften ist von vorneherein zu erschließen, daß die Reden in den Geschichtswerken niemals so gehalten worden sind. Wer hätte sie mitschreiben und aufbewahren sollen? Besten-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

falls handelt es sich um Gedächtnisprotokolle von Ohrenzeugen, die Jahre oder Jahrzehnte später zu Papier gebracht wurden. Da Authentizität prinzipiell nicht zu erreichen war, nahmen die Geschichtsschreiber sich die Freiheit, Reden zu erfinden. Je nach ihren Absichten konnten diese dann wie z.B. bei Thukydides wirklich Selbstverständnis und Ziele einer Partei ausdrücken, nur deutlicher und direkter als sie jemals ausgesprochen worden waren, oder sie konnten wie bei Tacitus tatsächliche Positionen moralisch überhöhen, oder sie konnten zu reinen Bravourstücken verkommen, in denen der Geschichtsschreiber mit seinen rhetorischen Fähigkeiten prunkte. Von der verdeutlichenden Stilisierung der historischen Wirklichkeit über ihre dramatisierende Zuspitzung bis zu ihrer rhetorischen Verdeckung reicht das Spektrum möglicher Funktionen. Nicht die erfundenen Reden als solche schmälern, wie die auf Überreste fixierten Pyrrhonisten und dann wieder die späten Historisten behaupten, den Überlieferungswert der alten *historia perpetua*, vielmehr bemißt dieser Wert sich an der jeweiligen Verwendung der Reden.

Auf ihre Verwendung kommt es auch bei Schiller an. Zunächst bleibt festzuhalten, daß er mit den vielen und langen Reden in der niederländischen Geschichte auf das hervorstechende Darstellungsmittel der alten rhetorisch-literarischen Zeitgeschichtsschreibung zurückgreift und zwar lange nachdem dieses Mittel durch den Pyrrhonismus diskreditiert erschien. In den gelehrten Geschichtswerken der deutschen Aufklärer sind solche Reden fast durchgängig vermieden. Darauf wird zurückzukommen sein.

Richard Fester hat die Reden in Schillers niederländischer Geschichte untersucht, nicht alle, wie er behauptet, aber doch die meisten.[43] Er weist nach, daß Schiller keine einzige Rede frei erfunden hat. Alle finden sie sich schon bei den Renaissance-Humanisten, die Schiller als Quellen für seine Geschichte verwendet. Nicht daß er ihnen unkritisch gefolgt wäre. Da er erkennt, wo sie ihren Absichten gemäß frei gestalten, nimmt er sich dort ebenfalls eine Freiheit. Er übersetzt die gefundenen Reden aus dem Lateinischen, wobei er sie mehr oder weniger stark bearbeitet. So zieht er seine Version oft aus den klarsten, stärksten und dramatischsten Stellen verschiedener Überlieferungen zusammen, schreckt vor situationsadäquaten Ergänzungen nicht zurück, noch scheut er sich, die Probleme des 17. Jahrhunderts in die Begrifflichkeit seiner eigenen Zeit umzugießen und den handelnden Personen danach wieder in den Mund zu legen.

Wo der rhetorischen Tradition gemäß die Freiheit der helfenden Erfindung ihren Ort hat, beschränkt Schiller sich auf die Freiheit der Bearbeitung. Das bedeutet, er greift die Tradition der erfundenen Reden nicht einfach wieder auf, sondern verwandelt sie in Material. In Fußnoten nennt er die Vorlagen, aus denen er schöpft; er macht sein Verfahren überprüfbar. Die erfunde-

43 Richard Fester: Vorstudien zur Säkularausgabe der historischen Werke Schillers (Werke XIII–XV). In: *Euphorion* 12 (1905), S. 78–142.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

nen Reden der rhetorisch-literarischen Geschichtsschreibung sind ihm also kein Vorbild, vielmehr dienen sie ihm als Rohstoff, den er für seine eigenen Zwecke gestaltet.

Unter diesen eigenen Zwecken soll hier nur auf die darstellerischen hingewiesen werden, geraten sie doch über den Streit um die Authentizitätsfrage regelmäßig aus dem Blick. Betrachtet man die wörtliche Rede als Darbietungsform, so zeigt sie in der Geschichtsschreibung wie in Erzähltexten überhaupt ein Ausdrucksextrem an und zwar gleich in zweierlei Hinsicht. Zum einen bringt sie die Erzählzeit mit der erzählten Zeit zur Deckung. Das Geschehen wird nicht wie sonst in der Erzählung gerafft oder gedehnt, sondern läuft gleichsam in Echtzeit vor den Lesern ab. Zum zweiten verschwindet damit die Erzählinstanz der Geschichte. Wenn die Figuren einer Erzählung selbst sprechen, treten sie direkt vor die Leser hin; das Vermittlungsmedium entfällt. Die wörtliche Rede evoziert also auch in Erzähltexten eine dramatische Situation. Sie verwandelt den Leser in einen Zuschauer, dem das historische Geschehen unmittelbar vor Augen steht, kurz: Sie führt den historischen Augenblick und den Leser in eine Gegenwart zusammen.

Deshalb fordern wörtliche Reden in Geschichtswerken die dramatische Ausgestaltung auch der Redesituation förmlich heraus. Sie bilden Kerne von szenischen Darstellungen; als solche hat Schiller sie gebraucht. Erscheint die erste Rede in der niederländischen Geschichte, die des Claudius Civilis an der Gelenkstelle zwischen Einleitung und Vorgeschichte (NA 17, 22 f.), noch fast ohne weitere Angaben zur Redesituation, so sind die nächsten beiden bereits in das Tableau der Thronübergabe eingebettet (NA 17, 48 f.) und schon die vierte und fünfte erzeugen als Wechselreden eine dramatische Situation (NA 17, 64 f.). Im zweiten Buch kommt die Handlung vor allem durch die Redeschlachten im Staatsrat voran, im dritten führen die wörtlichen Äußerungen fortwährend in neue, immer dramatischer ausgemalte Szenen hinein. So bilden die Reden die Ausgangspunkte, um das historische Geschehen in Schlüsselsituationen anschaulich zu vergegenwärtigen.

Doch natürlich ist die so erzeugte Unmittelbarkeit Schein. Während die Erzählinstanz sich immer weiter aus der Geschichte zurückzuziehen, ja in den Reden ganz aus ihr zu verschwinden scheint, redigiert doch in Wirklichkeit sie diese Reden, kalkuliert sie ihren Einsatzort, gestaltet sie die Szenen, verbindet sie sie durch ihren Bericht. Die Erzählinstanz verschwindet nicht wirklich aus der Geschichte, sie ändert nur die Art ihrer Präsenz. Und da erweist sich die besondere Qualität des Textes daran, daß er auf diese Präsenz durch verschiedene Signale hinweist: Die erzeugte Unmittelbarkeit wird als Inszenierung kenntlich gemacht.

Dies geschieht etwa dadurch, daß lebhaft geschilderte Schlüsselszenen zugleich als „Gauckelspiel" (NA 17, 49, 59), „Aufzug" (NA 17, 59, 172), „Schwindel" (NA 17, 162), „Schauspiel" (NA 17, 171, 235, 255), „Possen-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

spiel" (NA 17, 174) oder „Komödien" (NA 17, 187) bezeichnet werden; leitmotivisch zieht die Theater-Metapher sich durch den gesamten Text.[44] Obwohl sie die dargestellten Szenen meint, kennzeichnet sie auch deren Darstellung. Indem sie das Trügerische der Wirklichkeit entlarvt, thematisiert sie wie im *Geisterseher* zugleich den Schein ihrer Nachbildung.

Weiterhin bleibt die Erzählinstanz in ihren Urteilen gegenwärtig. Mag sie auf Erörterungen, Reflexionen, Sentenzen und Figurenporträts immer mehr verzichten, schon durch ihre Wortwahl flicht sie auch in Bericht, Beschreibungen und selbst die szenischen Darstellungen emotionalisierende Wertungen ein. Sie bringt sich dadurch umso nachhaltiger in Erinnerung, als ihre Urteile oft von einem Extrem ins andere übergehen. Schon ihre Figuren malt sie, wie oben erwähnt, in changierenden Farben. Wenn sie über Karl V. und Philipp sagt: „Der erste war eine starker und aufgeklärter Geist, aber vielleicht ein desto schlimmerer Mensch; der zweite war ein beschränkter und schwacher Kopf, aber er war gerechter." (NA 17, 54), so fällt sie in der für sie typischen antithetischen Form zu jedem der beiden zwei gegenläufige Urteile. Von einem Halbsatz zum nächsten wechselt sie ihren Beurteilungsstandpunkt. Was am Maßstab intellektueller Bewußtheit gemessen als Vorzug erscheint, diskreditiert Karl moralisch; bei Philipp verhält es sich umgekehrt. Zwei Sätze weiter nimmt sie bereits einen dritten Beurteilungsstandpunkt ein:

> Was wir dem Karakter der Person zu Last legen, ist sehr oft das Gebrechen, die nothwendige Ausflucht der allgemeinen menschlichen Natur. Eine Monarchie von diesem Umfang war eine zu starke Versuchung für den menschlichen Stolz, und eine zu schwere Aufgabe für menschliche Kräfte. (NA 17, 55)

Von der moralisch bewerteten Person geht sie zur politischen Handlungsrolle über. Aber da gilt nun keineswegs, daß die Staatsräson die moralische Bewertung außer Kraft setzt, vielmehr bleiben beide gleichberechtigt in scharfer Gegensätzlichkeit nebeneinander stehen. Schließlich kommt als vierter Beurteilungsstandpunkt die Frage der politischen Legitimität hinzu:

> Karl der fünfte, der bei dieser großen Glaubenstrennung die Parthie genommen hatte, die ein Despot nicht verfehlen kann, setzte dem zunehmenden Strome der Neuerung die nachdrücklichsten Mittel entgegen. Zum Unglück für die verbesserte Religion war die politische Gerechtigkeit auf der Seite ihres Verfolgers. (NA 17, 43)

Machen Charakter und Staatsräson den Kaiser zum „Despoten", die „politische Gerechtigkeit" ist auf seiner Seite. Umgekehrt erscheint „die verbesserte Religion" als Ausdruck der Gewissensfreiheit natürlich, angemessen und ver-

44 Vgl. Osterkamp: Die Seele des historischen Subjekts, S. 164 FN 23. Statt, wie Osterkamp behauptet, „die komplexen geschichtlichen Abläufe einem ästhetischen Ordnungsmuster" zu unterwerfen, wird das Ordnungsmuster hier gekennzeichnet und zur Disposition gestellt. Seine Leistung besteht gerade darin, die Komplexität und Ambivalenz der Abläufe besser zum Ausdruck zu bringen als andere.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

nünftig, doch deshalb nicht minder „gesetzwidrig" (NA 17, 44). Wie die Staatsräson gegen die Moral steht das positive Recht gegen das Naturrecht; je nachdem welchen dieser Standpunkte die Erzählinstanz einnimmt, gelangt sie zu völlig verschiedenen Urteilen. Und noch einmal anders stellt sie ihre Akteure dar, wenn sie ihrer Neigung zu außergewöhnlichen Menschen und Situationen die Zügel schießen läßt.

Auf jedem einzelnen Standpunkt, den sie bezieht, urteilt sie so leidenschaftlich, daß damit stets auch eine entgegengesetzte Regung anklingt. Ihre Leidenschaft verrät Faszination, und Faszination ist immer doppelsinnig. Nirgendwo wird dies deutlicher als an den Punkten ihres größten Abscheus.

> Eine rohe zahlreiche Menge, zusammengejagt aus dem untersten Pöbel, viehisch durch viehische Behandlung, von Mordbefehlen, die in jeder Stadt auf sie lauren, von Gränze zu Gränze herumgescheucht, und bis zur Verzweiflung gehetzt, genöthigt ihre Andacht zu stehlen, ein allgemein geheiligtes Menschenrecht, gleich einem Werk der Finsterniß zu verheimlichen – vor ihren Augen vielleicht die stolz aufsteigenden Gotteshäuser der triumphierenden Kirche, wo ihre übermüthigen Brüder in bequemer und üppiger Andacht sich pflegen; sie selbst herausgedrängt aus den Mauern, vielleicht durch die schwächere Anzahl herausgedrängt, hier im wilden Wald, unter brennender Mittagshitze, in schimpflicher Heimlichkeit, dem nehmlichen Gott zu dienen – hinausgestoßen, aus der bürgerlichen Gesellschaft in den Stand der Natur, und in einem schrecklichen Augenblick an die Rechte dieses Standes erinnert! (NA 17, 199)

Superlativisch, soweit es nur geht, grenzt die Erzählinstanz sich vom „untersten Pöbel" ab – um im selben Atemzug seine „viehisch[e]" Erscheinung gegen die „viehische Behandlung" durch die Obrigkeit zu kehren. Sie fühlt sich ein, sie verwandelt den „Pöbel" in Leute, deren „Menschenrecht" verletzt wurde, in Menschen also, in „Brüder"; „hier [!] im wilden Wald" [der Niederlande!] steht sie dann mitten unter ihnen wie Karl Moor unter seinen Räubern, „hinausgestoßen, aus der bürgerlichen Gesellschaft in den Stand der Natur", Barbaren zwar, doch edle Wilde, Rousseau und das Naturrecht auf ihrer Seite. Innerhalb eines einzigen Satzes schlägt Abscheu in Identifikation um, bzw. überlagern sich beide wie in der Rede von der „Schandthat", „die nur in dem schlammichten Schoos einer verworfenen Pöbelseele empfangen werden konnte" (NA 17, 199): Die verunglückte Metapher zeigt, wieviel diese „Schandthat" für die Erzählinstanz mit Sexualität und Lust zu tun hat; im sadistischen Detailrealismus ihrer Schilderungen bleibt dies allen Verurteilungen zum Trotz spürbar.

In solch schillernden Wertungen kultiviert die Erzählinstanz die hohe Kunst äußerster Ambivalenz. So gegensätzlich und dabei so extrem wirken ihre wechselnden Urteile, daß sie dem Erzählten jede Eindeutigkeit nehmen. Mag ihre kleinbürgerliche Affektstruktur auch überall durchschlagen, Schillers Erzählinstanz ist auf keinen Standpunkt reduzierbar. Deshalb kann sie ständig neu, ständig anders urteilen, ohne das Urteil der Leser vorwegzunehmen. Gerade die unauflösbaren Widersprüche stacheln die Leser zur eigenen Ur-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

teilsbildung an. Inmitten von leidenschaftlicher Parteinahme entsteht eine eigene Art von Objektivität. Nicht die gelassene Objektivität des Irenikers, sondern die engagierte des Moralisten: Ohne von seinen Werten einen Deut abzugehen, weiß er um ihre Relativität und bezieht stets auch die Gegenposition ein. Statt sie zu verleugnen, holt er sie als notwendigen Gegenstandpunkt in seine Geschichte hinein, konfrontiert sich mit ihr in einem unauflöslichen Gegensatz. Es ist diese Art von Objektivität, die Schillers niederländische Geschichte ihrem Wesen nach dramatisch und rhetorisch macht.

So erweist sie sich im letzten als eine Parabel ohne Lehre, als Beispielerzählung für etwas, das nicht benannt werden kann. Denn Benennungen sind wie Urteile standortgebunden, interessegeleitet, verkürzt. Für den im Titel so auffällig vermiedenen Schlüsselbegriff des Texts wird dies auch explizit gemacht: „Ein Name entscheidet den ganzen Ausgang der Dinge. Man nannte Rebellion in Madrid, was in Brüssel nur eine gesetzliche Handlung hieß […]" (NA 17, 12, vgl. 180). Erst die Benennung „entscheidet den ganzen Ausgang der Dinge", erst die Benennung macht eine Handlung zu dem, als was sie nachträglich erscheint. „Die Rebellion schien anfangs selbst vor ihrem Namen zu zittern […]" (NA 17, 19), und diesen uneindeutigen Anfang erzählt Schiller, die Namensunsicherheit ist sein Thema. Wie der Adelsbund zunächst „um einen Namen der Brüderschaft verlegen" ist und dann den Ausdruck Geusen aufhascht, „der das Vermessene des Unternehmens in Demuth versteckte" (NA 17, 174), geht umgekehrt auch die Benennung durch den spanischen Staatsrat an der Wirklichkeit vorbei:

> Hier nun wurde das Betragen des niederländischen Adels von spanischen Augen beleuchtet; man verfolgte es Schritt vor Schritt bis zu seiner entlegensten Quelle; brachte Vorfälle mit einander in Zusammenhang, die nie keinen gehabt hatten, und einen reifen weitaussehenden Plan in Ereignisse, die der Augenblick gebohren. (NA 17, 195, vgl. 211–213)

Die Niederländer täuschen sich aufgrund ihrer Absichten über die Folgen ihres Tuns,[45] die Spanier gehen von den Folgen aus, denken teleologisch und täuschen sich deshalb nicht minder über Absichten und Zusammenspiel der Akteure.

Zwischen denselben Betrachtungsmöglichkeiten steht der Geschichtsschreiber. Begreift er die Geschichte als Weltgericht, so muß er die subjektiven Absichten der Handelnden mitberücksichtigen, erzählt er sie wie die Vorsehung von den Ergebnissen her, konstruiert er einen teleologischen Zusammenhang. In der Einleitung spricht Schiller das Problem an (NA 17, 11, 21): Statt es zu entscheiden, verlegt er die beiden Sehweisen in die Geschichte selbst, ordnet sie verschiedenen Akteuren zu und koppelt sie an deren Interessen. So relativiert er die ihm möglich scheinenden Ansichten der Geschichte,

45 Vgl. NA 17, 162, 182 f., 190 f., 218.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

problematisiert sie und hält sie in der Schwebe; die Entscheidung bleibt bei den Lesern. Wie er durch den leitmotivischen Theatervergleich auf das Scheinhafte der erreichten Erzählunmittelbarkeit hinweist, so durch die leitmotivische Namensfrage auf die Standortgebundenheit historischer Deutung.

Zuletzt sind es diese formalen Fragen, die Schillers niederländische Geschichte exemplifiziert: Sie führt vor, wie eine historische Erzählung auszusehen hat. Sie liefert die Probe aufs Exempel einer Darstellungsform, die sie reflektiert und durchsichtig macht. Sie will als Muster und durch ihre Reflektiertheit auch als Theorie dienen für eine in Deutschland neue Art des historiographischen Schreibens. Mit einem Hinweis auf diese darstellerische Vorbildlichkeit beschließt Schiller seine Vorrede:

> Meine Absicht bei diesem Versuche ist mehr als erreicht, wenn er *einen* Theil des lesenden Publikums von der Möglichkeit überführt, daß eine Geschichte historisch treu geschrieben seyn kann, ohne darum eine Geduldprobe für den Leser zu seyn, und wenn er einem andern das Geständniß abgewinnt, daß die Geschichte von einer verwandten Kunst etwas borgen kann, ohne deswegen nothwendig zum Roman zu werden. (NA 17, 9)

Damit ist die Kernfrage nach dem Status von Schillers niederländischer Geschichte gestellt. Schiller beantwortet sie an dieser Stelle negativ; offenbar fehlt ihm ein Begriff für das Eigentümliche seines Werks. Gegen zwei Textsorten grenzt er es ab. „Eine Geduldprobe für den Leser" sind die gelehrten Geschichtswerke, die in Deutschland vorherrschenden akademischen Gebrauchstexte, all die Handbücher und kritischen Studien und Vorlesungsleitfäden für den Schulgebrauch oder die esoterischen Interessen eines gelehrten Fachpublikums. Mit ihnen hat Schillers niederländische Geschichte nur gemein, daß sie „historisch treu geschrieben" ist, die historische Richtigkeit also. Die allerdings nimmt Schiller für sich in Anspruch. Ohne die geschichtswissenschaftliche Kritik zum Selbstzweck zu erheben, ohne ihre Ergebnisse zu sammeln oder mit ihr neue Tatsachen zu konstituieren, sollen ihre Grundforderungen in der niederländischen Geschichte erfüllt werden; die zeitgenössischen Rezensionen und Festers Studien bestätigen, daß das Werk diesen Anspruch tatsächlich einlöst, daß es dem wissenschaftlichen Standard seiner Zeit durchaus genügt.

Ein wissenschaftlicher Gebrauchstext ist es darum nicht. Schiller weiß das selbst;[46] sein Text bezeugt es durch den rhetorischen Stil, die Wendung an ein allgemeines Publikum, die zahllosen Werturteile und die einleitende Erörterung. Sie rücken Schiller in die Nähe der in Deutschland so raren geschichtsphilosophischen „Publicisten", etwa von der Art Montesquieus, dem Schiller sich zeitweise verwandt fühlt.[47] Doch unterscheidet ihn von deren geschichts-

46 Vgl. die brieflichen Äußerungen NA 25, 3, 30, 150, 154.

47 S. den Brief an Körner vom 12. Februar 1788 (NA 25, 16).

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

philosophischen Versuchen die Erzählunmittelbarkeit, die er im Hauptteil der niederländischen Geschichte kultiviert.

Diese Erzählunmittelbarkeit könnte das Werk, selbst wenn alle Aussagen darin geschichtswissenschaftlich belegbar sind, als Dichtung erscheinen lassen; deshalb grenzt Schiller es auch dagegen ab.[48] „Zum Roman" brauche es nicht „nothwendig" zu werden; aber die Gefahr, daß es sich dahin entwickelt, scheint doch groß zu sein. Schließlich borgt es sich wirklich etwas von der Dichtung, nämlich, wie in der Analyse gezeigt, zum einen die Notwendigkeit der Fabel, die die Einbildungskraft im Stoff entdeckt hat, zum anderen den Schein von Unmittelbarkeit in den szenischen Darstellungen. Deshalb trägt es auch einige Züge, die nach dem Maßstab der älteren, phänomenologischen Literaturtheorie fiktionale Texte anzeigen.[49] Beispielsweise geht die Erzählinstanz im Fortgang der niederländischen Geschichte dazu über, ihre Vermutungen über die inneren Vorgänge der Hauptfiguren nicht mehr in Form von Erörterungen darzubieten, sondern direkt zu erzählen oder gar als erlebte Rede darzustellen. Auch verwendet sie in ihren szenischen Darstellungen deiktische Adverben wie „jetzt", „hier", „gleich darauf", deren Referenzpunkt in der erzählten Szene liegt statt in der Erzählsituation. An solchen Stellen gerät der Status des Erzählten ins Flimmern: Ist es noch als Wirklichkeitsaussage auf das Erlebnis- oder Vorstellungsfeld eines realen Aussagesubjekts beziehbar (des Historikers Schiller), oder verselbständigt es sich mit dem Rückzug der Erzählinstanz hinter die Figuren zur Fiktion?

Auch nach den Maßstäben der neueren, kommunikationstheoretisch begründeten Fiktionalitätstheorie ist diese Frage nicht eindeutig zu beantworten.[50] Einerseits nimmt der Geschichtsschreiber Schiller durchaus die Verpflichtungen ernst, die ihm aus der Kommunikation mittels eines wissenschaftlich haltbar sein sollenden Textes erwachsen – läßt jede Aussage darin sich

48 Der „Theil des lesenden Publikums", dem Schiller dieses (Zu-) „Geständniß abgewinn[en]" will, wird z.B. durch Körner repräsentiert, läßt der doch nur die Alternative zwischen gelehrten und galant dichterischen Geschichtswerken zu. „Wird nicht jede Geschichte durch lebhafte Darstellung zum Roman?", fragt er Schiller in seinem Brief vom 4. Januar 1788 (NA 33 I, 163). Statt, wie Menzies behauptet, diese Ansicht zu übernehmen, trachtet Schiller danach, sie zu überwinden.

49 S. etwa Käte Hamburger: *Die Logik der Dichtung*. München ³1987. Zu den „Symptomen" des fiktionalen Erzählens dort S. 60–121.

50 S. z.B. Ulrich Keller: *Fiktionalität als literaturwissenschaftliche Kategorie* (= Germanisch-romanische Monatsschrift. Beiheft 2). Heidelberg 1980. Kellers Versuch, Fiktionalität im Rückgriff auf Adornos ästhetische Theorie erkenntniskritisch zu begründen, nämlich als „Idee eines anschauenden Verstandes, einer intellektuellen Anschauung, einer vernünftigen Imagination" (S. 19), umschreibt in verblüffender Ähnlichkeit Schillers Erkenntnisziel in der niederländischen Geschichte. Rückt diese damit ideell in den Bannkreis der Fiktion, so bleibt sie davon nach Kellers sprachhandlungstheoretischen Bestimmungen (S. 13–15) doch unterschieden.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

doch mit einigem guten Willen als Ergebnis verschwiegener Überlegungen und methodisch kontrollierter Mutmaßungen deuten. Die Erzählinstanz, von der bisher abwartend die Rede war, kann mit dem Autor Schiller identifiziert werden. Ihr Anspruch auf historische Richtigkeit wird dann von dem Historiker Schiller verantwortet, ihr Rückzug hinter die Figuren mit einer Erzählgewißheit erklärbar, die nicht auf Erfindung beruht, sondern auf Konstruktion.[51] Da Schiller seinen Gegenstand von Anfang an als „schnelle Wirkung [s]einer eigenen Vorstellungskraft" ausweist, da er ihn (etwa durch die Theater-Metapher) permanent als solche kennzeichnet, da er sich selbst durch seine Urteile immer wieder als subjektiven Bezugspunkt ins Spiel bringt, kann er darauf verzichten, die verschiedenen Bestandteile seines Materials auseinanderzuhalten: Verbürgtes Wissen, durch Interpretation gewonnene Zusammenhänge, psychologische Mutmaßungen und Konjekturen verschmilzt er zu einer Darstellung, die nur als Ganze Notwendigkeit gewinnt und deshalb absichtlich als Synthese auf die historische Wirklichkeit verweist. Andererseits ist die Erkenntnis der historischen Wirklichkeit für Schiller nicht das einzige noch auch das letzte Ziel, verwandelt er durch die niederländische Geschichte gerade die Kommunikationssituation, die im deutschen Sprachraum bis dahin für historiographische Werke galt, definiert er die Verpflichtungen durch sie um und überschreitet die bisherigen.

Überraschen kann diese Uneindeutigkeit nicht. Wie soll das Verhältnis der Textaussagen zur Wirklichkeit klar sein, wenn schon in Schillers Produktionstheorie die „schnelle Wirkung [s]einer eigenen Vorstellungskraft" und damit der Gegenstand seiner Geschichtsschreibung eher lose mit dem historisch Geschehenen vermittelt ist. Er bleibt an die Darstellung gebunden, *ist* wesentlich Darstellung, läßt sich in andere Darbietungsformen nur um den Preis übersetzen, daß seine Ambivalenz und Vielschichtigkeit verloren geht.[52]

51 Der Begriff ist hier durchaus idealistisch, wenn auch nicht streng im kantischen Sinne gebraucht. Er bezeichnet die Darstellung eines Gegenstands durch selbsttätige Hervorbringung einer ihm korrespondierenden Anschauung mit Hilfe der Einbildungskraft. Bei Kant ist damit zunächst die Darstellung von Begriffen gemeint und zwar durch die Erzeugung von ihnen korrespondierenden Anschauungen *a priori*. Nun stellt auch der „Abfall der vereinigten Niederlande von der spanischen Regierung" einen Begriff dar, keinen Allgemeinbegriff allerdings, sondern den eines besonderen, einmaligen Geschehens. Rein, d.h. *a priori* konstruieren läßt er sich deshalb nicht, nur innerhalb und aufgrund von empirischem Material kann die Konstruktion erfolgen. Dennoch handelt es sich ebenfalls um eine Konstruktion, da der Zusammenhang des Materials, die Synthese der mannigfaltigen empirischen Wahrnehmungen in diesen selbst nicht enthalten ist, vielmehr vom Geschichtsschreiber erst erbracht werden muß. Seine Konstruktion des historischen Gegenstands bleibt dem empirischen Material verpflichtet, fügt ihm aber schöpferisch etwas hinzu – gerade darin besteht seine Erkenntnisleistung.

52 In der Sprache der semiotischen Literaturtheorie kann man Schillers niederländische Geschichte als intransitiv bezeichnen, vgl. Gérard Genette: *Fiktion und Diktion*. Aus

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Doch ist er nicht darum schon Gegenstand eines „Romans", soll heißen Erfindung.

Die literarischen Elemente machen das Werk so wenig zur Dichtung, wie die historische Richtigkeit seiner Aussagen ihm den Status einer wissenschaftlichen Arbeit verleiht. Vielmehr begründet es zwischen diesen Extremen ein in Deutschland so vorher nicht vorhandenes Drittes. Um dieses Dritte positiv zu bestimmen, braucht man nur auf die Elemente des Werks zu verweisen, die weder im Begriff der Dichtung noch in dem der gelehrten Gebrauchsliteratur aufgehen: auf die Reflexionen, die Reden, die stachelnde Rhetorik, die Wendung an die Allgemeinheit. Was am Beispiel der Reden schon deutlich wurde, gilt für jedes andere dieser Elemente auch – sie ordnen die niederländische Geschichte der rhetorisch-literarischen Geschichtsschreibung zu.

Über drei Gruppen von Vorbildern findet Schiller zu dieser Form. Da sind einmal die englischen und französischen Geschichtsschreiber seiner Gegenwart wie Voltaire, Robertson oder Watson, von dessen „vortreflicher Beschreibung" der niederländischen Geschichte Schiller seinen Ausgang nimmt (NA 17, 7). Trotz eines unverkennbaren Gelehrtenehrgeizes gerade bei Watson gehören diese Werke einer außerakademischen allgemeinen literarischen Kultur an, der die Geschichtsschreibung in Frankreich und England auch am Ende des 18. Jahrhunderts noch selbstverständlich zugerechnet wird.

Einer zweiten Gruppe von Vorbildern ist Schiller durch die Arbeit an der niederländischen Geschichte begegnet, schöpft er sie doch im wesentlichen aus den Quellenschriftstellern des 17. Jahrhunderts, aus Bentivoglio, Burgundius und Strada, aus De Thou und Hugo Grotius. In ihnen trifft er einige hervorragende Vertreter, nicht nur des blühenden niederländischen, sondern auch des französischen und italienischen Humanismus und seiner Geschichtsschreibung. Mit diesen Meisterwerken humanistischer Historiographie setzt Schiller sich auseinander, während er sein eigenes Geschichtswerk formt.

dem Französischen v. Heinz Jatho. München 1992, S. 36 mit Fußnote 1. Das ordnet sie dann doch dem ästhetischen Bereich zu: nicht als fiktionale, wohl aber als literarische Darstellung, deren Sinn von ihrer spezifischen sprachlichen Form nicht zu trennen ist. Zusammen mit der Poesie bezeichnet Genette solch nicht-fiktionale, intransitive Prosa als „Diktion"; ausdrücklich zählt er dieser „das sehr beträchtliche Feld" der Geschichtsschreibung, Redekunst, des Essais und der Autobiographie zu, das aus den essentialistischen Literaturtheorien herausfällt, obwohl es kanonisiert ist und wie schöne Literatur behandelt wird (a.a.O., S. 26). Anders als Genette annimmt, erfolgt diese Kanonisierung zumindest im Fall von Schillers Geschichtsschreibung nicht von außen, beruht sie nicht bloß auf konditionalen Literaturtheorien und „ästhetische[r] Vereinnahmung" (S. 29). Vielmehr ist Schillers niederländische Geschichte bewußt als Werk angelegt, hat sie „intentional ästhetischen Charakter", gehört sie „nicht nur der ästhetischen, sondern (enger noch) der artistischen Kategorie an" (S. 39). Sie soll ein Kunstwerk sein, aber kein fiktionales. Mit Hilfe von Genettes Begriffen läßt sich dies ohne Verwischung der Unterschiede ausdrücken.)

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Das dritte Vorbild schließlich braucht Schiller nicht erst durch die niederländischen Humanisten vermittelt zu werden, er dürfte es schon auf der Schule gelesen haben. Es handelt sich um den Klassiker der antiken Historiographie, den Schiller bei sich nicht umsonst so ausführlich zu Wort kommen läßt (NA 17, 22–24), um Tacitus. Mit ihm teilt Schiller die Kunst der Massenschilderung, überhaupt die Faszination an unberechenbaren Volksmengen und ihrem Einfluß auf geschichtliche Entscheidungen. Mit ihm teilt Schiller den dramatisierenden Einsatz der Reden, der ihn von der Prunkrhetorik der ciceronianischen Humanisten unterscheidet.[53] Vor allem aber teilt er mit Tacitus das moralische Engagement, die leidenschaftliche Beurteilung und die davon nicht im geringsten getrübte Objektivität.

An diese Vorbilder schließt Schiller an. In einer Art nachholender Literarisierung begründet er die eigentliche, die rhetorisch-literarische Geschichtsschreibung in Deutschland neu. Gehört in Frankreich und England, wo der Humanismus an den Höfen zu einer volkssprachigen literarischen Adelskultur ausgeformt wurde, die Geschichtsschreibung schon seit dem 16. Jahrhundert dieser literarischen Kultur zu, so holt in Deutschland erst Schiller sie in die Literatur – wohlgemerkt: nicht in die Dichtung – ein. Zweihundert Jahre lang haben Glaubensspaltung, Kleinstaaterei und Dreißigjähriger Krieg hier die Entstehung einer allgemeinen literarischen Kultur verzögert; zweihundert Jahre später als bei den europäischen Nachbarn erreicht in Deutschland die Geschichtsschreibung den Eintritt in die allgemeine literarische Kultur.

Deshalb kann Schiller, so sehr er sich auch an der alten, rhetorisch-literarischen Geschichtsschreibung anderer Länder und Epochen orientieren mag, sie nicht einfach übernehmen; zu weit sind ihre Voraussetzungen durch die Verbreitung von Überresten, durch den Pyrrhonismus und die aufklärerische Geschichtskritik schon unterhöhlt. Er vollzieht eine echte Neubegründung: Indem er zur eigentlichen Geschichtsschreibung nach dem Vorbild der *historia perpetua* findet, erneuert er jede ihrer Kategorien. Die Befragung der Augenzeugen und das Prinzip der Autopsie ersetzt er durch die quellenkundige faktengesättigte Einbildungskraft des Historikers, äußere Anschauung durch innere, die Geschichtsschreibung wird verinnerlicht und subjektiviert. Nicht braucht es noch Weltmänner, um sie zu schreiben, jetzt können spezialisierte Literaten ihre Erfahrungsarmut damit kompensieren.

Dadurch wird ein ähnlich vergegenwärtigendes Erzählen möglich wie in den klassischen Vorbildern, ein Erzählen, das mit der Fessel der Autopsie auch die Beschränkung auf das Jüngstvergangene abstreift, also völlig anderen Bedingungen unterliegt und einen völlig neuen Status annimmt.

Statt ein Geschehensprotokoll an die Nachwelt zu überliefern, soll Schillers Geschichtsschreibung ein „schöne[s] Denkmal […] vor der Welt“ auf-

53 Fester: Vorstudien, S. 106–108.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

stellen und ein „unverwerfliches Beispiel" geben (NA 17, 10). Auch sie erhebt also, anders als die historische Gebrauchsliteratur, einen Ewigkeitsanspruch. Doch gründet sie ihn nicht mehr wie einst die *historia perpetua* auf ihren Quellenwert, sondern – wie die Untersuchungen zum Beispielcharakter des Texts zeigen – auf die Mustergültigkeit und Reflektiertheit der Darstellung.

In Gegenstand, Form und Status der Geschichtsschreibung zeigt sich dieselbe Tendenz. Schillers Neugründung entfernt sie vom realen historischen Geschehen weit mehr, als das bei seinen Vorbildern der Fall ist; der nachholenden Literarisierung bleibt anzumerken, daß ein Literat sie ins Werk setzt, nicht ein Weltmann. Aber sie gibt der noch jungen deutschen Öffentlichkeit – einer allgemeinen Öffentlichkeit, deutschsprachig, kulturnational, literarisch sich verständigend – eine Geschichtsschreibung. Die Bildung dieser Öffentlichkeit zu befördern, die prekäre Kulturnation in ihrer „Einheit" [!], ihrem Zusammenhalt zu stärken, ist der politische Zündfunke von Schillers Geschichtswerk. Er literarisiert die Historie, weil er dieses kulturpolitische Anliegen mit ihr verfolgt. Er gibt ihr eine kulturnationale Funktion, die sie nur als literarische, nur wenn sie auf die Allgemeinheit wirkt, wahrnehmen kann, daher die Rhetorik, der Parabelcharakter, die Moralität seiner Geschichtsschreibung. Schillers kulturpolitisches Engagement führt die Historie aus dem akademischen Ghetto vor die Augen der Nation.

Natürlich ist Schiller nicht der einzige, der aus diesem kulturpolitischen Anliegen heraus eine literarische Geschichtsschreibung in Deutschland begründet. Er ist nur der bekannteste Vertreter einer heute selbst von Historiographiehistorikern vernachlässigten oder vergessenen Geschichtsschreiber-Generation. Johannes von Müller,[54] Spittler, Woltmann und Raumer, um nur diese zu nennen, verfolgten ähnliche Anliegen wie Schiller und verhalfen der Geschichtsschreibung dabei zu einem literarischen Gewicht, das kein Aufklärungshistoriker ihr jemals zu verschaffen vermocht hatte. Damit machten sie die spätere Breitenwirkung der Historisten erst möglich.

Ihr Fall zeigt, wie blind eine Historiographiegeschichte wird, die sich auf das fragwürdige Kriterium der „Verwissenschaftlichung" borniert. Weder die Aufklärungshistoriker noch die Historisten verhalfen der deutschen Geschichtsschreibung zum Anschluß an den europäischen Standard, sondern Schiller und die genannten romantischen Historiker; ihre Erzählungen werden als erste deutsche Geschichtswerke in andere Sprachen übersetzt und im Ausland rezipiert. Obwohl am Maßstab der Verwissenschaftlichung nicht meßbar, be-

54 Vgl. Michael Gottlob: Friedrich Schiller und Johannes Müller. In: *Schiller als Historiker*, S. 309–333. Gottlobs Überlegungen könnten durch einen genauen Vergleich der tatsächlichen Erzählverfahren bei beiden Geschichtsschreibern noch erheblich weitergeführt werden.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

deutet die Literarisierung der Historie in Deutschland einen entscheidenden Fortschritt. Sie bringt zum Ausdruck, daß die Fragestellungen der Historiker sich wandelten. Erst nachdem es in Deutschland eine literarische Geschichtsschreibung gab, erst nachdem die Historiker gelernt hatten, Fragen von allgemeinem Interesse zu stellen und ihre Antworten für die Allgemeinheit zu erzählen, wurde der Historismus möglich. Nicht zuletzt Schiller hat ihm den Weg gebahnt.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

III. DER GESCHICHTSROMAN VON WIELAND BIS ARNIM

Während die Historie deutscher Sprache Literatur wird, entdeckt die schöne Literatur das Historische. Immer mehr Dramen und Romane über geschichtliche Stoffe entstehen: Ab etwa 1785 steigt ihr Anteil an der insgesamt wachsenden Belletristik deutlich an. Vor allem die neue Unterhaltungsliteratur trägt zu dieser quantitativen Gewichtszunahme bei.[1] Aber auch qualitativ gewinnt die Beschäftigung mit dem Historischen in der schönen Literatur neue Bedeutung. Das zeigt sich nicht so sehr in Epos und Drama, wo immer schon geschichtliche Stoffe behandelt wurden, als vielmehr in der Erzählliteratur. Wieder ist es nicht zuletzt Schiller, der erkennt, wie zukunftsträchtig dieses Feld ist, wieder kann er mit eigenen Überlegungen und Versuchen als Gewährsmann für eine allgemeine Tendenz einstehen.

Schon im Untertitel seiner ersten, 1782 erschienenen Erzählung betont er, das erzählte Geschehen stamme „aus der neusten Geschichte", soll heißen: „Gegenwärtige Anekdote [...] hat ein unabstreitbares Verdienst – sie ist *wahr*."

1 Nach den Leipziger Ostermeßkatalogen, die keineswegs die gesamte Buchproduktion verzeichnen, wächst die Zahl der in Norddeutschland überregional gehandelten Neuerscheinungen von 755 im Jahr 1740 über 999 im Jahr 1770 auf 2569 im Jahr 1800. Davon stellen die schönen Wissenschaften und Künste zusammen 1740 gerade 5,83%, 1770 sind es 16,43% und 1800 dann schon 21,45%. Vor allem erzählende Werke haben Konjunktur: Machen sie 1740 mit 20 Titeln nur 2,65% aller verzeichneten Neuerscheinungen aus, so sind es 1770 46 Titel (4,02%) und 1800 bereits 300 Titel (oder 11,68%), s. Rudolf Jentzsch: *Der deutsch-lateinische Büchermarkt nach den Leipziger Ostermeß-Katalogen von 1740, 1770 und 1800 in seiner Gliederung und Wandlung*. Leipzig 1912.
Leider ist die belletristische Buchproduktion des ausgehenden 18. Jahrhunderts bibliographisch bisher unzureichend erfaßt und nicht im einzelnen aufgeschlüsselt (Vorarbeiten dazu s.u. Fußnote 44). Doch zeigen die einschlägigen Romanverzeichnisse an, wie schnell die Literatur über historische Stoffe die anderen Sparten überflügelt. Der Literarhistoriker Christian Heinrich Schmid hat diese Entwicklung in zwei zeitgenössischen Bibliographien registriert: Verzeichniß der poetischen (epischen, romantischen, dramatischen, lyrischen) Werke in deutscher Sprache, die sich auf deutsche Nationalgeschichte und Sagen gründen, oder doch im Kostume altdeutscher Sitten gedichtet sind. In: *Journal von und für Deutschland* 9 (1792) Bd. 1, S. 553–571. [Ders.:] Ueber die verschiedenen deutschen Gedichte, die sich auf die Geschichte von Hermann oder Arminius gründen. In: ebd. S. 765–775. Ergänzt werden diese Bibliographien durch das anonym erstellte: Verzeichniß verschiedener Erzählungen und Dialogen Deutscher Schriftsteller, die sich auf das griechische und römische Alterthum beziehn, oder doch in dem Kostume desselben gedichtet, und seit der Jahr 1753 erschienen sind. In: *Deutsche Monatsschrift* [Berlin] (1793) Bd. 2, S. 248–256.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

(NA 16, 3). Nur die Wahrheit des tatsächlich Geschehenen soll den Leser erwärmen, nur sie ihn rüsten können für die „Existenz in der wirklichen" Welt. Denn darum, behauptet Schiller, gehe es ihm. Die Prosaerzählung ziele auf Wirkung „fürs praktische Leben", sei es, indem sie durch rührende Beispiele zur Nachahmung mitreißt, sei es, indem sie dem „Menschenforscher [...] Erfahrung" für eine „Seelenlehre" bereitstellt, die er „für das sittliche Leben verarbeiten" kann (NA 16, 7). Auf Erfahrung, auf Wirklichkeit müsse das Erzählte gegründet sein, nicht wie „Schauspiele und Romanen" bloß auf die Phantasie des Erzählers. Diese entzündeten auch im Leser nur wieder die Phantasie, gaukelten ihm eine „gekünstelte Existenz in einer idealischen Welt" vor und untergrüben „unsre Existenz in der wirklichen" (NA 16, 3).

Der junge Schiller folgt hier den vorgezeichneten Bahnen der aufklärerischen Romanpoetik. In demselben Atemzug, mit dem die Aufklärer den Roman als Phantasieprodukt brandmarken und seine Lektüre verteufeln, nehmen sie bestimmte (die eigenen) Erzählungen davon aus, weil diese und nur diese, auf Erfahrung und Wahrheit gegründet, praktischen Informationswert und moralischen Nutzen besäßen. Immer aufs neue beruhigen sie in Vorreden und Einleitungsabschnitten das schlechte Gewissen der Leser – noch ist die allein genossene Erzählfiktion für den Bürger des ausgehenden 18. Jahrhunderts eine anrüchige Erfahrung.

Ihre Rechtfertigung erfolgt mit Hilfe der Geschichte. Schiller beruft sich auf sie als Inbegriff des faktisch Wahren, des tatsächlich Geschehenen. Nicht die Vergangenheit im Gegensatz zur Gegenwart ist gemeint, sondern die Wirklichkeit im Gegensatz zur Phantasie. Nicht ihrer zeitlichen Bedeutung wegen hält die Geschichte Einzug in die poetologische Diskussion, sondern ihrer ontologischen wegen: Sie repräsentiert jenen strengen Wirklichkeitsbezug, der allein die Prosaerzählung legitimieren zu können scheint. Sie beglaubigt eine Erzählfiktion, die Fiktion, Phantasieprodukt, Erfindung nicht sein darf. Hatte man ihr die Phantasterei erst einmal ausgetrieben, dann konnte die Prosaerzählung der „historischen Schreibart" zugerechnet werden.[2] Dann glich

2 Der Terminus gehörte im ausgehenden 18. Jahrhundert zum festen Bestand der rhetorischen Theorie. Er bezeichnete einen Vortrag, der „Handlungen und Begebenheiten zum Gegenstande hat, und dieselben nicht sowohl umständlich untersucht und erörtert, als vielmehr bloß, nach der Beschaffenheit ihres Verlaufs und nach ihren einzelnen Umständen, berichtet und erzählt." Johann Joachim Eschenburg: *Entwurf einer Theorie und Literatur der schönen Wissenschaften* (1783). Hier zitiert nach der Ausgabe Berlin 1794, S. 326. Für diese Schreibart konnte auch der aus der Geschichtstheorie bekannte Begriff „pragmatisch" eingesetzt werden (s. dazu oben S. 35 f.). So kennzeichnet z.B. Eschenburg Romane als „pragmatische Geschichtserzählungen" (a.a.O., S. 218), entwickelt Johann Jakob Engel 1774 seine Poetologie der Handlung am Beispiel des pragmatischen Geschichtsschreibers – die Romantheorie wurde an der Geschichtstheorie orientiert (Johann Jakob Engel: Über Handlung, Gespräch und Erzählung. In: *Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste* 16 (1774) Zweytes Stück,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

sie sich dem ihr verordneten Vorbild, der Historie, unter Umständen so weit an, daß daraus ganz neue Fragen der Unterscheidung und Rangfolge erwuchsen.

So erklärt sich, daß Schiller den Romanschreiber näher beim Historiker stehen sieht als beim Dichter,[3] so erklärt sich auch, daß er in der Einleitung zum *Verbrecher aus Infamie* (1786 erstmals gedruckt) – ebenfalls „eine wahre Geschichte", wie der Untertitel behauptet – die Poetik seiner Erzählungen in Auseinandersetzung mit der Geschichtsschreibung bestimmt.

Die Historie als *magistra vitae* bietet ihm auch dort das Modell einer Erzählprosa, die, tatsächliche Begebenheiten behandelnd, auf Wirkung in „das bürgerliche Leben" zielt (NA 16, 8). Ein untüchtiges Modell allerdings. Denn die Wirkung einer Erzählung beruht, wie Schiller jetzt erkennt, keineswegs auf ihrer Tatsachentreue allein. Sie hänge auch von der „Behandlung der Geschichte" ab, und darin lasse die Historie zu wünschen übrig:

> Zwischen der heftigen Gemütsbewegung des handelnden Menschen und der ruhigen Stimmung des Lesers, welchem diese Handlung vorgelegt wird, herrscht ein so widri-

S. 177–256. Wieder als separater Faksimiledruck hrsg. v. Ernst Theodor Voss. Stuttgart 1964; s. auch im Nachwort des Herausgebers S. 94*–98*).
Vgl. dazu Georg Jäger: *Empfindsamkeit und Roman. Wortgeschichte, Theorie und Kritik im 18. und frühen 19. Jahrhundert* (= Studien zur Poetik und Geschichte der Literatur. 11). Stuttgart, Berlin, Köln, Mainz 1969, S. 114–126 und Werner Hahl: *Reflexion und Erzählung. Ein Problem der Romantheorie von der Spätaufklärung bis zum programmatischen Realismus* (= Studien zur Poetik und Geschichte der Literatur. 18). Stuttgart, Berlin, Köln, Mainz 1971, S. 43 ff. Gegen Jägers These von einer Übernahme hat sich Wilhelm Voßkamp ausgesprochen: *Romantheorie in Deutschland. Von Martin Opitz bis Friedrich von Blanckenburg* (= Germanistische Abhandlungen. 40). Stuttgart 1973, S. 124 ff. Er sieht in der beschriebenen Annäherung eine Parallelerscheinung: die gemeinsame Ausrichtung von Geschichtsschreibung und Roman auf ein lebenspraktisches Interesse des aufgeklärten Publikums an pragmatischen, d.h. lebendigen, einen Zusammenhang herstellenden und dabei nützlichen Erzählungen. Im Anschluß an Jörg Schönert wird der pragmatische Roman seit geraumer Zeit zum Idealtypus des spätaufklärerischen Romans schlechthin erklärt, so z.B. von Manfred Engel: *Der Roman der Goethezeit, Bd. 1: Anfänge in Klassik und Frühromantik: Transzendentale Geschichten* (= Germanistische Abhandlungen. 71). Stuttgart, Weimar 1993, S. 98–102, 131 und von Jutta Heinz: *Wissen vom Menschen und Erzählen vom Einzelfall. Untersuchungen zum anthropologischen Roman der Spätaufklärung* (= Quellen und Forschungen zur Literatur- und Kunstgeschichte. 6 (240)). Berlin, New York 1996.

3 Hinter den er ihn, sobald es um den künstlerischen Rang geht, prompt als bloßen „Halbbruder" zurücksetzt (NA 20, 462). Unter umgekehrten Vorzeichen gebraucht das Bild von den Halbbrüdern bereits Johann Heinrich Faber: *Anfangsgründe der schönen Wissenschaften*. Mainz 1767. Er nämlich bezeichnet die Romane als „unächte Brüder der Geschichte, die aber oft mehr Verstand, Anmuth und Naturgaben besitzen als die rechtmäßigen […] Je näher also die Schreibart in Romanen der historischen kömmt, desto schöner ist sie und sie bleibt darum doch aller Schönheit fähig, die ein geläuterter Witz und eine feine Sprache wohl ausgearbeiteten Schriften geben." (a.a.O., S. 871).

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

> ger Kontrast, liegt ein so breiter Zwischenraum, daß es dem letztern schwer, ja unmöglich wird, einen Zusammenhang nur zu ahnden. Es bleibt eine Lücke zwischen dem historischen Subjekt und dem Leser, die alle Möglichkeit einer Vergleichung oder Anwendung abschneidet […]. (NA 16, 8)

Die Historie verfehle „ihren großen Endzweck": die „Belehrung", solange sie diese Lücke nicht zu schließen verstehe, solange sie nicht (der rhetorischen Tradition folgend) den Leser zur „heftigen Gemütsbewegung des handelnden Menschen" erhitze bzw. (neueren poetologischen Ideen entsprechend) analytisch, den Helden in der noch kalten, „ruhigen Stimmung" seines Denkens aufsuche. Ersteres, das Programm einer rhetorisch aufrüttelnden, galanten Geschichtsschreibung, weist Schiller hier als „Grenzverletzung" des Historikers zurück, letzteres erklärt er zur Aufgabe seiner Erzählprosa:

> Der Held muß kalt werden wie der Leser, oder, was hier ebensoviel sagt, wir müssen mit ihm bekannt werden, eh' er handelt; wir müssen ihn seine Handlung nicht bloß *vollbringen*, sondern auch *wollen* sehen. An seinen Gedanken liegt uns unendlich mehr als an seinen Taten, und noch weit mehr an den Quellen seiner Gedanken als an den Folgen seiner Taten. (NA 16, 8 f.)

Es ist das gängige Programm einer pragmatisch-psychologischen „Behandlungsart der Geschichte", auf das Schiller in dieser Passage zurückgreift. Danach soll unter der sichtbaren eine heimliche Geschichte aufgedeckt, sollen die Handlungen auf ihre verborgenen Motive zurückgeführt werden, soll der Erzähler zeigen, wie zwischen „der *unveränderlichen* Struktur der menschlichen Seele" und „den *veränderlichen* Bedingungen, welche sie von außen" bestimmen, die verborgenen Handlungsantriebe entstehen (NA 16, 9).

Es bleibe dahingestellt, ob auch nur die so eingeleitete Erzählung diesem Programm wirklich folgt; als Geschichtsschreiber jedenfalls hat Schiller sich wenig später um die vermeintliche Alternative zwischen pragmatisch-psychologischer und rhetorischer Historie nicht weiter gekümmert. Hier kommt es auf die Folge an, die sich aus Schillers poetologischem Programm ergibt: Die Prosaerzählung rückt in direkte Konkurrenz mit der Geschichtsschreibung. Nicht nur sollen sich beide den gleichen Stoff: das tatsächlich Geschehene, seine Ausführung und Motivation teilen, sie wetteifern dabei auch um die größere Wirkung auf den Leser. Schien die Prosaerzählung sich eben noch, weil sie Fiktion nicht sein darf, demütig an die Geschichtsschreibung anzulehnen, so spielt sie nun all ihre Mittel aus, um die Historie auf deren eigenem Gebiet zu übertrumpfen.

In Schillers Erzählungen ergeben sich daraus keine ästhetischen Konsequenzen. Da ihnen Sensationsstoffe „aus der neusten Geschichte" zugrunde liegen, die zumindest einem Teil der Leser bekannt sein mußten, kann Schiller sich mit der Beteuerung begnügen, es handle sich um „wahre" Geschichten. Die Ausrichtung auf das tatsächlich Geschehene bleibt ästhetisch folgenlos, weil dessen Faktizität scheinbar nicht in Frage steht. Anders verhält es

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

sich, sobald die Wirklichkeit des Erzählten erst erwiesen werden muß. Die Erzählung kann sich dann nicht mehr auf Geschichte als ein bekanntes Geschehen beziehen, sie muß sich auf Geschichte als indirektes Wissen über Geschehenes beziehen, auf Geschichte als Wissenschaft also. Daraus ergeben sich Fragen, die bereits der erste große Roman der deutschen Literatur „für den denkenden Kopf, von klassischem Geschmacke" gestaltet.[4] Auch ihn kennzeichnet, daß er kein Roman sein soll. Denn ein Roman ist, wie Adelung 1777 definiert,

> im weitesten Verstande, eine jede erdichtete, wunderbare Geschichte [...] Im engsten Verstande ist der Roman, eine wunderbare, oder mit Verwirrungen durchwebte Liebesgeschichte, welche Verwirrungen oder Wunderbares einen Roman in allen Bedeutungen, so wohl von einer Erzählung, als auch von einer andern erdichteten Geschichte unterscheiden.[5]

Ähnlich umschreibt Sulzer im gleichen Jahr das Romanhafte als dasjenige,

> was in dem Inhalt, Ton oder Ausdruk den Charakter hat, der in den ehemaligen Romanen herrschend war wie das Abentheuerliche, Verstiegene in Handlungen, in Begebenheiten und in den Empfindungen. Das Natürliche ist ohngefähr gerade das Entgegengesetzte des Romanhaften.[6]

Dagegen tritt Wieland mit seiner zweimal umgearbeiteten *Geschichte des Agathon* (1766/67, 1773, 1794) auf. Sorgfältig meidet er in den programmatischen Vorreden den Ausdruck Roman, entschieden nimmt er für sein Werk in Anspruch, daß darin

> alles mit dem Laufe der Welt übereinstimme, daß die Charakter nicht willkürlich, und bloß nach der Phantasie, oder den Absichten des Verfassers gebildet, sondern aus dem unerschöpflichen Vorrat der Natur selbst hergenommen; [...] auch der eigene Charakter des Landes, des Orts, der Zeit, in welche die Geschichte gesetzt wird, niemal aus den Augen gesetzt; und also alles so gedichtet sei, daß kein hinlänglicher Grund angegeben werden könne, warum es nicht eben so wie es erzählt wird, hätte geschehen können oder noch einmal wirklich geschehen werde.[7]

4 Das bekannte Lob stammt von Lessing: Hamburgische Dramaturgie, 69. Stück. In ders.: *Werke*, Bd. 4, S. 555.

5 Johann Christoph Adelung: *Versuch eines vollständigen grammatisch-kritischen Wörterbuches der Hochdeutschen Mundart, mit beständiger Vergleichung der übrigen Mundarten, besonders aber der Oberdeutschen*, 5 Thle. Leipzig 1774–1786, hier: Theil 3, Leipzig 1777, Sp. 1475.

6 Johann Georg Sulzer: *Allgemeine Theorie der Schönen Künste, in einzeln, nach alphabetischer Ordnung der Kunstwörter auf einander folgenden Artickeln abgehandelt*, 2 Thle. Biel 1777, Theil 2, S. 543 f.

7 Christoph Martin Wieland: *Geschichte des Agathon*. Hrsg. v. Klaus Manger (= Werke in zwölf Bänden. 3). Frankfurt 1986, S. 11 f. Die folgenden Seitenzahlen im Text beziehen sich auf diese Ausgabe. – Die hier skizzierten unterschiedlichen Auffassungen des Romans kennzeichnet ausführlich Ernst Weber: *Die poetologische Selbstreflexion im deutschen Roman des 18. Jahrhunderts. Zu Theorie und Praxis von ‚Roman', ‚Histo-*

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Dafür hofft er,

> von den Kennern der menschlichen Natur das Zeugnis zu erhalten, daß sein Buch (ob es gleich in einem andern Sinn unter die Werke der Einbildungskraft gehört) des *Namens einer Geschichte* nicht unwürdig sei. (574)

Wieder wird gegen den verpönten Roman die Geschichte ins Feld geführt, wieder der Wirklichkeitsbezug gegen die reine Fiktion. Ja, Wieland geht noch einen Schritt weiter. Er beläßt es nicht bei bloßen Beteuerungen, er beglaubigt den Wirklichkeitsbezug seines Werkes auch. So breitet er in der Einleitung zur zweiten Ausgabe von 1773 seine historischen Quellen aus, so zitiert er beim Erzählen in Fußnoten historiographische Literatur. Das Geschichtliche, auf das er sein Werk bezieht, macht er durch Beglaubigungsformen der Geschichtswissenschaft sichtbar.

Doch ist das nur der eine Grund, warum Wieland sein Werk Geschichte nennt. Aus den zitierten Passagen geht hervor, daß er diesen Titel von den „Kennern der menschlichen Natur" zu bekommen hofft, nicht von denen der Historie, daß er sein Buch „in einem andern Sinn" doch „unter die Werke der Einbildungskraft" rechnet, ja, daß er nur den „eigene[n] Charakter des Landes, des Orts, der Zeit, in welche die Geschichte gesetzt wird", ihren Hintergrund also, aus der Historie bezieht, während sie selbst, die Handlung im Vordergrund, „gedichtet" ist. Der *„Nam[e] einer Geschichte"* meint also nicht nur *historia*, sondern auch *fabula*: Sie ist erfunden, und in jedem seiner Sätze bekennt Wieland sich dazu. Aber sie soll eben nicht „bloß nach der Phantasie" erfunden sein, nicht wunderbar und verwirrt wie in den bisherigen Romanen, sondern „dem Laufe der Welt" und der menschlichen Natur gemäß. Wieland tastet hier nach einer neuen, viel radikaleren Rechtfertigung der Erzählfiktion, als die Berufung auf das tatsächlich Geschehene sie leistet. Da er aber auch auf diese nicht verzichtet, geraten beide in der *Geschichte des Agathon* miteinander in Konflikt. Vom Titel an ist die Spannung zwischen *historia* und *fabula* Thema des Romans.

Agathon, das weiß der klassisch gebildete Leser, wird in Platons Dialogen erwähnt. Erscheint er dort als historische Person, so weist sein Name ihn

rie' und pragmatischem Roman (= Studien zur Poetik und Geschichte der Literatur. 34). Stuttgart, Berlin, Köln, Mainz 1974. Ausgehend von poetologischen Aussagen in den Romanvorreden unterscheidet Weber zwei Grundtypen des deutschen Romans im 18. Jahrhundert: den Typus „Roman" (phantastische Liebesgeschichte mit verwickelter, offenkundig erfundener Handlung) und den Typus „Historie" (betont tatsachentreue Lebensgeschichte oder Erfahrungsbericht mit vorgeblich schlichter, unmittelbar, in „natürlicher" Reihenfolge erzählter Handlung); bei letzterem gäben die Erzähler sich oft als Geschichtschreiber aus und gebrauchten Beglaubigungsformen der Historie. Der ab 1760 aufkommende „pragmatische Roman" wird von Weber als Synthese aus diesen beiden Grundtypen gedeutet. Wie oben gezeigt werden wird, sind in Wielands *Agathon* die Merkmale des Typus „Historie" durch die des pragmatischen Romans überwölbt.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

zugleich als Programmfigur aus.[8] Ebenso verhalten sich der Untertitel des Romans („aus einer alten griechischen Handschrift") und der erste Satz der Vorrede:

> Der Herausgeber der gegenwärtigen Geschichte siehet so wenig Wahrscheinlichkeit vor sich, das Publicum überreden zu können, daß sie in der Tat aus einem alten Griechischen Manuskript gezogen sei; daß er am besten zu tun glaubt, über diesen Punkt gar nichts zu sagen, und dem Leser zu überlassen, davon zu denken, was er will. (11)

Während der Erzähler, als Herausgeber auftretend, den historischen Bezug noch zu bekräftigen scheint, ironisiert er ihn bereits und kennzeichnet ihn als Fiktion. Auch das Erfundene wird also durch eine Aussageform der Historie (den Herausgeberbericht) eingeführt – wobei es die vermeintliche Quellenedition jedoch in einen Gestus, ein Spiel verwandelt. Scheint die Historie die Erzählfiktion eben noch beglaubigen zu sollen, so verkehrt der Text die Beglaubigung auf einmal selbst in Fiktion. Statt als Gegensatz zur Erfindung gebraucht Wieland die historiographischen Beglaubigungen „in die Erdichtung eingewebt" als deren Teil (573). Sie bringen ein literarisches Spiel in Gang, das nicht nur die Aussageebenen des Textes in verschiedene Vorreden, Buch- und Kapitelüberschriften, die eigentliche Erzählung und die erläuternden Fußnoten vervielfältigt, sondern auch die Instanz des Aussagenden: Gibt er sich im Vorbericht zur ersten Ausgabe als Herausgeber aus, so tritt er dem Leser in den beiden anderen Vorberichten als Verfasser des Gesamtwerks entgegen, dann erzählt er wie ein zeitgenössischer „Geschichtschreiber", kommentiert sich aber als Herausgeber in Text und Fußnoten ständig selbst. So kann Wieland seinen Roman wie eine Historie gestalten, ihn insgesamt aber als spielerische Nachahmung historiographischer Beglaubigungsformen ausweisen. Die *Geschichte des Agathon* tritt nicht in Konkurrenz zur Historie, sie hebt diese in sich auf. Die ironische Brechung der Ebenen bekräftigt das Vorrecht der Fiktion.

> Die Wahrheit, welche von einem Werke, wie dasjenige, so wir den Liebhabern hiemit vorlegen, gefodert werden kann und soll, bestehet darin, daß […] alles so gedichtet sei, daß kein hinlänglicher Grund angegeben werden könne, warum es nicht eben so wie es erzählt wird, hätte geschehen können oder noch einmal wirklich geschehen werde. (11 f.)

Das ist Wielands neue Rechtfertigung der Erzählfiktion. Auf eine erdichtete Erzählung wendet er das aristotelische Möglichkeitsprinzip an, auf einen Roman (den Inbegriff des Willkürlichen) überträgt er die Regeln der aristotelischen Poetik. Damit rückt der Roman in den Rang der Dichtung auf. Er wird wahrheitsfähig. Er verdient sich den *„Namen einer Geschichte"*, nicht mehr

8 Bedeutet er doch ‚der ethisch Gute'. In Wielands Roman wird Agathon eine Zeitlang in Callias (‚der Schöne') umbenannt. So verkörpert er schon durch seine Namen das Ideal der Kalokagathie. Vgl. den Kommentar, S. 939 f.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

im Sinn einer tatsächlichen, sondern in dem einer möglichen und notwendigen Begebenheit.

Unmittelbar Schule gemacht hat Wieland damit nicht, im Gegenteil. Daß in den 1780er Jahren der Begriff des „historischen Romans" aufkommt und alsbald heftigen Streit auslöst, deutet eher auf eine immer breitere Inanspruchnahme der Geschichte hin.[9] Konsequenterweise werden Wielands Romane in dieser poetologischen Diskussion gar nicht erwähnt. Ob die Verteidiger der neuen Romanform auch darin konsequent handeln, daß sie sich anstelle von Wieland auf Lessing berufen, wird zu klären sein. Schließlich reflektiert Lessing in der *Hamburgischen Dramaturgie* (1767/68) das Verhältnis von historischer und dichterischer Wahrheit allgemein. Die Existenz einer besonderen Gattung, einer „historischen Dichtung", kommt ihm dabei ebensowenig in den Sinn wie Wieland im *Agathon* die eines historischen Romans. Fünfundzwanzig Jahre nach ihren Äußerungen aber ist alle Welt davon überzeugt, daß eine solche Gattung existiert. Heftig ringt man darum, sie anhand eines eigenen Grundproblems zu bestimmen.

Gottlob Nathanael Fischer, der die Kontroverse 1794 eröffnet, beschreibt dieses Grundproblem, indem er von den beiden Bestandteilen ausgeht, die in Ausdrücken wie „historischer Roman" oder „Geschichtsdrama" verklammert sind. Diesen Bestandteilen entsprächen auch „zweyerlei Rücksichten", unter denen das Genre zu betrachten sei,

> einmal als *Gedicht* nach ästhetischen Regeln, und dann als *pragmatische Darstellung erwiesener oder wahrscheinlicher Thatsachen*, nach den Regeln der Logik und der Psychologie.[10]

Zum einen also bezeichnet der neue Begriff der historischen Dichtung eine ästhetische Hervorbringung. Als Drama oder Roman folgt sie „ästhetischen Regeln", wählt sie das Dargestellte nach ästhetischen Relevanzkriterien aus, ist sie, in eine moderne Terminologie übersetzt, autoreferentiell. Versteht man Dichtung mit Jakobson als Gebilde, das in erster Linie auf die poetische Funktion der Sprache: auf die Aussage als solche eingestellt ist, dann überwölbt sie durch ihre poetische Selbstbezüglichkeit jeden direkten Bezug auf die textexterne Welt, wenn sie ihn nicht ganz außer Kraft setzt.[11]

Zum anderen aber enthält die historische Dichtung, wie Fischer ihrem Namen entnimmt, eine „Darstellung erwiesener oder wahrscheinlicher That-

9 Den Verlauf der Kontroverse und die wichtigsten Beiträge referiert Michael Meyer: *Die Entstehung des historischen Romans in Deutschland und seine Stellung zwischen Geschichtsschreibung und Dichtung 1780–1800. Die Polemik um eine ‚Zwittergattung'*. Diss. München 1973.

10 Gottlob August Fischer: Ueber den historischen Roman. Ein Brief an Herrn D. Feßler zu Karolath. In: *Deutsche Monatsschrift* (1794) Bd. 1, S. 66–87, hier: S. 69.

11 Roman Jakobson: Linguistik und Poetik. In: *Strukturalismus in der Literaturwissenschaft*. Hrsg. v. Heinz Blumensath (= Neue wissenschaftliche Bibliothek. 43). Köln 1972, S. 118–147.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

sachen".[12] Ausdrücklich bezieht sie sich auf die Welt des tatsächlich Geschehenen, stellt sie, modern gesprochen, die Referenz auf eine bestimmte außertextliche Wirklichkeit her, auf Geschichte. Nun ist, so kann man Fischer ergänzen, diese Wirklichkeit aber vergangen, der Zugang zu ihr nur indirekt möglich. Deshalb muß historische Dichtung sich stets auf das Wissen von der Vergangenheit beziehen, unter Umständen auch auf seine Quellen und auf die Wissenschaft, die es verwaltet. Die jedoch sind unabhängig von ihr da, größer und mächtiger als sie. Jedes historische Datum, jeder Eigenname, den die historische Dichtung gebraucht, mobilisieren das Vorwissen der Leser oder reizen zum Nachschlagen bei den Historikern. Historische Dichtung bezieht sich auf Gegenstände, für die viele Kompetenz beanspruchen.

Auf den ersten Blick scheint hier ihr Grundproblem zu liegen. Entweder, so könnte man aus den Bestandteilen ihres Begriffs folgern, ein Werk ist Dichtung, dann darf es keine Referenz auf Geschichte erheben, oder es erhebt eine Referenz auf Geschichte, dann gelangt es aus den Wassern der reinen Erfindung nicht auf den festen Boden der Tatsachen, sondern in einen Sumpf, in dem der Anspruch auf geschichtliche Treue und die hemmungslos behauptete dichterische Freiheit trübe durcheinandergehen. Genau diese Anklage erheben in den 1790er Jahren die Gegner des historischen Romans. Das Genre vermische Tatsachen mit Erfindungen und betrüge über die Unterschiede zwischen beiden. Aus der widernatürlichen Vereinigung von Geschichtsschreibung und Roman hervorgegangen, bilde es eine obskure „Zwittergattung", einen „Bastard", eine „wirkliche Misgeburt des menschlichen Geistes".[13]

Daß dieses Urteil auf falschen Voraussetzungen beruht, bemerkt bereits 1795 der anonyme Verfasser des Briefs *Für den sogenannten historischen Roman*.[14] Dichtung sei keineswegs auf den Bereich des Fiktiven zu beschrän-

12 Interessanterweise unterwirft Fischer die Darstellung dieser Tatsachen nicht der Geschichtsforschung, sondern „der Logik und der Psychologie": Die Hilfswissenschaften der pragmatischen Historie vereinnahmen diese geradezu – offenbar ist die Historie für Fischer Teil einer allgemeinen pragmatischen Anthropologie. Nicht jedoch die Ästhetik: Sie wird von Fischer dieser Anthropologie entgegenstellt, ist von Logik und Psychologie offenbar klar zu unterscheiden.

13 Den Begriff der Zwittergattung gebraucht schon Fischer: Ueber den historischen Roman, S. 71, obwohl er den historischen Roman verteidigt. Die anderen Invektiven stammen von den anonymen Verfassern der Beiträge: Ueber den historischen Roman. In: *Annalen der Philosophie und des philosophischen Geistes von einer Gesellschaft gelehrter Männer* 1 (1795). Philosophischer Anzeiger, 21. Stück vom 13. May 1795, Sp. 161–164 und: Einige Gedanken über die historischen Romane bey Gelegenheit des Attila, König der Hunnen, von D. Fessler. In: ebd. Philosophischer Anzeiger, 45. Stück vom 28. October 1795, Sp. 353–356. Den gleichen Vorwurf erhob bereits 1698 Gotthard Heidegger gegen die „Geschichtsgedichte" des Barock, in: *Romantheorie. Dokumentation ihrer Geschichte in Deutschland 1620–1880*. Hrsg. v. Eberhard Lämmert u.a. (= Neue wissenschaftliche Bibliothek. 41). Köln 1971, S. 55 f.

14 Für und wider den sogenannten historischen Roman; in 2 Briefen. Erster Brief: Für. In:

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ken, im Roman zum Beispiel griffen „Dichtung und Wahrheit, die ideale und die wirkliche Welt immer in einander" (501). Auch

> die gewöhnlichen Romane, deren Stoff, wie man zu sprechen pflegt, aus dem gemeinen Leben, aus der wirklichen Welt genommen ist, sind keine *reine* Dichtungen; ihr *poetischer* Inhalt schließt sich in tausend Berührungspunkten an den Zustand und die Begebenheiten in der wirklichen Welt an [...]. (500)

Das Gleiche gelte für „die epischen und dramatischen Dichter [...] in alten und neuen Zeiten", entsprechend sei die „Mischung von Fikzion und Thatsachen" (496) im historischen Roman weder ungewöhnlich noch neu.

Das Argument enthüllt die Unzulänglichkeit der gegen den historischen Roman aufgebotenen Poetik. Um der Dichtung einen eigenen Gegenstandsbereich zuweisen zu können, beschränkt sie ihre Gegenstände auf die *res fictae* im Gegensatz zu den *res factae*, auf das Erfundene im Gegensatz zum Wirklichen: Dichter lügen oder reden nicht von dieser Welt. Ganz verabschiedet selbst der zitierte Briefschreiber diese poetologische Tradition nicht: Auch er spricht von „*reine[n]* Dichtungen" und gebraucht den „Begriff des eigentlichen oder ganz fingirten Romans" (496). Aber er stellt fest, daß dieser Dichtungsbegriff den historischen Roman sowenig begreift wie die vornehmsten anderen Dichtarten.

Das Problem läßt sich präziser fassen, wenn man den Begriff des Fiktiven durch den der Fiktionalität ersetzt. Statt auf den Gegenstandsbereich der Dichtung zielt dieser Ausdruck auf ihre kommunikative Eigenart. Für den Gegenstandsbereich gilt, daß jedes literarische Werk sich, um verständlich zu sein, auf Wirkliches bezieht. Auch der fiktionale Text erfüllt neben der poetischen stets die referentielle Sprechfunktion mit. Da sein Material der Wirklichkeit entstammt, ist Fiktionalität nicht auf den Bereich des Fiktiven zu reduzieren, in der Regel schließt sie wahre Aussagen über Wirklichkeit ein. Allerdings – und darin liegt die kommunikative Besonderheit fiktionaler Texte – bringt die autoreferentielle Einstellung auf die Mitteilung als solche alle Einzelaussagen in einen Zusammenhang, in dem es auf ihre Funktion für das Textganze ankommt und nicht darauf, ob jede Einzelaussage aus diesem Ganzen sich auf die Wirklichkeit beziehen läßt.

Poetische Autoreferenz schließt die Referenz auf Geschichte also keineswegs aus. Sie überlagert sie nur, dominiert, verwandelt sie – darauf kommt es an. Sie wirkt wie der Rahmen um ein Gemälde: als Scheidelinie zwischen zwei verschiedenen Wirklichkeitsarten, als Ausgrenzung der Alltagswelt, als Signal, daß innerhalb dieses Bereichs andere Regeln gelten als außerhalb. Was das im einzelnen bedeutet, wird zu klären sein; hier kommt es zunächst

Kritische Bibliothek der schönen Wissenschaften [Köthen] Siebentes Heft. Julius 1795 [= Erstes Heft von Jg. 2], S. 491 [= 1]–20. Die folgenden Zitate im Text beziehen sich auf diese Ausgabe.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

auf die Feststellung an, daß die Referenz auf Geschichte noch kein besonderes literaturtheoretisches Problem aufwirft. Folglich begründet sie allein auch noch kein besonderes Genre. Daß manche Dichtwerke sich auf Geschichte beziehen, unterscheidet sie nicht prinzipiell von anderen, die auf ihre Gegenwart Bezug nehmen, auf ferne Länder oder gedachte Welten, zumal dann nicht, wenn ihre poetische Autoreferenz deutlich wird. Ein besonderes Problem und (vielleicht) ein eigenes Genre entsteht vielmehr erst dann, wenn dem Dichtwerk geschichtliche Treue zur Pflicht gemacht wird. Dann nämlich unterliegt die dichterische Darstellung nicht mehr in erster Linie autoreferentiellen Kriterien, vielmehr gewinnt ein außerpoetisches Prinzip Einfluß auf die dichterische Gestaltung.

Gerade die Vorkämpfer des Geschichtsromans in der Diskussion der 1790er Jahre sehen die Aufgabe des Genres darin, kühner als die strenge Historie mögliche und wahrscheinliche Aussagen über die geschichtliche Wirklichkeit zu machen. Im Augenblick seiner Bestimmung handeln sie dem „historischen Roman" einen doppelten Strukturkonflikt ein: Während in seinem Innern Geschichtstreue und poetische Autoreferenz miteinander streiten, gerät er nach außen in Konkurrenz mit anderen (wissenschaftlichen und politischen) Sachwaltern historischer Vorstellungen. Er wird zum poetologischen Grenzfall, der nicht umsonst immer wieder als Nagelprobe von Literaturtheorien fungiert.[15]

Wie dieser doppelte Strukturkonflikt gelöst wird, hängt entscheidend davon ab, in welcher Weise Geschichtstreue und poetische Autoreferenz aufeinander bezogen sind. Wendet man sich mit dieser Schlüsselfrage des neuen Genres noch einmal zu Wieland zurück, so lassen sich auch im *Agathon* beide Komponenten entdecken und zwar bereits in dem doppelsinnig gebrauchten Titel *Geschichte*: Als *historia* bezieht sie sich auf eine, am Wissensstand der Zeit gemessen, sorgfältig und genau geschilderte Bildungsepoche des menschlichen Geistes, als *fabula* webt sie „das Historisch-wahre in die Erdichtung" ein (573). Doch geht aus dieser Formulierung auch hervor, warum die Spannung von Geschichtstreue und poetischer Autoreferenz Wieland gerade nicht in einen Strukturkonflikt führt: weil er, statt beide Komponenten gleichzuordnen, dem Selbstbezug den Vorrang einräumt. Die *Geschichte des Agathon* ist, stellt Wieland klar, zunächst und vor allem Dichtung und dann erst Dichtung auch über Historisches. Von derselben Rangfolge geht Lessing für das Drama aus:

> der dramatische Dichter ist kein Geschichtschreiber: er erzählt nicht, was man ehedem geglaubt, daß es geschehen, sondern er läßt es vor unsern Augen nochmals geschehen; und läßt es nochmals geschehen, nicht der bloßen historischen Wahrheit wegen, son-

15 Beispielsweise in der Kontroverse zwischen Roman Ingarden: *Das literarische Kunstwerk*. Tübingen ³1965 und Käte Hamburger: *Logik der Dichtung*.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

> dern in einer ganz andern und höhern Absicht; die historische Wahrheit ist nicht sein Zweck, sondern nur das Mittel zu seinem Zwecke; er will uns täuschen, und durch die Täuschung rühren.[16]

Der literarischen „Täuschung" dient das historisch Bekannte, indem es sie glaubwürdig macht; dabei bleibt es ihr untergeordnet. Welche Folgen diese Unterordnung hat, zeigen die Freiheiten, die Lessing dem tragischen Dichter gegenüber der historischen Wahrheit einräumt: Er brauche sich um sie nur insofern zu kümmern, „als sie einer wohleingerichteten Fabel ähnlich ist, mit der er seine Absichten verbinden kann" (317); wo sie das nicht ist, gehe die Eigengesetzlichkeit der Fabel vor, dürfe der Dichter „die Facta nach seinem Gutdünken verändern" (384). Ebenso brauchten ihn bei der Wahl von historischen Charakteren nur die bekannten Hauptzüge ihrer Persönlichkeit zu interessieren; ihre Ausgestaltung unterliege der Eigengesetzlichkeit des Psychologischen, für die der Dichter das tatsächlich Geschehene zugunsten des Erfundenen verlassen dürfe (653).

Was Lessing hier theoretisch ausführt, Wieland hat es praktiziert. In seiner Vorrede *Über das Historische im Agathon* weist er nach, wo er in Handlung und Charakteren von den verbürgten Tatsachen abweicht und welche dichterischen Absichten ihn dazu veranlassen. Daß Wieland eine neue Art von Roman schreibt, Lessing aber vom Drama handelt, macht keinen Unterschied zwischen beiden; in ihren, aus Aristoteles gewonnenen Ansichten über das Verhältnis der Dichtung zur geschichtlichen Wahrheit stimmen sie überein.[17] Beide stellen die Eigengesetzlichkeit der Dichtung heraus (ihr Autoreferenz-Prinzip), beide weisen auf die besondere Art von Wahrheit hin, die daraus erwächst (die der Fiktionalität). Beide verfolgen das gleiche Ziel, beiden geht es um die Begründung literarischer Autonomie. Fiktionalität und Autonomie fallen für Lessing und Wieland zusammen, in ihren Poetiken ist beides konstitutiv aufeinander bezogen: Die Eigengesetzlichkeit des Dichtwerks grenzt eine Folge von Sätzen aus der Alltagswelt aus, sie erzeugt einen eigenen, abgegrenzten Bereich, sie entbindet den Sprechenden von den Verpflichtungen der Alltagskommunikation. Nichts anderes meint literarische

16 *Hamburgische Dramaturgie*, 11. Stück, a.a.O., S. 281 f. Vgl. mit dem 19., 22., 24., 34. und 91. Stück und s. dazu Wilhelm Wetz: Über das Verhältnis der Dichtung zur Wirklichkeit und Geschichte. In: *Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte* N.F. 9 (1896), S. 145–184.

17 Vgl. Wielands Nachtrag zur Geschichte der schönen Rosemunde (1778). In: Christoph Martin Wieland: *Sämmtliche Werke*, 39 Bde. Leipzig 1794–1811. Reprographischer Nachdruck Hamburg 1984, Bd. 26, S. 343–354: „Denn was gehen den Dichter die historischen Umstände einer Begebenheit an? Bey ihm ist die Frage nie, wie eine Sache sich wirklich zugetragen, sondern, wie sie sich hätte zutragen müssen, um so angenehm, unterhaltend oder rührend zu seyn als es sein und des Lesers Interesse ist, sie zu machen." (354).

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Autonomie. Und diese Autonomie erstreckt sich für Lessing und Wieland gerade auch auf das Historische. In Dichtung aufgehoben ist es für sie keine feste Größe mehr, kein objektiv Gegebenes, keine verbürgte Tatsache, die die Erfindung nur umrankt. Vielmehr sehen sie die historischen Begebenheiten und Charaktere im Kontext der Dichtung einen anderen Status annehmen, als die Geschichtsforschung ihn verleiht. In markanten Sätzen hat Lessing diesen Unterschied formuliert:

> So wie der Aristophanische Sokrates nicht den einzeln Mann dieses Namens vorstellte, noch vorstellen sollte; so wie dieses personifizierte Ideal einer eiteln und gefährlichen Schulweisheit nur darum den Namen Sokrates bekam, weil Sokrates als ein solcher Täuscher und Verführer zum Teil bekannt war, zum Teil noch bekannter werden sollte; so wie bloß der Begriff von Stand und Charakter, den man mit dem Namen Sokrates verband und noch näher verbinden sollte, den Dichter in der Wahl des Namens bestimmte: so ist auch bloß der Begriff des Charakters, den wir mit den Namen Regulus, Cato, Brutus zu verbinden gewohnt sind, die Ursache, warum der tragische Dichter seinen Personen diesen Namen erteilet. Er führet einen Regulus, einen Brutus auf, nicht um uns mit den wirklichen Begegnissen dieser Männer bekannt zu machen, nicht um das Gedächtnis derselben zu erneuern: sondern um uns mit solchen Begegnissen zu unterhalten, die Männern von ihrem Charakter überhaupt begegnen können und müssen. Nun ist zwar wahr, daß wir diesen ihren Charakter aus ihren wirklichen Begegnissen abstrahieret haben: es folgt aber doch daraus nicht, daß uns auch ihr Charakter wieder auf ihre Begegnisse zurückführen müsse; er kann uns nicht selten weit kürzer, weit natürlicher auf ganz andere bringen [...] In diesem Falle wird der Poet jene erfundenen den wirklichen vorziehen, aber den Personen noch immer die wahren Namen lassen. Und zwar aus einer doppelten Ursache: einmal, weil wir schon gewohnt sind, bei diesen Namen einen Charakter zu denken, wie er ihn in seiner Allgemeinheit zeiget; zweitens, weil wirklichen Namen auch wirkliche Begebenheiten anzuhängen scheinen, und alles, was einmal geschehen, glaubwürdiger ist, als was nicht geschehen. (652 f.)

In der Dichtung interessiert nach Lessing das Historische weniger, weil es wirklich geschehen ist (dies dient nur der bequemen Anbindung des Erdichteten) als für ein Allgemeines: für überzeitliche Charaktere, die sich aus bekannten historischen Personen herausschälen lassen, für menschliche Grundkonflikte, die der Dramatiker im Schauspiel der Geschichte entdeckt. Diese allgemeine Hinsicht aber verwandelt die Referenz auf Historisches in Schein. Nicht mehr der wirkliche Sokrates ist in der Dichtung gemeint, sondern ein Charakter, wie man ihn Sokrates zuschrieb, nicht mehr der wirkliche Agathon, sondern was der Romanautor vom Wissen über ihn für seine eigenen Zwecke gebrauchen kann.[18]

18 Den gleichen Funktionswandel von historisch verbürgten Eigennamen, aber auch von bekannten Daten, Lokalitäten und Requisiten beschreibt in einer modernen Terminologie Dolores Palomo: Towards a Poetics of the Historical Novel. In: *Cahiers Roumaines d'Etudes Littéraires* (1981) H. 3, S. 71–80. Vgl. Genette: *Fiktion und Diktion*, S. 37: „Der Fiktionstext *führt* zu keiner außertextuellen Realität, denn alle seine (ständig) bei der Realität gemachten Anleihen [...] verwandeln sich in Elemente der Fiktion [...]."

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Hier liegt die Pointe von Wielands und Lessings Dichtungstheorie: Zugespitzt formuliert gibt es für sie Geschichtstreue in der Dichtung nicht. Zugespitzt formuliert ist für sie auch die Referenz auf Historisches keine Wirklichkeitsaussage mehr, sondern Teil des literarischen Kalküls. Darauf beruht ja die Freiheit, die sie dem Dichter gegenüber der historischen Richtigkeit einräumen: daß er nicht Wirklichkeitsaussagen verfälscht, sondern sie auf eine Art in den Dienst nimmt, durch die sie aufhören, als Wirklichkeitsaussagen zu gelten. So kehrt Wielands Ironie auf jeder Seite des *Agathon* die Scheinhaftigkeit der vermeintlich historiographischen Aussagen hervor.

Um es in der oben gebrauchten, modernen Terminologie zu sagen: Die poetische Autoreferenz entbindet referentielle Aussagen davon, sich unmittelbar an der Wirklichkeit messen lassen zu müssen. Der Dichter ist autonom, er ist „Herr über die Geschichte".[19] Seine (vermeintlichen) Wirklichkeitsaussagen können faktisch wahr sein oder nicht, entscheidend ist ihr autoreferentieller Zusammenhang, ihr Bezug auf das konzeptuelle und formale Moment eines fiktionalen Texts. Nur dieses muß sich als Wahrheit der Dichtung vor der Erfahrung rechtfertigen. Wer dagegen von den Einzelaussagen Geschichtstreue verlangt, verkennt ihren fiktionalen Charakter; er verfehlt, mit Lessing zu sprechen, den Zweck der Dichtung.

Damit wird deutlich, wie fern Wieland und Lessing der Idee einer historischen (im Sinne von: geschichtstreuen) Dichtung stehen. Wie für jeden Autonomie-Ästhetiker stellte diese Idee für sie einen Widerspruch in sich dar. Entweder ein literarisches Werk zielt auf Geschichtstreue, dann kann es nicht autonom, kann es nicht durchgängig fiktional sein; oder es ist Dichtung, dann ist die Referenz auf Historisches darin Schein, ein rhetorisches Mittel, ein Spiel, das sich bei genauem Hinsehen auch als solches zu erkennen gibt. Und bestätigt nicht auch der Sprachgebrauch diese Diagnose? Man versuche nur die Rede vom „historischen Roman" wörtlich zu nehmen: das Attribut, wie die Grammatik verlangt, als Erläuterung des Hauptworts zu verstehen. Sofort zeigt sich, daß die Zusammenfügung keinen Sinn ergibt. Eigentlich soll das Attribut ja auch nicht den Roman erläutern, es meint das Thema dieses Romans. Diese sprachliche Unsauberkeit bringt eine logische an den Tag. Sie macht deutlich, daß hier auf ein ungenanntes Drittes zurückgegriffen, daß die angebliche Gattung nicht poetologisch bestimmt ist, sondern thematisch. Als Thema aber ist die Geschichte von anderen Romanthemen: der Familie, der Gesellschaft, der Bildung, nicht prinzipiell unterschieden – Themen mögen unterschiedliche Ausprägungen von Romanen hervorbringen, literarische Gattungen konstituieren sie nicht.

Auch eine solch radikale Negation aber trägt zur Bestimmung des Geschichtsromans bei. Wieland und Lessing legen eine Meßlatte: Sie bezeich-

19 Lessing: Briefe, die neueste Literatur betreffend 1759–1765. 63. Brief. In ders.: *Werke*, Bd. 5, S. 207.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

nen die Kriterien, die ein Roman über historische Stoffe erfüllen muß, um als autonom gelten zu können. Sie stellen klar, daß ein Roman das Historische im Poetischen aufheben, daß er den Bezug auf die geschichtliche Wirklichkeit brechen muß, daß er kein geschichtstreuer Roman bleiben darf, wenn er ein ästhetisches Ganzes werden soll. Wieland und Lessing denken sich solche ästhetischen Gebilde stets als Kunstwerke; den Roman zur Dichtkunst zu erheben, bildete Wielands ausgesprochenes Ziel. Damit bahnen sie den Weg auf den schmalen Höhenkamm des Geschichtsromans, auf das also, was die Forschung den „anderen historischen Roman" genannt hat;[20] die *Geschichte des Agathon* gibt ein erstes Beispiel dafür. Über die Vorgebirge und Niederungen, die weiten Ebenen des gewöhnlichen Geschichtsromans sagen sie nichts.

Um das Relief dieser ganzen Landschaft zu verstehen, reicht die Höhenmessung nicht aus. Ja, sie verleitet zu Fehleinschätzungen, wenn sie allein am Maßstab der literarischen Autonomie erfolgt. Denn was dieser Maßstab anzeigt, ist zunächst bloß, ob ein Text fiktional ist: ob seine Eigengesetzlichkeit ihn von den pragmatischen Kommunikationspflichten entbindet oder nicht. Ob er zugleich ein Kunstwerk darstellt, kann nur eine weitere Messung entscheiden; bei ihr spielen offenbar – die Diskussion um den Unterhaltungsroman wird das zeigen – andere Kriterien eine Rolle als das der Fiktionalität. Und so wenig diese hinreicht, um literarische Kunstwerke zu bestimmen, so unhandlich erweist sie sich, wenn Erzähltexte sie – zumindest vorgeblich – gar nicht anstreben. Spricht nicht, wie eingangs gezeigt, aus Schillers Erzähleinleitungen ein ganz anderes Programm? Statt die Erzählprosa zu fiktionaler Kunst veredeln zu wollen, interessiert Schiller gerade ihre Lebensnähe, statt das Historische in der dichterischen Fiktion aufzuheben, unterstellt er sie diesem; letztlich läuft sein Programm auf ein Erzählen geschichtlicher Begebenheiten zu pragmatischem Gebrauche hinaus. Wenn Schillers Erzählungen dennoch als fiktionale Literatur (und darüber hinaus als Kunstwerke) gelesen werden können, dann nur, weil er sich in seiner Erzähl*praxis* davor hütet, das Historische gegen die Erfindung auszuspielen. Es soll dem Erzählten zugrundeliegen, bleibt darin aber unsichtbar. Der Konflikt zwischen der Referenz auf Geschichte und der poetischen Autoreferenz ist damit vermieden.

Wie dieser Konflikt anders aufzulösen ist als durch den bloß beteuerten, in Wirklichkeit aber unsichtbaren Geschichtsbezug in Schillers Erzählungen oder durch den allgegenwärtigen, aber ständig gebrochenen in Wielands *Agathon*, darüber sind die Verteidiger des historischen Romans in den neunziger Jahren verschiedener Meinung. Wieland und Lessing am nächsten steht der bereits zitierte Gottlob Nathanael Fischer, betont er doch, daß im Begriff des

20 Hans Vilmar Geppert: *Der ‚andere' historische Roman. Theorie und Strukturen einer diskontinuierlichen Gattung* (= Studien zur deutschen Literatur. 42). Tübingen 1976.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

historischen Romans bereits eine Rangfolge getroffen sei: das qualifizierende Beiwort besitze keineswegs das Gewicht des Hauptworts, entsprechend sei der historische Roman in erster Linie ein „poetisches Ganze[s]":

> Es ist *nicht Historie*, sondern historischer *Roman*; es ist nicht trocknes Resultat der Geschichtsforschung, sondern philosophisch richtiges Resultat der Menschenforschung; nicht geistlose Angabe der nackten Thatsachen, es ist belehrende und ergötzende Anzeige der Ursachen und Wirkungen moralischer Phänomene. In der Form ist also die ästhetische die Hauptrücksicht, in der Materie die psychologische. (a.a.O., S. 69)

Damit scheint der Vorrang der Fiktion im Sinne Wielands und Lessings entschieden. Ausdrücklich räumt Fischer dem Romancier die gleiche Freiheit gegenüber der historischen Wahrheit ein, die Lessing dem Dramatiker zugesteht. Wenn Fischer im Weitergehen jedoch Ignaz Aurel Feßlers Romane lobt, weil in ihnen die historische Wahrheit „mit der ästhetischen so schön verschmolzen" sei (74), dann wird deutlich, daß er trotz der Berufung auf Lessing die Referenz auf Geschichte nicht aufheben will. Vielmehr stellt er sich offenbar eine Selbstbeschränkung des Romanciers vor: Indem dieser freiwillig auf die dichterische Freiheit verzichtet, soll er die ästhetische Brechung des Geschichtsbezugs vermeiden können. Daß diese Auflösung von Wieland und Lessing als notwendig angesehen wird, weil ihrer Meinung nach kein Dichtwerk eine historische Aussage machen soll, sieht Fischer nicht. Er versteht den historischen Romancier als Wegbereiter der geschichtlichen Wahrheit: Im Modus des Möglichen (der Fiktionalität) decke er Zusammenhänge auf, die dem Historiker wegen seiner Fesselung an die Tatsachen verborgen bleiben müßten.

Noch einen Schritt weiter geht der anonyme Verfasser des Briefs *Für den sogenannten historischen Roman*. Auch er beruft sich auf Lessing, auch er erwähnt, daß dieser dem Dichter gestattet, die historischen Tatsachen zu verändern. Wenn der Verteidiger der historischen Dichtung dann aber ausmalt, wie die dichterische Freiheit im „wahren historischen Roman, der dieses Namens werth ist", seiner Meinung nach gehandhabt wird, denkt er bloß an eine Auswahl unter den historischen Tatsachen, ans Weglassen aller „Kleinigkeiten, Nebensachen, Anekdoten", an die „Ausfüllung des Zusammenhangs" mit Hilfe von Erfindungen (a.a.O., S. 493 f., 495, 498). Wie Fischer schränkt er die dichterische Freiheit ein, um die Referenz auf Geschichte zu ermöglichen. Daraus ergibt sich, daß die Grenze zwischen historischem Roman und Geschichtsschreibung verschwimmt.

> Der Dichter, der uns einen h.R. geben will, thut zwar in Ansehung der materia historica *mehr*, als der gute Geschichtschreiber, der pragmatische Historiograph, aber er thut im Grunde nur *dasselbe*. (497)
>
> [...] er geht nur etwas weiter; er detaillirt die Motive noch genauer; er erfindet, zur Ausfüllung des Zusammenhangs und zur Aufklärung der Hauptbegebenheiten, noch mehr Umstände; er fügt zu den Datis, die ihm die Geschichte liefert, aus dem Vorrath

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

> eigner Menschenkenntnis, noch mehr charakteristische Züge hinzu, um die Charaktere seiner Helden noch vollständiger zu entwickeln, und die Handlungen derselben noch stärker zu motiviren. (498)

Im Vergleich mit Lessing kehrt sich der Zweck der Dichtung hier geradezu um. Das Historische ist nicht mehr Mittel, vielmehr wird der Roman zur „Aufklärung der [geschichtlichen] Hauptbegebenheiten" verpflichtet. Von der Historie soll ihn danach nur noch „ein Mehr oder Minder" unterscheiden (498).

Am weitesten auf diesem Weg geht Ignaz Aurel Feßler, an dessen Romanen die Kontroverse sich entzündet. Er möchte sie nicht einmal als Romane bezeichnen, lieber spricht er von „historischen Gemälden".[21] Bewußt zählt er sie damit den historiographischen Schriften zu, unterteilt er diese doch in bloße Chroniken einerseits und historische Gemälde andererseits. Dem erkenntnis- und gattungstheoretischen Dualismus der Aufklärungshistoriker folgend, denkt er bei Chroniken an die „trockene Aufzählung merkwürdiger Namen und Thatsachen", an den antiquarisch-faktographischen Zweig der Aufklärungshistorie also. Historische Gemälden aber sind für ihn

> nach allgemeinen psychologischen, anthropognostischen und ästhetischen Gesetzen, durch den Erzähler und Darsteller verbundene Begebenheiten, in denen die früheren zu den nachfolgenden in dem Verhältnisse der Ursachen und Folgen, und die Thatsachen selbst als die Prämissen oder Beispiele zu einem allgemeinen Satze aufgeführt werden. (a.a.O. S. 256)

Geschwollen umschreibt Feßler hier, was die Aufklärer pragmatische Historie nennen und bei den „würklichen Geschichtschreiber[n] aller Zeiten und Völker" vorzufinden glauben (257). Dieser pragmatischen Historie nähern schon Fischer und der zitierte Briefschreiber den historischen Roman an; Feßler setzt seine Romane damit unmittelbar gleich. Das Programm des historischen Romans fällt bei ihm mit dem der pragmatischen Historie zusammen, seine romanhaften Erzeugnisse präsentiert er als die konsequentere, die gelungenere Umsetzung dieses Programms, zumindest dem Anspruch nach werden Historie und Roman bei ihm eins.

Gegen den Vorwurf, Tatsachen und Erfindungen zu vermischen, rechtfertigt er sich geschichtstheoretisch, nicht poetologisch. All die alten pyrrhonistischen Argumente bietet er auf, um zu zeigen, daß es reine Historie nur in den Chroniken gebe, daß nur dort von historischer Wahrheit gesprochen werden könne, während das Prinzip der pragmatischen Historie die Wahrschein-

21 Ignaz Aurel Feßler: An die ästhetischen Kunstrichter der Deutschen. In: *Berlinisches Archiv der Zeit und ihres Geschmacks*, März (1796), S. 242–269, hier: S. 248, vgl. ders.: Einige Gedanken über H. K–e's Einwendungen gegen den historischen Roman bey Gelegenheit des Attila K.d.H. von D. Feßler. In: *Annalen der Philosophie und des philosophischen Geistes von einer Gesellschaft gelehrter Männer* 1 (1795). Darin: Philosophischer Anzeiger 52. Stück vom 16. December 1795, Sp. 409–416, besonders Sp. 413.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

lichkeit sei (257), daß alle Geschichtsschreiber, die über die nackten Tatsachen hinausgingen, subjektiv würden und „mehr oder weniger ästhetische Kunstwerke" schüfen (259) – wie er selbst in seinen Romanen. Zugleich beharrt er darauf, daß nur die pragmatische Historie den „Hauptzweck" erfülle, „warum man Geschichte lesen will". Nur sie zeige die „psychologische Entwickelung der Menschen, die einst wirklich da gewesen", nur sie leiste die „Darstellung der menschlichen Natur in ihrer fortschreitenden Kraft und Würde in Einsichten, Urtheilen, Gefühlen, Gesinnungen und Thaten" (262). „Müller, Herder, Schiller, Woltmann [...] sie alle haben *historische Gemälde*, nicht *reine Geschichte* geschrieben" (267), sie alle hätten zaghafter das Gleiche getan wie er, sie alle unterstünden dem gleichen Urteil wie er.

Feßlers Rechtfertigung beruht auf einer folgenschweren Umkehrung. Weil seine Romane keine Romane sein dürfen, weil sie als Texte gelten sollen, die gegenüber der historischen Wahrheit nicht mehr dichterische Eigenständigkeit besitzen als die pragmatische Geschichtsschreibung, erklärt Feßler umgekehrt diese für genauso romanhaft wie seine eigenen Hervorbringungen. Den Vorwurf, den man gegen ihn erhebt, gibt er an die pragmatische Historie weiter, ihr schreibt er die dichterischen Züge zu, die er bei sich verleugnet. Dabei spekuliert er auf das hohe Ansehen, das die von allen Seiten geforderte pragmatische Historie genießt, ebenso wie auf die Kluft, die sich zwischen ihrem Anspruch und der Wirklichkeit einer in Deutschland leider „noch im Argen liegenden Geschichte" (264) aufgetan hat. Diese Kluft behauptet Feßler in seinen Romanen zu überbrücken: Sie sollen das Programm der pragmatischen Historie besser erfüllen als alles, was die deutsche Geschichtsschreibung hervorgebracht hat.[22] Die Misere der deutschen Aufklärungshistorie erscheint hier als Rechtfertigung, wenn nicht als Auslöser für die Entstehung des historischen Romans. Die Dichtung scheint einspringen zu können, wo die zur Wissenschaft gewordene Geschichte dem allgemeinen Bedürfnis nicht genügt. Damit wird sie zur gefährlichen Rivalin. Rückt Schiller die historische Erzählung zumindest programmatisch in direkte Konkurrenz zur Geschichtsschreibung, so rüttelt Feßler darüber hinaus am spezifischen Wahrheitsanspruch der Historie. Je mehr die Dichtung sich der Geschichtsschreibung nähert, desto stärker fordert sie sie heraus.

22 Die gleiche Funktionsübernahme beobachtet Erwin Wolff am historischen Roman Walter Scotts, s. Erwin Wolff: Zwei Versionen des historischen Romans. Sotts ‚Waverley' und Thackerays ‚Henry Esmond'. In: *Lebende Antike. Symposion für Rudolf Sühnel*. Hrsg. v. Horst Meller und Hans Joachim Zimmermann. Berlin 1967, S. 348–369. Feßler ist ein Beispiel dafür, daß diese Entwicklung schon fünfundzwanzig Jahre vor Scott einsetzt und daß sie, übrigens auch bei Scott noch, auf die Aporien der Aufklärungshistorie reagiert, nicht, wie Wolff irrtümlich schreibt, auf die Geschichtsschreibung des entstehenden Historismus.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Zwischen Feßlers vereinnahmender Angleichung an die Historie und Wielands kunstsinniger Romanpoetik liegen Welten – beide aber reagieren auf dasselbe Problem. Sie markieren Extreme, zwischen denen sich, wie gezeigt, ein ganzes Spektrum von Möglichkeiten erstreckt, den Geschichtsbezug zu gestalten. Ja, dieses Spektrum ist noch breiter, als die poetologische Diskussion vermuten läßt. Einige Antworten auf den Strukturkonflikt der Geschichtsdichtung (vor allem die inoffiziellen, unterhaltenden) haben keine literaturtheoretischen Fürsprecher gefunden, erst in der Darstellungspraxis geben sie sich zu erkennen. Was im Deutschland des späten 18. Jahrhunderts historischer Roman genannt wird, erweist sich als buntes, in mannigfaltigen Spielarten ausgeprägtes Phänomen.

Diese Spielarten in ihrer Eigenart zu verstehen, ist eine Aufgabe, der die Literarhistoriker bisher nicht gerecht geworden sind. Aus ihren gattungstheoretischen Vorannahmen wie aus ihrer gattungsgeschichtlichen Chronologie fielen die Geschichtsromane des 18. Jahrhunderts bis vor kurzem völlig heraus. Unter dem Einfluß von Hegel suchte die ältere Forschung, allen voran Louis Maigron und Georg Lukács, den historischen Roman als Gattung und diese Gattung als Artikulation des zu sich selbst kommenden Geistes zu verstehen, bzw., marxistisch gewendet, als Artikulation der gesellschaftlichen Entwicklung.[23] Plausibel gemacht werden kann diese Deutung jedoch nur für einen einzigen Moment in der Geschichte des Genres: für den Siegeszug des historischen Romans durch alle europäischen Literaturen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Deshalb beginnt seine Existenz für die ältere Forschung mit Walter Scott, deshalb gelten die *Waverley*-Novels als das klassische Modell dieser Textsorte. Soweit überhaupt eine Definition versucht wird, heißt es in den Handbüchern, der historische Roman ziele auf „die sinnliche Vergegenwärtigung vergangener Personen und Geschehnisse".[24] „Das Historische liegt also einerseits im Stoff, anderseits im Ziel der künstlerischen Darstellung."[25]

23 Louis Maigron: *Le Roman historique à l'époque romantique. Essai sur l'influence de Walter Scott*. Paris 1898. Georg Lukács: *Der historische Roman* (1936/37). Auf Deutsch erschienen Berlin 1955. Trotz wichtiger Unterschiede (Maigron ist weder Marxist noch Feind der Romantik) teilen beide die in Hegels Gattungsbegriff vorausgesetzte teleologische Geschichtsphilosophie und die Stilisierung der Gattung auf den Geschichtsmoment ihrer größten Geltung hin.

24 Petra Gallmeister: Der historische Roman. In: *Formen der Literatur in Einzeldarstellungen*. Hrsg. v. Otto Knörrich. Stuttgart 1981, S. 160–170, hier: S. 160. Wie hartnäkkig diese „Definition" bis heute fortgeschrieben wird, zeigt die neueste Überblicksdarstellung von Hugo Aust: *Der historische Roman*. Stuttgart, Weimar 1994, S. 2 f.

25 Max Nussberger / Werner Kohlschmidt: Historischer Roman. In: *Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte*, 2. Auflage. Hrsg. v. Werner Kohlschmidt und Wolfgang Mohr, Bd. 1. Berlin 1958, Sp. 658–666, hier: Sp. 658.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Denn der „wahre", soll heißen „realistische" historische Roman male die Geschichte „um ihrer selbst willen",[26] er sei der herausragende Ausdruck für das neue bürgerliche (Geschichts-) Bewußtsein im Zeitalter der Revolutionen.

Den Strukturkonflikt zwischen Geschichtstreue und Autopoësis soll Scott durch einen mustergültigen Kompromiß gelöst haben: durch das Modell des sogenannten Zweischichtenromans. Darin gäben die erfundenen „mittleren Helden" und ihre Liebeshandlung im Vordergrund der Dichtung, was der Dichtung sei und leiteten zugleich zu den großen historischen Gestalten und Geschehnissen im Hintergrund hin, die, in anekdotischer und kulturhistorischer Treue dargestellt, den Fluchtpunkt des Ganzen bildeten. Auch formal gilt dieser alten Auffassung das Romanhafte (die *romance*) nur als Medium des Historischen.

Man braucht bloß an Wieland und Lessing zu erinnern, um zu sehen, wie wenig diese Bestimmung der literarischen Eigengesetzlichkeit Rechnung trägt. Wenn der historische Roman der geschichtlichen Wahrheit und damit der Autorität der Geschichtswissenschaft unterstellt wird, kann er per definitionem kein Kunstwerk sein. Er gilt als nützlicher Verbreiter historischer Kenntnis, bestenfalls noch als Sonde in die psychologischen (Un-) Tiefen historischer Charaktere – als Hilfe oder Ergänzung der Geschichtswissenschaft. Daß er ihr damit auf Gedeih und Verderb ausgeliefert wird, zeigt sich, sobald es um die Abgrenzung von der Unterhaltungsliteratur geht: Da seine Definition dafür keinen ästhetischen Anhaltspunkt bietet, muß die Historie beispringen, um seine literarische Reputation mit dem außerliterarischen Kriterium der historiographischen Ernsthaftigkeit zu retten. Gut gehen konnte das nicht. Vielmehr geriet der historische Roman dadurch als solcher in den Verdacht der Trivialität. Und bestätigte nicht auch die Gegenprobe diesen Verdacht? Die literarisch anspruchsvollsten Geschichtserzählungen in der deutschen Literatur des 19. Jahrhunderts, Texte von Kleist, Raabe, Stifter, Keller und Fontane, konnten nach der gängigen Definition nicht als historische Romane begriffen werden.[27]

In dieser doppelten Verlegenheit nahm die Forschung eine Reihe von Erweiterungen am Begriff des historischen Romans vor. Schon eine vertiefte Beschäftigung mit Scott ergab, daß das Bild des historischen Romans, das man von ihm abstrahiert hatte, vor allem auf den populären Mittelalter-Romanen vom Typ *Ivanhoe* beruhte; dahinter waren die literarisch anspruchsvolleren und auch in ihrer Poetik differenzierteren Schottlandromane vom Typ *Waverley* aus dem Blick geraten.[28] Da Scott sich dort auf die Geschichte

26 Nussberger / Kohlschmidt: Historischer Roman, Sp. 659.

27 Vgl. Geppert: *Der ‚andere' historische Roman*, S. 4 ff.

28 Zusammenfassend dazu Heinz-Joachim Müllenbrock: *Der historische Roman des 19. Jahrhunderts*. Heidelberg 1980, S. 15–40. Der Ausdruck Mittelalterroman umfaßt hier

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

des Jüngstvergangenen beschränkt, kann er in der Romanhandlung vorführen, wie das verwendete historische Wissen durch die Befragung von Augenzeugen allererst gewonnen, vom imaginationsfreudigen Helden in ein konsistentes Bild verwandelt und in die Gegenwart der Leser vermittelt wird. Der in *Waverley* geschilderte Jakobitenaufstand wird zum Mittel, um daran die Arbeit eines (Zeit-) Historikers als poetischen Akt der Erkundung und Imagination vorzuführen.[29] Scott erreicht hier eine Problematisierung des Geschichtsbezugs, die seinen Mittelalterromanen zumindest explizit zu fehlen scheint.

Die Theorie des historischen Romans endgültig vom Bild des Scottschen Mittelalterromans gelöst hat dann Hans Vilmar Geppert. Statt den historischen Roman auf eine Verlebendigung der Vergangenheit festzulegen und damit schon im Ansatz zu trivialisieren, entwickelt Geppert seine Poetik um den „Hiatus von Fiktion und Historie", um das also, was oben in einer anderen Begrifflichkeit als Strukturkonflikt von Geschichtstreue und poetischer Autoreferenz bezeichnet wurde.[30] So verschieden dieser Konflikt gerade in den literarisch anspruchsvollsten Romanen gestaltet ist, Geppert vermochte sie alle als Antworten auf ein gemeinsames Grundproblem zu verstehen. Den Widerspruch im Begriff des historischen Romans gleichsam verdoppelnd, rechnet er ihm nun auch literarische Kunstwerke zu.

Allerdings läuft Gepperts Gattungstheorie, wie bereits der Titel seines Buchs verrät, auf einen schroffen Dualismus zwischen dem trivialen und dem künstlerischen historischen Roman hinaus. Das wiedergefundene Unterscheidungskriterium wird zum normativen Maßstab erhoben, Fiktionalität mit künstlerischen Rang gleichgesetzt. Als könnte die Aufwertung des autonomen Geschichtserzählens nur um den Preis gelingen, daß alle anderen Spielarten um so schärferer Verdammung anheim fallen. Das eigentlich schon verabschiedete normative Gattungsmodell stellt sich bei Geppert durch die Hintertür wieder ein: Als „eigentlicher" historischer Roman gilt ihm nur, was die Referenz auf Geschichte poetisch soweit bricht, daß dadurch die Erkenntnis- und Darstellungsformen der Historie in Frage gestellt werden. Auch Geppert also entläßt den künstlerischen historischen Roman nicht aus dem Komplementär-

auch Scotts Romane über die Tudor-Zeit, wurde diese doch als Ausläufer des Mittelalters begriffen.

29 Vgl. Wolfgang Iser: Möglichkeiten der Illusion im historischen Roman. (Sir Walter Scotts ‚Waverley'). In: *Nachahmung und Illusion. Kolloquium Gießen Juni 1963. Vorlagen und Verhandlungen*. Hrsg. v. Hans Robert Jauß (= Poetik und Hermeneutik. 1). München 1964, S. 135–156 u. 228–236.

30 Vgl. Geppert: *Der ‚andere' historische Roman*, S. 34–43. Geppert gewinnt seine Begriffe in Anlehnung an Roman Ingarden. Mag er in einem wichtigen Punkt auch über diesen hinausgehen, die substanzialistischen Implikationen von Ingardens Schichtentheorie, den Dualismus zwischen Erfahrungstatsachen und subjektiver Deutung schleppt Geppert fort. Um diese Implikationen zu vermeiden, wird hier bewußt von Gepperts Terminologie abgewichen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

verhältnis mit der Geschichtswissenschaft. Nur bestimmt er dieses Verhältnis jetzt als Herausforderung von deren angeblich ästhetisch erschlichener Geschichtskonsistenz.[31]

Es bedurfte der Einzelforschung vor allem zum historischen Roman des 20. Jahrhunderts, um zu ermessen, wie verschieden auch anspruchsvolle Geschichtserzählungen sich auf das vorherrschende Geschichtsverständnis beziehen können.[32] Und es bedurfte eines neuartigen, entontologisierten Gattungsbegriffs, um auch noch die letzten normativen Bestimmungen aus der Theorie dieses Genres zu verbannen. Erst seit literarische Gattungen nicht mehr als Naturformen verstanden werden, erst seit man sie innerhalb einer Theorie der literarischen Kommunikation als literarisch-soziale Institutionen zu verstehen versucht, tritt mit ihrer historischen Wandelbarkeit auch ihre synchrone Vielfalt in den Blick.[33] Dennoch ist die Forschung von einer materialen Geschichte des Geschichtsromans in Deutschland heute weiter entfernt denn je. Gerade die strukturfunktionalistisch Gattungsmodelle der siebziger Jahre nämlich haben sich, ihren unbestrittenen Verdiensten zum Trotz, als Hemmschuh erwiesen. Schon bei der Theoriebildung werfen sie (ihre Verfechter sind die ersten, die das einräumen) mehr Probleme auf, als sie lösen. In der literarhistorischen Praxis erweisen sie sich als unhandlich, überdies lenkt ihr funktionalistischer Ansatz den Blick beständig auf Bezüge zwischen verschiedenen literarischen und sozialen Teilsystemen, auf synchrone Bezüge also; entgegen der ursprünglichen Absicht fördert er eher eine Enthistorisierung der Gattungsforschung als die Klärung epochenübergreifender Gattungsentwicklungen.

31 Die gleiche Bestimmung vertritt Harro Müller: Thesen zur Geschichte des Historischen Dramas und des Historischen Romans (1773–1888). In: *Geschichtsdiskurs, Bd. 3*, S. 121–131.

32 Aus der umfangreichen Forschung s. z.B. Harro Müller: Schreibmöglichkeiten historischer Romane im 19. und 20. Jahrhundert. In: *The Germanic Review* 69 (1994/95), S. 14–19; Walter Hinck: *Geschichtsdichtung*. Göttingen 1995; Bettina Hey'l: *Geschichtsdenken und literarische Moderne. Zum historischen Roman in der Zeit der Weimarer Republik* (= Studien zur deutschen Literatur. 133). Tübingen 1994; Ansgar Nünning: *Von historischer Fiktion zu historiographischer Metafiktion*, 2 Bde. (= Literatur, Imagination, Realität. 11). Trier 1995.

33 Hans Robert Jauß: Littérature médiévale et théorie des genres. In: *Poétique* 1 (1970), S. 79–101. Deutsch in: *Grundriß der romanischen Literaturen des Mittelalters*. Hrsg. v. Hans Robert Jauß und Erich Köhler. Heidelberg 1973; Wolfgang Iser: Die Wirklichkeit der Fiktion. Elemente eines funktionsgeschichtlichen Textmodells der Literatur. In: *Rezeptionsästhetik. Theorie und Praxis*. Hrsg. v. Rainer Warning. München 1975, S. 277–324. Wieder in ders.: *Der Akt des Lesens. Theorie ästhetischer Wirkung*. München 1976; Wilhelm Voßkamp: Gattungen als literarisch-soziale Institutionen. (Zu Problemen sozial- und funktionsgeschichtlich orientierter Gattungstheorie und -historie). In: *Textsortenlehre – Gattungsgeschichte*. Hrsg. v. Walter Hinck. Heidelberg 1977, S. 27–42.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Will man heute noch an der Vorstellung übergreifender Gattungszusammenhänge festhalten, kommt man nicht umhin, von den allzu anspruchsvollen Theorien zurückzukehren zu bescheideneren, vorläufigen, pragmatischen Bestimmungen. Dies soll hier für den Geschichtsroman versucht werden. Dabei ist von einigen grundsätzlichen Feststellungen auszugehen, wie sie sich als Resultate aus der poetologischen Diskussion des 18. Jahrhunderts und der Forschungsdiskussion der Gegenwart ergeben.

Erstens: Wenn man schon, sprachlich unsauber, vom historischen Roman spricht, wie es seit den 1780er Jahren in Deutschland üblich wird, sollte man sich darüber im klaren sein, daß es sich dabei jedenfalls um keine literarische Gattung handelt. Dem historischen Roman fehlt, was eine Gattung im eigentlichen Sinn ausmacht: ein stabiles poetologisches Merkmal, das ihn von anderen Gattungen unterscheidet; auch fächert er sich nicht in verschiedene, stabile Arten auf. Allenfalls stellt er selbst eine solche Art dar, innerhalb einer wirklichen Gattung, der des Romans nämlich. Da jedoch auch diese Klassifikation ungeklärte ontologische Implikationen in die Literaturtheorie einschleppt, soll hier, entsprechend den Absichten der Arbeit insgesamt, von Textsorten die Rede sein bzw. von literarischen Genres.[34]

Zweitens: Auch als literarisches Genre verstanden ordnet der Begriff des historischen Romans diesen der Trivialliteratur zu. Denn sobald in einem Roman ernst gemacht wird mit dem Anspruch auf historische Referenz, muß das Prinzip der literarischen Autoreferenz dahinter zurückzustehen. Nicht die historische Richtigkeit seiner Aussagen (diese können richtig sein und dennoch fiktional), wohl aber der Anspruch auf historiographische Geltung beraubt den historischen Roman der künstlerischen Autonomie; darüber hinaus kostet er ihn die wichtigste Eigenschaft, die ihn zum Roman überhaupt erst macht: die Fiktionalität. Statt der Romanliteratur gehört ein ernsthaft geschichtstreuer Text eher der Popularhistorie zu oder der historiographischen Belletristik.

Allerdings ist denkbar, daß das Interesse an Geschichtstreue zu bestimmten Zeiten so groß wird und die normative Verpflichtung darauf so stark, daß es zu Mißverständnissen bei der Produktion und Rezeption von Texten führt. Unter Umständen können Romane von ihren Lesern, ja sogar von ihren Verfassern für geschichtstreu gehalten (oder dafür ausgegeben) werden, für hi-

34 Der Ausdruck Gattung bleibt immer biologisch konnotiert, dem Lehnwort Genre fehlt diese Konnotation. Es läßt im Deutschen eher sprachliche Besonderheiten anklingen, literarische Einteilungen aufgrund von kultureller ‚Art und Weise'. Als Analogon für „Art" wird es hier im folgenden gebraucht. Gemeint ist damit eine Klasse von Texten, die sich durch stabile gemeinsame Merkmalskombinationen auszeichnen (nicht durch vereinzelbare Merkmale). Verstehen lassen sich diese Merkmalskombinationen am besten als Ergebnisse eines gemeinsamen literarischen Problems, zustande kommen sie wahrscheinlich durch das Bemühen um einen gemeinsamen Gegenstand.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

storische Romane also, obwohl sie in Wirklichkeit zu erkennen geben, daß der Geschichtsbezug in ihnen nur Schein ist – schon dieses Kapitel wird wie das folgende einige Beispiele für solche trivialisierenden (Selbst-) Mißverständnisse anführen.

Auch ist der Status des trivialen Geschichtsroman eine eigene Betrachtung wert. Trivial bedeutet ja zunächst einmal nicht mehr als den Verzicht, ein sprachliches Kunstwerk zu schaffen; fiktional aber, d.h. autoreferentiell können diese Romane trotzdem sein. Was für Wieland und Lessing notwendig zusammengehört: Fiktionalität und literarische Kunst, kann sehr wohl auseinandertreten. Unterhaltungsromane z.B. sind fiktional, aber keine Werke im emphatischen Sinn. Sie gehören einer eigenen Klasse an, wollen keine Kunstwerke sein und deshalb auch nicht an solchen gemessen werden. Über ihre Qualität (in der eigenen Klasse) ist damit noch nichts gesagt, geschweige denn über ihre literarhistorische Bedeutung. Wer sich je mit Trivialliteratur beschäftigt hat, weiß, wie gewaltig die Qualitätsunterschiede in dieser Klasse sind, weiß auch, daß hier oft mehr über die kollektiven Wünsche und Phantasien einer Zeit zu erfahren ist als in der künstlerischen Literatur.[35] Die Literaturgeschichte jedenfalls hat beide zusammenzusehen, nicht nur als dichotomisch getrennte Bereiche, sondern, den Realitäten entsprechend, als zusammengehörig, dialektisch aufeinander bezogen, vielfach ineinander verschränkt; ihre Maßstäbe und Unterscheidungskriterien preisgeben dabei darf sie nicht.[36]

Anders als bei Geppert soll diese Dichotomie nicht in den Begriff des historischen Romans hineinverlegt werden; dem Sprachgebrauch angemessener erscheint es, das Trivialgenre „historischer Roman" mit einem umfas-

35 „Alle öffentlichen Bibliotheken bewahren bisher nur gute Werke der Nachwelt auf. Es fragt sich aber, wenn die Nachwelt den Geist der vorigen Zeit aus dem Innersten kennen lernen will, ob sie diese Kenntnis richtiger aus genialen Werken, welche jedesmal über den Geist ihrer Zeit herausspringen, zu schöpfen vermöge, oder vielmehr aus ganz elenden, welche als Nachdruck und Brut ihrer Zeit und durch ihre Menge am stärksten deren Bild, besonders die Schattenseite abzeichnen." Jean Paul: Politische Fastenpredigten während Deutschlands Marterwoche, II: Mein Aufenthalt in der Nepomuks-Kirche während der Belagerung der Reichsfestung Ziebingen. In ders.: *Sämtliche Werke*. Hrsg. v. Norbert Miller, Bd. 5, Frankfurt ²1996, S. 1126. Jean Paul fordert deshalb eine „Sudelbibliothek", in der auch „von jedem abgedruckten Schmierbuch wenigstens *ein* Exemplar übrig bleibe".

36 Vgl. Peter Uwe Hohendahl: Literarischer Kommerz. Zum Verhältnis von Trivialliteratur und Kulturindustrie. In: *Die fürstliche Bibliothek Corvey. Ihre Bedeutung für einen neue Sicht der Literatur des frühen 19. Jahrhunderts. Beiträge des 1. Internationalen Corvey-Symposioms 25.–27. Oktober 1990 in Paderborn*. Hrsg. v. Rainer Schöwerling und Hartmut Steinecke unter Mitarbeit von Norbert Otto Eke und Günter Tiggesbäumker (= Corvey-Studien. 1). München 1992, S. 35–49 sowie *Zur Dichotomisierung von hoher und niederer Literatur*. Hrsg. v. Christa Bürger, Peter Bürger und Jochen Schulte-Sasse (= Hefte für Kritische Literaturwissenschaft. 3). Frankfurt 1982.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

senderen Begriff zu überwölben, der dann auch künstlerische Werke über geschichtliche Stoffe einschließt. Ein solcher Begriff könnte der hier verwendete des Geschichtsromans sein. Das Kompositum zeigt an, daß die Textsorte attributiv durch ihren Bezug auf einen bestimmten Gegenstandsbereich bestimmt wird, durch die Referenz auf Geschichte. Angezeigt wird diese Referenz vor allem durch Eigennamen: von Personen, von Orten, von Ereignissen, durch bedeutungsreiche Daten, durch vergangenheitstypische Requisiten, durch sprachliche Archaismen, die ihrem jeweiligen Adressatenkreis für historisch galten. Nur darauf kommt es an, daß die Texte überhaupt einmal jemandem einen Bezug zur Geschichte signalisierten, nicht aber, ob sie heutige Leser damit noch überzeugen. Die Referenz auf Geschichte gilt unabhängig davon, ob auch wir bestimmte Namen, Ereignisse, Requisiten noch für historisch halten oder die in den Texten signalisierte Geschichtsauffassung teilen. Die Einheit dieser Klasse von Texten beruht auf dem poetologischen Problem, das aus der beschriebenen Referenz erwächst, auf dem oben erläuterten Strukturkonflikt zwischen Geschichtsbezug und poetischer Autoreferenz.[37] Nach allen Seiten eröffnet dieses Problem ganze Spektren von Gestaltungsmöglichkeiten, es läßt künstlerische Gestaltungen zu nach dem Vorbild Wielands, didaktische nach den Absichten Feßlers und unterhaltende, von denen noch die Rede sein wird.

Drittens: Mit dieser Bestimmung fallen die zeitlichen Grenzen, die die Literarhistoriker dem Genre bis heute setzen. Statt als Schöpfung aus dem Nichts, die 1814 mit dem Erscheinen von *Waverley* ins Licht der Literaturgeschichte tritt, alsbald ihre Blütezeit erlebt und nach 1848 wieder verfällt, um im 20. Jahrhundert einige eigenartige Nachblüten zu treiben, zeigt die Theorie der Textsorten den historischen Roman als universales Phänomen, als Makrogenre, das sich in Xenophons *Kyropaidie* und Heliodors *Aithiopika* ebenso ausprägt wie im heroischen Roman des Barock oder den Geschichtsromanen des 18. Jahrhunderts, ja das auch in außereuropäischen Literaturen anzutreffen ist. Allerdings umfaßt es keineswegs alle poetischen Gestaltungen von Geschichte. Der Strukturkonflikt von Geschichtstreue und poetischer Autoreferenz setzt ein Bewußtsein für die Eigengesetzlichkeit der Dichtung voraus; wo Dichtung und Historie kategorial nicht getrennt sind, macht der Begriff des historischen Romans keinen Sinn. In Epos und Sage mündlich geprägter Gesellschaften ist das Dichterische die mnemotechnisch notwendige Form allen Wissens, auch des historischen; erst die Schrift gestattet, Informationen ohne poetische Ausformung zu behalten. Sie löst einen Differenzierungsprozeß aus, in dem nach der Historie auch der Geschichtsroman entsteht.

37 In einem anderen Diskussionszusammenhang und mit anderer Begrifflichkeit gelangt Joseph W. Turner: The Kinds of Historical Fiction. An Essay in Definition and Methodology. In: *Genre* 12 (1979), S. 333–355 zu Ergebnissen, die sich durchaus in das oben Entwickelte übersetzen lassen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Dabei nimmt er je nach Kulturkreis und Epochenzusammenhang verschiedene Gestalten an. Das formal definierte Makrogenre (der in vielen Literaturen und Epochen gestaltete Konflikt von Geschichtstreue und Autoreferenz) erscheint in historisch verschiedenen Mikrogenres, von denen jedes unmittelbar zur Gattung steht, jedes sie genauso repräsentiert wie die anderen.[38] Um sie in ihrer Eigenart voneinander abzuheben, muß die formale Bestimmung der Gattung durch viele historische ergänzt werden. Für jedes einzelne Mikrogenre ist zu klären, welche Geschichtsauffassung ihm zugrunde liegt und welcher Roman-Begriff, was darin als Geschichtstreue gilt, was als Erzählung und was als poetische Selbstbezogenheit. Erst wenn die formal abstrakte Theorie historisch konkretisiert wird, ohne daß die historischen Kennzeichen verschiedener Mikrogenres gegeneinander ausgespielt werden, rückt die wirkliche Geschichte des Genres in den Blick.

Solange die Forschung Scotts historische und poetische Vorstellungen zur Norm erhob, weil sie sie selbst noch teilte, erschienen der historische Roman des 18. Jahrhunderts, ja selbst der Geschichtsroman der deutschen Romantiker nur als unzureichende Vorläufer, bestenfalls als folgenlose Abweichungen von der vorgezeichneten Entwicklung des Genres.[39] Auch ist diese Auffassung keineswegs überwunden. Obwohl die Gattungstheoretiker inzwischen von der Fixierung auf Scotts Romane abrücken, halten die Literarhistoriker bis in die jüngste Zeit daran fest. In ihrer gattungsgeschichtlichen Periodisierung bewahren sie Vorstellungen, die sich in der Gattungstheorie längst als unhaltbar erwiesen haben. Dabei trifft die alte Periodisierung durchaus etwas Richtiges. Sie macht deutlich, daß mit Scott in der Geschichte des Geschichtsromans etwas Neues beginnt. Mit seinem quasi-historistischen Geschichtsverständnis, seiner realistischen Erzählpoetik und seiner perspektivierten Darstellung begründet Scott ein neues, überaus erfolgreiches Mikrogenre. Davor aber steht die Geschichtsdichtung des ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts nicht als unvollkommene Vorbereitung, sondern als ein auf anderen Vorstellungen beruhendes Mikrogenre eigenen Rechts.[40]

38 Vgl. Jean Molino: Qu'est-ce que le roman historique? In: *Revue d'Histoire Littéraire de la France* 75 (1975), S. 195–234.

39 So schon bei Maigron und dem von ihm beeinflußten Karl Wenger: *Historische Romane deutscher Romantiker. Untersuchung über den Einfluß Walter Scotts* (= Untersuchungen zur neueren Sprach-und Literaturgeschichte. 7). Bern 1905. Ähnlich Richard Graf Du Moulin Eckart: *Der historische Roman in Deutschland und seine Entwicklung. Eine Skizze*. Berlin 1905, Walter Gutkelch: *Das Problem des Historischen im Roman der deutschen Romantik*. Diss. masch. Freiburg/Br. 1923 und Rudolf Bauer: *Der historische Trivialroman in Deutschland im ausgehenden 18. Jahrhundert*. Plauen 1930.

40 Gerecht geworden ist ihm bisher nur Marion Beaujean: *Der Trivialroman in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Die Ursprünge des modernen Unterhaltungsromans* (= Abhandlungen zur Kunst-Musik- und Literaturwissenschaft. 22). Bonn 1964. Ihren

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Wie tief es sich vom Roman Scottscher Prägung unterscheidet, zeigt sich an der Schwierigkeit, es als Textkorpus überhaupt in den Blick zu bekommen. So leicht sich etwa angeben läßt, was den Geschichtsroman Scotts vom Geschichtsdrama oder der Geschichtsnovelle unterscheidet, so schwer fällt diese Abgrenzung im 18. Jahrhundert. Der Geschichtsroman der 1780er und 90er Jahren präsentiert sich häufig als Dialogroman. Dessen Text besteht über weite Strecken hin aus Figurenrede, lediglich Szenenangaben, zuweilen auch kurze Überleitungsabschnitte stehen in Prosa. Auf der anderen Seite nimmt das Drama im Sturm und Drang epische Elemente in sich auf. Viele Ritterdramen unterscheiden sich deshalb von den Ritterromanen nur durch den geringeren Umfang. Auch zwischen dem Roman und den beliebten Kleinformen (Szenen, Skizzen, Erzählungen) scheint eine Grenze nur durch willkürliche Festlegung zu ziehen. Dabei können gerade in den Kleinformen die literarischen Mittel so verdichtet sein, daß hier die überzeugenderen Beispiele von Geschichtsdichtung entstehen.

Statt die fließenden Übergänge und Gattungsmischungen durch nachträgliche Definitionen zu verleugnen, scheint es den Verhältnissen angemessener, sich auf Texte zu konzentrieren, die zu ihrer Zeit als Romane aufgefaßt wurden, dabei aber die Übergänge zum Drama und zur Erzählung offen zu halten.

Wenn das ausgehende 18. Jahrhundert also weniger einen isolierbaren Geschichtsroman hervorbringt als einen ganzen Bereich von Geschichtsdichtung,[41] so gewinnt für dessen Eingrenzung das Kriterium des Historischen entscheidende Bedeutung. Scott gestaltet das Historische als das Vergangene, das im Vergleich mit der Gegenwart Andere, Exotische, Fremde. Deshalb er-

wegweisenden Ausführungen zum Geschichtsroman (S. 97–175) verdankt das Folgende wichtige Anregungen. In der neueren Forschung wird die Bedeutung von Scotts Romanen für die Entwicklung des Genres insgesamt eher relativiert (so z.B. in dem Forschungsbericht von Norbert Otto Eke / Dagmar Olasz-Eke: *Bibliographie: Der deutsche Roman 1815–1830. Standortnachweise, Rezensionen, Forschungsüberblick* (= Corvey-Studien. 3). München 1994, S. 9–34 und in dem Sammelband *Geschichten aus (der) Geschichte. Zum Stand des historischen Erzählens im Deutschland der frühen Restaurationszeit*. Hrsg. v. Norbert Otto Eke und Hartmut Steinecke (= Corvey-Studien. 4). München 1994, S. 11, 14 u.ö.): Bis in die dreißiger Jahre des 19. Jahrhunderts seien die Erzählmuster des Abenteuer-, Ritter- und Räuberromans weiterverwendet worden, habe der im 18. Jahrhundert geprägte phantastische Geschichtsroman neben dem realistischen historischen Roman Scottscher Prägung überdauert. Die logische Konsequenz aus dieser Einsicht: Untersuchungszeitraum und Periodisierung nach der Eigenzeit der untersuchten Genres zu richten (statt nach politischen Epochengrenzen), zieht dieser Forscherkreis allerdings nicht. Weiterhin kommt das Mikrogenre „phantastischer Geschichtsroman" nicht als ganzes in den Blick, wird seine Geschichte einfach zerteilt.

41 Das bestätigen die oben in Fußnote 1 erwähnten zeitgenössischen Bibliographien zur Geschichtsdichtung: Sie machen keinerlei Unterschied zwischen Roman, Drama, Dialog, Versepos und Kleinformen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

klären eine Reihe von Forschern das Erzählverhältnis der Nachzeitigkeit zum entscheidenden Merkmal des Geschichtsromans.[42] Nur wo der Erzähler eine vergangene, nicht mehr bestehende und deshalb fremde Welt darstelle, handele es sich um einen Geschichtsroman. Wieder wird damit, um den Geschichtsroman vom Gegenwartsroman zu unterscheiden, das Merkmal eines bestimmten Mikrogenres verabsolutiert. Schon für den Geschichtsroman des 20. Jahrhunderts ist diese Bestimmung nicht zu halten;[43] genausowenig läßt sie sich auf die Geschichtsdichtung des ausgehenden 18. Jahrhunderts übertragen. Vielmehr gilt dort, wie eingangs bei Schiller bemerkt, das Historische nicht in erster Linie als das Vergangene im Gegensatz zum Gegenwärtigen (obwohl diese Bedeutung langsam an Boden gewinnt), sondern als das Wirkliche im Gegensatz zum Erfundenen. Auch wo am Geschichtlichen gerade seine Andersartigkeit interessiert – und das ausgehende 18. Jahrhundert entwickelte dieses Interesse, wie sich zeigen wird, durchaus –, geht es vor allem darum, daß diese Andersartigkeit nicht Einbildung, Märchen oder Utopie, sondern Wirklichkeit war; das Geschichtliche verbürgt ihre Realität. Erst wenn die Literarhistoriker sich auf diese Vorstellung einlassen, öffnet sich ihnen das ganze Panorama der Geschichtsdichtung im ausgehenden 18. Jahrhundert.

Einstweilen sind nicht einmal die Quellen nach angemessenen Kriterien erschlossen. Solange weithin unklar ist, wieviele Geschichtsdramen, -romane, -erzählungen und -gedichte in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts erschienen sind, wovon sie in welcher Form handeln, welche Auflage und Verbreitung sie fanden und was davon heute wo zugänglich ist, fehlen der Forschung die elementaren Voraussetzungen.[44] Die deutschsprachigen Geschichtsromane der Erscheinungsjahre nach 1780 hat in jüngster Zeit eine Innsbrucker Forschergruppe um Johann Holzner und Wolfgang Wiesmüller

42 So Raimund Borgmeier und Bernhard Reitz in der Einleitung zu dem von ihnen herausgegebenen Sammelband: *Der historische Roman, Bd. 1: 19. Jahrhundert* (= Anglistik und Englischunterricht 22 (1984)). Heidelberg 1984, S. 7–37 und neuerdings wieder Hermann J. Sottong: *Transformation und Reaktion. Historisches Erzählen von der Goethezeit zum Realismus* (= Münchner germanistische Beiträge. 39). München 1992, S. 15–19. Als unzureichend entlarvt dieses Kriterium u.a. Palomo: Towards a Poetics, S. 72.

43 Vgl. David Roberts: The Modern German Historical Novel: An Introduction. In: *The Modern German Historical Novel. Paradigms, Problems, Perspectives*. Edited by David Roberts and Philip Thomson. New York, Oxford 1991, S. 1–17.

44 Vorarbeiten dazu bieten Ernst Weber / Christine Mithral: *Deutsche Originalromane zwischen 1680 und 1780. Eine Bibliographie mit Besitznachweisen*. Berlin 1983 und Michael Hadley: *Romanverzeichnis. Bibliographie der zwischen 1780–1800 erschienenen Erstausgaben*. Bern u.a. 1977. Beide Bibliographien kranken an einem anachronistischen Roman-Begriff, beide erfassen ausschließlich Prosa-Werke und schneiden schon dadurch Teile aus dem Feld der Geschichtsliteratur heraus. Das Gleiche gilt für

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

bibliographiert.[45] Auch mit diesem aufwendigen Projekt ist jedoch nur ein erster Schritt getan. Die Forschung bedarf nicht nur einer neuen Erschließung der Quellen, ebenso braucht sie einen neuen analytischen Blick auf sie.[46]

Umfassend dargestellt werden kann das Mikrogenre des Geschichtsromans im ausgehenden 18. Jahrhundert deshalb nicht. Doch scheint es möglich und für die Problemstellung dieser Arbeit auch ausreichend, einige seiner Spielarten daraufhin zu untersuchen, wie sie ihren Gegenstand auffassen und welches Verhältnis sie dazu einnehmen. Gefragt wird zuerst, welche Art von Geschichte die Geschichtsromane des ausgehenden 18. Jahrhunderts darstellen und was diese Geschichte für sie jeweils bedeutet. Beides, so wird sich zeigen, hängt eng miteinander zusammen, vor allem hängt es von charakteristischen Einstellungen zur Gegenwart ab. In der Formierungsphase des neuen, massenhaft verbreiteten Geschichtsromans zwischen 1780 und 1795 lassen die vorfindlichen Themen sich zudem bestimmten Geschichtsepochen zuordnen; auch die zeitgenössischen Bibliographien sortieren in dieser Phase nach Stoffkreisen. Erst in den neunziger Jahren vermischen sich Themen, Motive, Requisiten und Epochen, die Unterscheidungen verlieren an Trennschärfe. Zunächst aber lassen sich thematisch mindestens vier Typen von Geschichtserzählungen voneinander abheben (im folgenden mit den oben gemachten Vorbehalten abkürzend Romane genannt): der Antikenroman, der Ritterroman, der Geschichtsroman Benedikte Nauberts und der historisierende Künstlerroman. Die zweite und für den Zusammenhang dieser Arbeit wichtigere Frage gilt dann dem jeweiligen Umgang mit dem poetologischen Problem des Geschichtsromans: Wie werden Geschichtsbezug und poetischer Selbstbezug in den verschiedenen Gruppen tatsächlich aufeinander bezogen?

die Analysen der Romanproduktion einzelner Jahrgänge, etwa für Eva D. Becker: *Der deutsche Roman um 1780* (= Germanistische Abhandlungen. 5). Stuttgart 1964; Michael Hadley: *The German Novel in 1790. A Descriptive Account and Critical Bibliography*. Bern, Frankfurt 1973; Manfred W. Heiderich: *The German Novel of 1800. A Study of Popular Prose Fiction*. Bern, Frankfurt 1982.

45 Ihre Online-Datenbank ist im Internet veröffentlicht unter http://germanistik.uibk.ac/hr/. Problematisch scheint auch hier die zugrunde liegende Roman-Definition. Ausdrücklich schließt sie Ritter-, Schauer- und Räuberromane aus, „die entgegen ihren Ankündigungen als ‚Mittelalterromane' keine historischen Fakten verarbeiten".

46 Wie eng beides zusammenhängt, zeigt sich an den quellenkundlichen Beiträgen, die im Umfeld von Goedekes *Grundriß* entstanden: Johann Wilhelm Appell erfaßt den historischen Roman nur als Teil der: *Ritter-, Räuber- und Schauerromantik. Zur Geschichte der deutschen Unterhaltungsliteratur*. Leipzig 1859. Reprographischer Nachdruck Leipzig 1967. Statt einer Quellenkunde bietet er eine Tendenzschrift, in der er den Ritterroman als Versagen vor den künstlerischen Ansprüchen der klassischen und romantischen Literatur geißelt. Carl Müller-Fraureuth: *Die Ritter- und Räuberromane*. Halle 1894. Reprographischer Nachdruck Hildesheim 1965, behält die thematische Beschränkung bei und beschreibt an seinen Quellen nur, was er als gesunkenes Kulturgut begreift.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Interessanterweise führt diese zweite Frage zu Ergebnissen, die durchaus querstehen zu der thematischen Typenbildung; damit weisen sie über die bisherigen literarhistorischen Darstellungen hinaus.

Zum Antikenroman sind neben der *Geschichte des Agathon* (1766/67, 1773, 1794) zahlreiche weitere Werke Wielands zu rechnen, hervorgehoben seien die *Geheime Geschichte des Philosophen Peregrinus Proteus* (1791), der *Agathodämon* (1799) und der Briefroman *Aristipp und einige seiner Zeitgenossen* (1800/01). Daneben stehen August Gottlieb Meißners vielgelesener *Alcibiades* (1781–88) und sein *Spartakus* (1792), sowie die Romane des bereits zitierten Ignaz Aurel Feßler: *Marc-Aurel* (1790–92) und *Aristides und Themistokles* (1792). Überaus erfolgreich waren Heinrich Julius August Lafontaines *Scenen* (1789) aus der griechischen und römischen Geschichte sowie Johann Friedrich Butenschöns Jugendbücher über *Cäsar, Cato und Friedrich von Preußen* (1789) und über *Alexander den Eroberer* (1791).[47] Fast all diese Titeln werben mit bekannten historischen Eigennamen, und all diese Namen (bis auf die von Wieland gewählten) entstammen der politisch militärischen, der Staatengeschichte. Das verweist auf das Genre, das dem Antikenroman zugrundeliegt, wenn es von ihm auch weiterentwickelt und verwandelt wird – auf den Staatsroman oder Fürstenspiegel.

Das bekannte Vorbild, Fénelons *Voyage du Télémaque* (1699), seinerseits anknüpfend an Xenophons *Kyropaidie*, gab das Muster des Genres vor: den jugendlichen Prinzen, der sich, meist auf einer Reise, in Abenteuern und Tugendproben moralisch zu bewähren hat. Dabei erwirbt er sein politisches Rüstzeug, indem er verschiedene Staats- und Verfassungsformen kennenlernt, ihre Vor- und Nachteile vor Augen geführt bekommt und die darin angemessene Logik politischen Handelns erlernt. Mit der Rückkehr von der Reise endet der politisch moralische Bildungsgang. Der Prinz ist initiiert und kann als Herrscher das Tugendideal des mittleren Wegs ebenso verkörpern wie das politische Ideal der gemischten Verfassung ins Werk setzen.

Dieses Grundmodell erwies sich als flexibel genug, um damit eine ganze Reihe von Themen zu gestalten. Exemplifizieren der preußische Prinzenerzieher Johann Heinrich Gottlob von Justi (*Die Wirkungen und Folgen der wahren, als der falschen Staatskunst in der Geschichte des Psammitichius Königs von Egypten und der damaligen Zeiten,* 1759/60) wie auch Albrecht von Haller (*Fabius und Cato, ein Stück der Römischen Geschichte,* 1774) anhand der historischen Fälle noch verschiedene Prinzipien der Staatsführung, so rückt Wieland die moralischen und psychologischen Konflikte seiner Helden in den Vordergrund; der rationalistischen Psychologie entsprechend werden sie als Entscheidung zwischen verschiedenen philosophischen Grundhaltungen diskutiert. Wieland verbürgerlicht das Genre des Staatsro-

47 Vgl. mit der in Fußnote 1 genannten Bibliographie.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

mans, schon indem er anstelle der üblichen Prinzen „mittlere Helden" wählt, über die so wenig bekannt ist, daß er ihren Werdegang frei ausmalen kann, mehr noch, indem er ihre Psychologie, statt sie als Funktion einer öffentlichen Rolle aufzufassen, im Wechselspiel von Anlagen und Prüfungssituationen entfaltet und damit auf vorher unbekannte Weise verinnerlicht und prozessualisiert. Auch Agathon gelangt noch durch Staaten mit verschiedenen Verfassungen und übt eine Zeit lang hohe politische Ämter aus. Doch stellen sie nicht mehr das Ziel eines äußeren, sondern Durchgangsstationen eines inneren Bildungswegs dar.[48] Ergab die Psychologie des Helden sich zuvor aus seiner öffentlichen Rolle, so nimmt Wieland diese Rolle als Moment der psychologischen Entwicklung in den Blick.

In dieser radikalen Wendung sind ihm seine Nachfolger nicht gefolgt. Zwar behalten sie das psychologische Interesse bei, verkürzen es aber, indem sie zu den großen Helden zurückkehren, auf eine mechanische Motivationslehre. Ihnen geht es, führt Meißner 1785 in der Vorrede zur zweiten Auflage seines *Alcibiades* aus, um die Frage,

> wie ein Mann von dem Charakter, dem Stande, der Geburt, den äußern Zufälligkeiten, wie ich den Alcibiades, der Geschichts-Überlieferung nach mir denke, in den wichtigsten Fällen seines Lebens theils wirklich gehandelt hat, theils handeln konnte.[49]

Eine solche Formulierung hatte Signalfunktion: Sie konnte genauso vor einer pragmatischen Historie stehen, sie beschreibt das gleiche Interesse, mit dem die pragmatischen Aufklärungshistoriker zu Werke gingen. Wie in Feßlers literaturtheoretischen Schriften präsentiert der Antikenroman sich auch durch solche Vorreden als die geschmackvollere Einlösung eines historiographischen Programms.

Die von Plutarch, Thukydides und Xenophon erzählten Anekdoten aus dem Leben des Alcibiades malt Meißner szenisch aus, in Fußnoten und Anmerkungen weist er seine Quellen nach, erfundene Szenen macht er als solche kenntlich. Von Zweifeln an der benutzten „Geschichts-Überlieferung" handelt Meißner nicht, interessieren ihn die Fakten doch weniger als ihre pragmatisch-psychologische Motivierung. Und auch diese zielt nicht wirklich auf die Rekonstruktion der historischen Persönlichkeit, sondern durch das geschichtliche Beispiel auf eine allgemeine Seelen- und Affektenlehre für die Gegenwart. Alcibiades verkörpert das (positiv gesehene) Ideal des Libertin. Durch gezielten Einsatz von bestrickender Schönheit, Genußfreude und berechnendem Verstand vermag er die Menschen zu beherrschen und seine Sinnenlust ohne Reue zu befriedigen. Darin bot er ein Vorbild für den Adel, der

48 Vgl. Karl Wildstake: *Wielands Agathon und der französische Reise- und Bildungsroman von Fénelons Telemach bis Barthélemys Anarchasis*. Diss. München 1933.

49 August Gottlieb Meißner: *Sämmtliche Werke*, Bde. 17–19: Alcibiades. Erster bis dritter Theil. Wien 1814, hier: Bd. 17, S. 6.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

den Roman trotz oder wegen seiner Pikanterien als Erziehungsbuch schätzte (allerdings wohl der reiferen männlichen Jugend vorbehielt) und ein skandalträchtiges, aber ausreichend fernes Wunschbild für bürgerliche Leser.[50]

Nach dem gleichen Prinzip, wenn auch mit strenger Moral rekonstruiert Feßler in seinem *Marc-Aurel* nicht eigentlich die Psychologie der historischen Gestalt, sondern illustriert an diesem „Muster der Fürsten" das stoische Gelassenheitsideal und die „Größe und Glückseligkeit, zu welcher eine über Vorurtheile erhabene Vernunft, und auf die menschliche Natur gegründete Tugend den Menschen erhebt".[51]

Die Antike ist in diesen Modellkonstruktionen ein treuer Spiegel der eigenen Gegenwart, beruht die pragmatische Motivierung der historischen Fakten doch generell auf der Annahme, daß die Menschennatur psychologisch zu allen Zeiten gleich geblieben ist und ein entdeckter Ablauf deshalb, wie Wieland formuliert, jederzeit „noch einmal wirklich geschehen" kann.[52] Der ältere Staatsroman brauchte nicht unbedingt in der Antike zu spielen,[53] doch bevorzugte schon er sie als Hintergrund. Das lag nicht nur an dem überragenden Bildungswert, der ihr seit dem Humanismus zugeschrieben wurde und an der typologischen Geltung antiker Begriffe, Anschauungen und Gestalten, es hing auch mit der unvergleichlichen Wissensmenge zusammen, die man in Jahrhunderten über sie zusammengetragen hatte. Bis ins 19. Jahrhundert hinein war keine Epoche der abendländischen Geschichte besser erforscht als die Antike. Für keine andere Epoche besaß man dank der Humanisten und Antiquare so viel, so genaue und vor allem so sichere Kenntnis über die politischen Verfassungen und die religiösen Vorstellungen, die kulturgeschichtlichen Details und das Alltagsleben, für keine andere Epoche war solche Kenntnis aus den zahllosen Handbüchern und Enzyklopädien so leicht zu beziehen. Ist der Antikenroman des ausgehenden 18. Jahrhunderts in seinen Leitvorstellungen und Interessen weitgehend an der pragmatischen Historie orientiert, so beruht er mit seinem Material wesentlich auf der vorausliegenden Leistung der Antiquare, die er popularisiert.

50 Vgl. Becker: *Der deutsche Roman*, S. 30. Was Becker in Meißners Fall nur vermuten kann, geht bei Feßlers *Marc-Aurel* (1790–92) aus Entstehungszeit und Widmung klar hervor: Im Zusammenhang mit Feßlers Tätigkeit als Prinzenerzieher entstanden, diente der Roman als Lehrmaterial für die Erziehung des Adels. Erfolg und Auflagenzahl dieser Romane deuten jedoch darauf hin, daß sie auch bürgerliche Leser gewannen.

51 Ignaz Aurel Feßler: *Marc-Aurel*, 4 Theile. Breslau 1790–92, hier Theil 1, Widmung. Vgl. Feßlers aufschlußreiche Beschreibung seines Vorgehens in ders.: Einige Gedanken, Sp. 410.

52 *Geschichte des Agathon*, S. 14.

53 Wie z.B. Albrecht von Hallers *Alfred, König der Angel-Sachsen* (1773) beweist. Oft verzichteten die Autoren auf die historische Einkleidung ganz und siedelten ihre Romane wie z.B. Johann Gottfried Schnabel (*Die Insel Felsenburg* 1731–43) direkt in ihrer Gegenwart an.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

In der Regel bleibt die Popularisierung kulturhistorischen Bildungswissens ein Nebenzweck dieser Romane, doch kann sie sich gegenüber den psychologischen und staatstheoretischen Interessen auch völlig verselbständigen. Das bekannteste Beispiel ist die in ganz Europa begeistert begrüßte und auch in Deutschland bald in mehreren Ausgaben übersetzte, bearbeitete und fortgeführte *Voyage du jeune Anarchasis* des Abbé Barthélemy.[54] Vom führenden Numismatiker Frankreichs, dem Musterbild eines polyhistorischen Antiquars verfaßt, dient die Reise des fiktiven Helden darin nur mehr als roter Faden, um in sieben dicken Bänden ein mit über 20.000 Quellenangaben belegtes unerschöpfliches antiquarisches Wissen über jeden Aspekt der griechischen Zivilisation auszubreiten. Statt dem Antikenroman zu dienen, konnte ihn der Antiquarianismus auch überwältigen.

Selbst wo dies nicht geschah, prägte er ihm seine Kennzeichen ein. Im Antikenroman erscheint das historische Wissen wie im Antiquarianismus: petrifiziert, fragmentiert und in einen Zusammenhang gebracht, der ganz und gar der Gegenwart entstammt. Das antiquarische Geschichtswissen beglaubigt die psychologische und staatstheoretische Konstruktion, das heißt, es ist das nachprüfbar Wirkliche daran und deshalb niemals problematisch, anders oder fremd. Je idealer die Psychologie der historischen Helden ausgemalt wird, je tugendhafter ihr politisches Handeln, desto stärker bedürfen die Romane der punktuellen historischen Beglaubigung. Deshalb vermag außer Wieland, der auf Helden und Ideale verzichtet, kaum ein Autor die Referenz auf Geschichte als ästhetischen Schein kenntlich zu machen. Weist Meißner seine Darstellung im *Alcibiades* insgesamt noch als ästhetische Inszenierung aus,[55] so stellt z.B. Feßler die seine als Popularhistorie dar. Bei ihm wie auch bei anderen ist der fiktionale Charakter dieser Texte weithin geleugnet, ist er durch historische Beglaubigung möglichst unkenntlich gemacht.

Genoß der Antikenroman wenn schon nicht für seinen literarischen, so doch für seinen didaktischen Wert beträchtliches Ansehen, so ist der Ritterroman rasch zum Inbegriff der neuen, allseits verdammten, aber nur immer erfolgreicheren Unterhaltungsliteratur geworden. An Zahl und Umfang stellt er mit Abstand die meisten Geschichtsromane des ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts, und er prägte, zumindest für das neue Massenpublikum, das Bild des Genres bis zu Scott, Hauff und Alexis, ja darüber hinaus.[56]

54 Jean Jacques Barthélemy: *Voyage du jeune Anarchasis en Grèce, dans le milieu du quatrième siècle avant l'ère vulgaire*, 8 Ts. Paris 1788. Wie hoch das Werk nach seinem Erscheinen gehandelt wurde, bezeugt Schillers gespannte Lektüre-Erwartung (vgl. NA 33 I, 377 mit NA 25, 287 und 290). Mit seiner raschen Enttäuschung und scharfen Kritik scheint Schiller dagegen eher eine Ausnahme geblieben zu sein (NA 25, 300 f. und 331) – sonst wäre der über Jahrzehnte anhaltende Erfolg des Werks nicht begreiflich.

55 *Sämmtliche Werke*, Bd. 17, S. 112 und 183, Bd. 18, S. 84, vgl. Becker: *Der deutsche Roman*, S. 184.

56 Eine vollständige Bibliographie fehlt. Reiches Material über die bereits genannten Bi-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Geistesgeschichtlich entstammt er nicht wie der Antikenroman dem rationalistischen Hauptstrom der Aufklärung, vielmehr empfängt er seine Anstöße aus der aufklärerischen Selbstkritik, wie sie von den deutschen Nachfolgern Rousseaus geübt wurde. Je lebhafter sie mit dem Fortgang der Aufklärung auch deren Dialektik empfanden, je schwerer die postulierte (Selbst-) Beherrschung durch die Vernunft und der fortschreitende Zivilisationsprozeß auf ihnen lastete, desto reizvoller erschienen ihnen die überwundenen, vermeintlich einfacheren und natürlicheren Gesellschaftszustände. Sentimentalisch entdeckten sie sogenannte Naturvölker in weit entfernten Erdteilen neu oder ergingen sich in Träumen von einem ursprünglichen vorgesellschaftlichen Zustand; in der Geschichtsbetrachtung bereiteten sie eine grundlegende Neuinterpretation des europäischen Mittelalters vor.[57]

Nicht daß sie das herrschende Bild bereits umgestoßen hätten. Zu fest haftete die von den Humanisten und Reformatoren übernommene Vorstellung, das Mittelalter klaffe wie ein finsterer Abgrund zwischen den sonnenhellen Gipfeln der Antike (des Urchristentums) und dem glanzvollen Wiederaufstieg in der Renaissance (Reformation), zu gegenwärtig waren in den Städten, im komplizierten Zusammenspiel der Stände und im Rechtswesen die überlebten und deshalb bizarr anmutenden „gotischen" Überreste dieser Zeit. Selbst der junge Herder, der doch im Prinzip jede Geschichtsepoche nach ihren eigenen Voraussetzungen zu betrachten forderte und sich 1774 in seinem Bückeburger Geschichtsabriß zu wegweisenden Gedanken über den Eigenwert des Mittelalters hinreißen ließ, selbst Herder kam inhaltlich über die gängigen Verurteilungen kaum hinaus. Doch neben den barbarischen Kreuzzügen und unter der päpstlichen Despotie entdeckten die Kulturkritiker eine eigenartige, in der Gegenwart schmerzlich entbehrte Freiheit, die das Mittelalter in neuem Licht erscheinen ließ.

Die Historiker malten diese Freiheit in regionalen Verfassungsgeschichten aus, so Möser, der der absolutistischen Gängelung der Gesellschaft eine Geschichte der Selbstbestimmung entgegenhielt, die von der germanischen Gemeinfreiheit über die Behauptung bäuerlichen Grundbesitzes im Mittelalter bis zur Selbsthilfe im Faustrecht reicht, so Spittler, der die Tradition der

bliographien hinaus bieten der Buchhandelskatalog: *Geschichts- und Romanen-Litteratur der Deutschen. Zur Kunde der unterhaltenden prosaischen Schriften aus dem Gebiete der Wissenschaften, in einem Verzeichniß von 2866 der vorzüglichsten Schriften mit Preisen welche in einem Zeitraum von einem halben Jahrhundert erschienen sind.* Breslau 1798. Reprint mit einem Nachwort v. Hans-Joachim Koppitz Pullach 1973, sowie Carl Müller-Fraureuths Bibliographie: Ritter- und Räuberromane. In Karl Goedeke: *Grundrisz zur Geschichte der deutschen Dichtung. Aus den Quellen.* Zweite ganz neu bearbeitete Auflage [...] v. Edmund Goetze, Bd. 5 II. Dresden 1893, § 279.

57 Vgl. die immer noch lesenswerte Darstellung von Wolfram von den Steinen: Mittelalter und Goethezeit. In: *Historische Zeitschrift* 183 (1957), S. 249–302.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

württembergischen Freiheit aus dem Mittelalter herleitete, so Johannes Müller, der die mittelalterliche Schweiz als patriarchalische Idylle darstellte. Dagegen reduzierten die meisten Literaten die mittelalterliche Freiheit auf eine einzige Symbolfigur: den Ritter. Mösers Ausführungen zum Bauerntum blieben unbeachtet, das Städtewesen wurde nicht zur Kenntnis genommen, alle Züge des Mittelalters, die sich vom düsteren Pfaffen-Treiben absetzen ließen, kamen in der Gestalt des Ritters zusammen. Er galt als Fackelträger in finsterer Zeit.

Mit Geschichte hatte dies wenig, viel aber mit Literaturgeschichte zu tun. Schon die frühneuzeitlichen Volksbücher zeichneten das Mittelalter mit den Stoffen der höfischen Epik als romantische „Ritterzeit"; die Artus- und Amadis-Romane des 16. und 17. Jahrhunderts (nicht umsonst hießen auch sie bereits Ritterromane) rückten es durch ihre Mischung von höfischer Epik, Heldensagen, Heiligenlegenden und Märchenmotiven endgültig in das Regenbogenlicht einer phantastischen Ferne. Wahrscheinlich bestimmten sie das populäre Mittelalter-Bild stärker als die Verdammungsurteile der Gelehrten, blieb die Wunderwelt jenes älteren Ritterromans doch bis ins 18. Jahrhundert präsent. Wieland parodiert sie in seinem Roman *Der Sieg der Natur über die Schwärmerey, oder die Abenteuer des Don Sylvio von Rosalva* (1764), in seinem Versepos *Der neue Amadis* (1771) und im *Sommermärchen* (1777); sein *Teutscher Merkur* machte sie durch Nachdichtungen und literarhistorische Aufsätze bekannt. Heinrich August Ottokar Reichard gewann ihr mit seiner erfolgreichen *Bibliothek der Romane* (1778–94) ein neues Publikum und auch Heinrich Christian Boie rückte in sein *Deutsches Museum* (1776–78) immer wieder Inhaltsangaben und Berichte über den alten Ritterroman ein.

Selbst die Gelehrten blieben von diesen populären Vorstellungen nicht unberührt. In Frankreich beispielsweise zeichnete Jean Baptiste La Curne de Sainte-Palaye in seinen *Mémoires sur l'ancienne chevalerie considérée comme un établissement politique et militaire* ab 1746 ein aus *literarischen* Quellen geschöpftes Idealbild des mittelalterlichen Tugendadels, durch dessen Erforschung er, zusammen mit einer ganzen Schule von Antiquaren, die Krise der in Geburts-, Amts- und Verdienstadel tief gespaltenen französischen Aristokratie zu überwinden trachtete.[58] Aus den Nachschlagewerken dieser Schule schöpften dann wiederum die Verfasser der Ritterromane.

58 Lionel Gossman: *Medievalism and the Ideologies of the Enlightenment. The World and Work of La Curne de Sainte-Palaye*. Baltimore 1968. Deutsche Antiquare zogen nach. Beispielsweise beruht Johann Ludwig Klübers Standardwerk: *Das Ritterwesen des Mittelalters*, 3 Bde. Nürnberg 1785–91 ebenso auf Sainte-Palaye wie Christoph Meiners: *Historische Vergleichung der Sitten und Verfassungen, der Gesetze und Gewerbe, des Handels und der Religion, der Wissenschaften und Lehranstalten des Mittelalters mit denen unsers Jahrhunderts*, 3 Bde. Hannover 1793/94. Auch nach England strahlte die französische Schule aus, s. Sabine Pritzkuleit: *Die Wiederentdeckung des Ritters durch*

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

In der Schweiz hatten die Literarhistoriker aus alemannischem Patriotismus vor allem die mittelhochdeutsche Literatur „aus dem schwaebischen Zeitpuncte" neu ediert. Von den höfischen auf die mittelhochdeutschen Werke überhaupt schließend, erklärte Bodmer den Ritter zum Kulturträger des Mittelalters schlechthin. Wie die Franzosen hob er die ritterliche Tugend und Verfeinerung hervor und wirkte damit auf Wieland, der Klopstocks rauhem germanischen Altertum das kultivierte Mittelalter entgegenstellte, dem nordischen Barden den kosmopolitischen Ritterdichter.[59] Dabei verfolgte Wieland kein historisches Interesse, ihm ging es darum, die deutsche Sprache und Literatur seiner Gegenwart zu erneuern. Während Gottsched zu diesem Zweck die Hochsprache reinigen und die Dichtung auf strenge Gebote festlegen wollte, setzte Wieland auf Bereicherung und fand sie in der Bildhaftigkeit der mittelhochdeutschen Literatur, in ihrer beweglichen Syntax, in dem Zauberischen und Phantastischen der ritterlichen Sagenkreise. Um diesen Jungbrunnen zum Sprudeln zu bringen, wollte er ihn für seine Gegenwart genießbar machen. Wie Gleim und Bürger pseudomittelalterliche Minnelieder für Anakreontiker dichteten, schrieb Wieland pseudomittelalterliche Versepen, z.B. *Geron der Adeliche* (1777) oder *Oberon* (1780), in denen er soviel mittelalterliche Sprache und Motive bewahrte, wie er seinen Lesern zumuten zu dürfen glaubte, das dargestellte Rittertum aber in einen Rokoko-Traum verwandelte mit der Lizenz zum (ironisch gebrochenen) Wunderbaren.

Solch raffinierten Spielen mochten die zivilisationsmüden Kulturkritiker gerade entkommen. Mit dem höfisch kultivierten Ritter konnten sie nichts anfangen, interessierte das Mittelalter sie doch gerade als Gegenbild zur aufgeklärt-absolutistischen Gegenwart. Auch ihnen liefen alle positiven Züge des Mittelalters im Ritter zusammen, doch mußte ihr Ritter schlicht sein, geradeheraus, mußte sein Adel im Ethos bestehen nicht in Kultur oder Geburt – nur dann eignete er sich auch als Identifikationsfigur für den Bürger. Klopstocks Bardiaten und der Göttinger Hain bereiten dieses Ritter-Bild vor, im Sturm und Drang setzt es sich durch. Bürgers Balladen, Goethes *Götz*, das Ritterdrama und schließlich der neue Ritterroman, sie alle zeichnen den Ritter als kraftstrotzenden Naturburschen und altteutschen Biedermann, als „kraftgenialischen Menschen, der frei von Regelzwang und Konvention nur seinem eigenen Gesetz lebt".[60]

den Bürger. Chivalry in englischen Geschichtswerken und Romanen: 1770–1830 (= Horizonte. 7). Trier 1991.

59 S. James W. Marchand: Wieland and the Middle Ages. In: *Christoph Martin Wieland. Nordamerikanische Forschungsbeiträge zur 250. Wiederkehr seines Geburtstages 1983.* Hrsg. v. Hansjörg Schelle. Tübingen 1984, S. 33–52.

60 Beaujean: *Der Trivialroman*, S. 100, vgl. die detaillierten Nachweise bei Walther Pantenius: *Das Mittelalter in Leonhard Wächters (Veit Webers) Romanen. Ein Beitrag zur Kenntnis der beginnenden Wiederbelebung des deutschen Mittelalters in der Literatur*

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Wie die angehenden Staatsmänner im Antikenroman ist also auch der Ritter ein in der Geschichte aufgesuchtes Ideal. Doch signalisiert seine Kultivierung im ausgehenden 18. Jahrhundert nicht die selbst- und machtbewußte Bejahung der eigenen Gegenwart, sondern eine oppositionelle Haltung dazu. Er dient als Gegenbild zur vermeintlich überzivilisierten Gegenwart, als Möglichkeit, um vermeintlich natürlichen Regungen die Zügel schießen lassen konnte (Grobianismen und Gewalt waren wichtige Ingredienzien dieser Romane), er artikuliert eine deutliche Kultur- und Sozialkritik. Aus dieser Spannung zur eigenen Gegenwart – und zuweilen aus ihrer Verleugnung – entsteht der besondere Geschichtsbezug der Ritterromane.

Goethe hatte mit Götz von Berlichingen 1774 eine historische Gestalt gefunden, die nach dem, was über sie und ihre Epoche bekannt war, das Ideal der Stürmer und Dränger ebenso verkörpern konnte, wie sie die Konflikte zu gestalten gestattete, die das Ideal in der Gegenwart des 18. Jahrhunderts heraufbeschwor. Auch wenn Lessing das Stück ablehnte, ihm vorwerfen, daß es seine Grundsätze über das Verhältnis von Dichtung und Geschichte verletzte, konnte er nicht. Die Geschichtlichkeit der Figur beglaubigt ein Handeln, von dem die Stürmer und Dränger träumten, aber sie beglaubigt nichts Unmögliches, weil die Konflikte um dieses Handeln in den Traum mithineingenommen, weil sie auch dort gestaltet sind, wo Goethe sein Ideal historisch verwirklicht sah. So ist es die poetische Wahrheit, die das Drama auch historisch plausibel macht, ist sie es, die Goethes historisches Wissen mobilisierte, ihn den geeigneten Stoff finden ließ und die dichterischen Freiheiten regulierte.

Wo das Ideal dagegen ohne Konflikt und tragischen Ausgang ausgelebt werden, die Sozialkritik nichts kosten sollte, da war sie mit historischem Wissen nur schwer zu verschränken. Zwar machten zahlreiche Ritterdramen populäre Landesfürsten und Kaiser zu ihren Helden, zwar suchten z.B. Friedrich Christian Schlenkert und Ludwig von Baczko auch ihre Romane an historisch bekannte Gestalten anzuknüpfen (beide hatten Geschichte studiert, griffen politische Themen auf und setzten ihr Handbuchwissen in breit ausgesponnene Szenen um), doch vermochten die bekannten Namen das darge-

des achtzehnten Jahrhunderts (= Probefahrten. 4). Leipzig 1904. Bei Johann Georg Meinert: Die Ritterromane. Todtengespräch. In: *Für Böhmen von Böhmen* [Prag] 1 (1793), Zweyte Lieferung, S. 70–97 ist dieser, dem Mittelalter zugeschriebene „Genius" beschrieben: „Wann galten Biedersinn und Treue mehr, als dazumal, wann war man geselliger, froher, großherziger? Wann männliche Thätigkeit und ein gewisser edler Stolz allgemeiner? […] Wann gab es züchtigere Mädchen, enthaltsamere Jünglinge, gehorsamere Kinder, treuere Gatten? Wann waren die Sitten reiner, die Begierden einfacher, und die Menschen überhaupt so voll Gefühls ihrer Kräfte? […] Ich möchte jene Zeiten, das goldene Zeitalter, den Lenz der Menschheit nennen, so üppig hob sie sich mit tausend Aesten empor." (83) – aber nur, um dann desto schärfer durch das aufklärerische Bild des Mittelalters konterkariert zu werden.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

stellte Ritterideal um so weniger zu beglaubigen, je mehr populäre Wunschvorstellungen sich damit verbanden. Wenn Schlenkerts Heinrich IV. den Investiturstreit führt wie Götz seine Fehde, kommen auch für das Empfinden der Zeit Ritterideal und Kaiserwürde nicht mehr zusammen.

Aus diesem Dilemma führte die Abkehr von den großen Namen, ja der Verzicht auf eine bestimmte historische Anbindung überhaupt. *Sagen der Vorzeit* betitelte Leonhard Wächter 1787 eine Sammlung von Rittergeschichten, die den Typus prägen sollte – gleich doppelt distanziert er sich dadurch von der historischen Realität. Sage meint bei ihm, dem Sprachgebrauch der Zeit entsprechend, alles Gesagte, alles zunächst mündlich Überlieferte und dann erst Aufgeschriebene im Gegensatz zu den historischen Überresten und Dokumenten. Nach den Theorien, die die (Literar-) Historiker in der Bibel-, Homer- und Balladen-Philologie über die mündliche Überlieferung entwikkelt hatten, galt sie als volkstümlich, primitiv, von der Phantasie bizarr verformt, für den Dichter interessant, aber für den Historiker nur zu gebrauchen, wenn ihn alle anderen Quellen im Stich lassen. Auf diesen poetischen Seitenstrang der historischen Überlieferung behauptet Wächter seine Rittergeschichten zu gründen, ihn behauptet er zu erneuern, wenn auch in bearbeiteter Form, um ihn dem aufgeklärten Leser überhaupt zumuten zu können.[61] Schon im Ansatz ist damit jede konkrete historische Festlegung wie auch jede Konkurrenz mit der Geschichtswissenschaft vermieden. Der Ritterroman wird nicht als historiographische Darstellung ausgegeben, sondern den beliebten Formen fingierter Mündlichkeit zugezählt, den Sagen, Balladen, Märchen, Legenden.[62]

61 Veit Weber [= Leonhard Wächter]: *Sagen der Vorzeit*, 7 Thle. Berlin 1787–98. Zum Begriff der Sage und ihrer Bearbeitung äußert Wächter sich II 7, III 3–5, IV 141 f. und VII 213, vgl. Pantenius: *Das Mittelalter*, S. 5–7. Einen ganzen Vorrat solcher aus dem mittelhochdeutschen Heldenbuch geschöpfter Sagen breitet der anonyme Verfasser des Aufsatzes „Deutsche Helden der Vorzeit" aus (In: *Bibliothek der Romane*, Bd. 18. Riga 1791, S. 73–100), um damit zeitgenössische Bearbeitungen anzuregen.

62 „Tag und Nacht wühlte ich mit unermüdetem Fleiße in den bestaubten Chroniken, Legenden, Historien, oder ich ließ mich zu der Hefe des Volkes nieder, besuchte die Schenken und Spinnstuben, und lauschte den Sagen, Erzählungen, Märchen der grauen Vorwelt, die sich in mündlichen Ueberlieferungen fortgepflanzt hatten." So zeichnet Meinert: Die Ritterromane (S. 75 f.) die Stoffsuche eines Verfassers dieser Romane. Heutigen Lesern wird der Bezug auf die mündliche Überlieferung leicht durch die Dialogform dieser „Erzählungen" verdeckt, widerspricht sie doch allem, was seither über die Formen mündlicher Überlieferung bekannt geworden ist. Wächter aber, der sich als Schüler Bürgers verstand, geht von der Balladen-Diskussion seiner Zeit aus, und darin galt die Ballade nicht nur als Teil der mündlichen Dichtung, sondern auch als *in nuce* szenisch dramatischer Teil. Weitere Kennzeichen fingierter Mündlichkeit sind die eingestreuten sprachlichen Archaismen und Verse im Minnesänger-Stil, die Nachahmung von Bürgers Volkston, die Annäherung an die Umgangssprache bis hin zur Verwendung von Kraftausdrücken besonders in den Romanen Karl Gottlob Cramers, vgl. Müller-Fraureuth: *Die Ritter- und Räuberromane*, S. 47–52.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Das bestätigt das Attribut in Wächters Titel. Das Mittelalter erscheint darin als „Vorzeit", als vorgeschichtliche Zeit, als Epoche jenseits der offiziellen Geschichte, nicht weil Wächter es nicht besser wußte (hielt er sich doch im Gegenteil auf seine antiquarische Geschichtskenntnis über das Mittelalter viel zugute), sondern weil er bewußt die Unbestimmtheit eines Zeitraums kultivierte, der die nordische Fantasy-Welt in der Erzählung *Der Harfner* (I 359–412) ebenso umgreifen sollte wie das Salerno des 16. Jahrhunderts in der Erzählung *Die Teufelsbeschwörung* (IV 6–117). Vom nordischen Altertum bis zum Herbst des Mittelalters erstreckt diese Vorwelt sich in bunter Gleichzeitigkeit; ihre Requisiten: die gotischen Gewölbe, Burgen und Harnische, die altdeutsche Tracht, das Vehmgericht und das Faustrecht, bleiben wie auf dem Theater der Zeit immer dieselben. Obwohl sie eigentlich aus dem Spätmittelalter stammen, weil darüber am meisten bekannt war, signalisieren sie die Referenz auf eine mittelalterliche Vorwelt überhaupt, unabhängig davon, zu welchem historischen Zeitpunkt der Roman spielt.

Beide Begriffe, der der Vorzeit oder Vorwelt wie der der Sage, werden rasch zu Kennmarken; bei vielen Ritterromanen tauchen sie im Titel oder Untertitel auf. *Edda von Rabenburg, ein Geschichte aus der Vorwelt* (1791), *Hasper a Spada. Eine Sage aus dem dreizehnten Jahrhunderte* (1792/93), *Adolph der Kühne, Raugraf von Dassel* (1792/93), drei von hunderten von Titeln machen noch eine weitere Möglichkeit deutlich, neben der konkreten Geschichte eine sagenhafte zu erfinden. Wie die Antikenromane stellen sie den Eigennamen des Helden oder der Heldin voran – nur daß es sich hier um unbekannte, meist um erfundene Namen handelt. Vom Geschichtsroman, der mit bekannten Eigennamen an das Vorwissen der Leser appelliert, übernehmen viele Ritterromane nur den Gestus einer historischen Referenz; in Wirklichkeit, die erfundenen Namen zeigen es an, ist ihr Geschichtsbezug pseudohistorisch, ein fiktionales Spiel. Dadurch sind diese Unterhaltungsromane literarisch bewußter, ehrlicher als die historiographisch ambitionierten Mittelalterromane Schlenkerts und Baczkos oder die Antikenromane Feßlers. In besonderem Maße gilt das für Ritterromane, die wie die englische *gothic novel* Elemente des Übernatürlichen und Wunderbaren aufgreifen; vor allem Christian Heinrich Spieß bietet in seinen Schauerromanen zahlreiche Beispiele für eine regelrechte Ironisierung des Geschichtsbezugs.

Trotz allen Ausweichens vor der bekannten, der schriftlich fixierten, offiziellen Geschichte verzichten aber auch die Ritterromane auf die historiographische Beglaubigung keineswegs ganz. Im Gegenteil, je freier sie ihr sagenhaftes Mittelalter ausmalen, desto liebevoller hängen sie es durch einige sprachliche oder kulturgeschichtliche Details an den Häkchen der antiquarischen Geschichtskunde auf. Diesem Zweck dienen neben den eher seltenen Einleitungen vor allem die Fußnoten. Darin werden z.B. im Dialog gebrauchte sprachliche Archaismen übersetzt (manche Autoren fügen ihren Romanen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ganze Glossare bei), heraldische Details erläutert oder besondere Rituale erklärt, oft auch Quellen und Forschungsliteratur genannt, ja bisweilen sogar Parallelstellen in mittelhochdeutschen Texten angegeben. Natürlich konnten auch diese Beglaubigungen fingiert oder mit fingierten kombiniert werden wie bei Johann Georg Schilling, der seinen Roman *Berthold von Urach. Eine wahre tragische Rittergeschichte aus den Zeiten des Mittelalters* (1787–89) aus vermoderten Handschriften zu ziehen behauptet und ihm einen Anhang *Über das Ritterwesen im Mittelalter* beifügt. Ob fingiert oder echt, diese Beglaubigungen bleiben fast überall punktuell, den eigentlichen Geschichtsbezug stiftet die Überzeugungskraft des pseudohistorischen Mittelalter-Klischees, beides zusammen reicht dem Ritterroman als Referenz auf Geschichte aus.

Einen besonderen Typ historischer Erzählungen repräsentieren die Vergangenheitsromane Benedikte Nauberts.[63] Stofflich scheinen sie dem Ritterroman verwandt, spielen sie doch in einer mittelalterlich getönten Vorwelt, die ohne innere Differenzierung und Epochenkolorit immer die gleiche bleibt, unabhängig davon, ob die Handlung in der Völkerwanderungszeit angesiedelt ist oder im Dreißigjährigen Krieg. Auch gründet Naubert ihre Romane wie Leonhard Wächter gerne auf Sage und Legende: Die erfundenen Handlungsteile entwickelt sie häufig aus einer apokryphen, ursprünglich mündlichen Geschichtsüberlieferung, die in den Balladen und der alten Ritterepik noch zu greifen und ohnehin so ungewiß und phantastisch sei, daß sie im Gegensatz zu den historischen Tatsachen frei ausgesponnen werden dürfe. Dennoch unterscheiden sich Nauberts Romane zumindest vom frühen Ritterroman grundlegend: im Geschichtsbezug, in der Geschichtsauffassung und in der Form.

Formal nämlich handelt es sich bei ihnen nicht um Dialogromane, vielmehr sind sie nach dem Vorbild Wielands gebrochen auktorial erzählt. Oft wendet die Erzählinstanz sich direkt an die Leser, kommentiert sie das Erzählte, ironisiert sie ihre Perspektive. Erscheint die dargestellte Geschichte in den dialogischen Antiken- und Ritterromanen immer schon szenisch vergegenwärtigt, so ergibt sie sich bei Naubert wie bei Wieland als Resultat eines bewußt gehaltenen Erzähl- und das heißt Vermittlungsvorgangs, in dem Naubert zuweilen sogar den Abstand zwischen der Gegenwart des Lesers und der dargestellten Geschichte thematisiert. Die Geschichte beginnt bei ihr als das Vergangene zu erscheinen, ohne daß dieser Gesichtspunkt sich gegen die vorherrschende Beglaubigungsfunktion schon durchsetzt. Noch gilt die Geschichte

63 Eine zuverlässige und vollständige Bibliographie der anonym erschienenen Romane fehlt, die wichtigsten Vorstudien dazu bieten immer noch Christine Touaillon: *Der deutsche Frauenroman des 18. Jahrhunderts*. Wien, Leipzig 1919. Reprographischer Nachdruck Bern 1979, S. 341–447 und Kurt Schreinert: *Benedikte Naubert. Ein Beitrag zur Entstehungsgeschichte des historischen Romans in Deutschland* (= Germanische Studien. 230). Berlin 1941. Nachdruck Nendeln/Liechtenstein 1969.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

auch hier als das Wirkliche, das die erfundene Fabel glaubwürdig machen soll. Doch verwebt Naubert ihre Fabeln so geschickt mit dem bemühten Geschichtswissen, nähert sie beides so weit aneinander an, daß es zu einer neuartigen Synthese verschmilzt.

Erklären läßt diese Synthese sich aus der Verbindung von Rationalismus, Empfindsamkeit und Frühromantik, die Nauberts Schreiben prägt.[64] Einer alten Leipziger Gelehrtenfamilie entstammend, erhielt Naubert, unterrichtet von älteren Brüdern, die an der Leipziger Universität studierten, eine gründliche Gelehrtenbildung und erwarb mit der Zeit so vorzügliche Kenntnis der alten Sprachen und der Geschichte, daß sie damit wahrscheinlich alle anderen Verfasser von historischen Romanen im ausgehenden 18. Jahrhundert übertraf. Sie war gelehrt und zwar auf Leipziger Art gelehrt: Die Hochburg des Rationalismus, in der sie die ersten vierzig Jahre ihres Lebens verbrachte, bestimmte ihre Geschichtsauffassung grundlegend. Strenge Kritik und eherner Respekt vor den geprüften Tatsachen waren ihr selbstverständlich. Der pragmatischen Geschichtsdeutung entnahm sie die Unterscheidung zwischen der äußeren Geschichte, die sich in den Tatsachen manifestiert und der inneren Geschichte der verborgenen Zusammenhänge; auf diesen Gegensatz gründete sie ihre Erzählungen. Während die meisten Ritterromane sich auf erfundene Figuren beschränken, geht Naubert fast immer von historischen Personen und ihrem verbürgten Umfeld aus, beachtet überlieferte Charakterzüge und Ereignisse, zielt aber über diese öffentliche Geschichte hinaus auf die dahinter verborgene geheime. Diese findet sie nicht wie der Antikenroman in der Psychologie, sondern in verleugneten Familienverhältnissen: bei illegitimen Töchtern, vertauschten Kindern, entführten Bräuten, Geschwisterrivalitäten. Personal und Motive des empfindsamen Familienromans bringt Naubert in den Geschichtsroman ein, sie machen die geheime Geschichte aus, die in ihren Romanen im Vordergrund steht.

Naubert hat den Zweischichtenroman so wenig erfunden wie der oft dafür gerühmte Walter Scott[65] – ein so grundlegendes Erzählprinzip wie die Verbindung von erfundenen, in eine Liebeshandlung verstrickten Figuren im Vordergrund und historisch treu geschilderten, wirklichen Personen im Hintergrund läßt sich nicht einem einzigen Erfinder oder einer einzigen Erfinderin

64 Eine solche Verbindung von scheinbar Unvereinbarem ist von den Literarhistorikern nicht vorgesehen, deshalb fallen immer wieder Teile von Nauberts Werk aus ihren Suchrastern heraus. Vgl. die Kritik der Forschung bei Jeannine Blackwell: Die verlorene Lehre der Benedikte Naubert: die Verbindung zwischen Phantasie und Geschichtsschreibung. In: *Untersuchungen zum Roman von Frauen um 1800*. Hrsg. v. Helga Gallas und Magdalena Heuser (= Untersuchungen zur deutschen Literaturgeschichte. 55). Tübingen 1990, S. 148–159.

65 Schreinerts Kernthese lautet, Naubert habe den Zweischichtenroman „zuerst […] durchgeführt" (*Benedikte Naubert*, S. 27) und Scott habe ihr Modell übernommen (101 f.).

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

zurechnen. Es bestimmt bereits die Geschichtsromane des Barock, findet sich im Pikaro-Roman und liegt auch Wielands *Agathon* zugrunde, Vorbildern, die Naubert allesamt kannte. Das schmälert ihre eigene Leistung keineswegs. Sie hat den Zweischichtenroman für das historische Wissen, die kritischen Maßstäbe und die Geschichtsauffassung ihrer Zeit erneuert. Bestätigte der Ritterroman bloß das Vorurteil, über die Ritterzeiten könne nur romanhafter Unsinn erzählt werden, so erschlossen Nauberts Romane das Mittelalter – und damit die Nationalgeschichte – auch für anspruchsvolle, historisch gebildete Leser. In immer neuen Variationen lehrten sie ein ausbaufähiges Prinzip. Deshalb macht Körner Schiller auf sie aufmerksam, als er ihn von der Geschichtsschreibung zur Dichtung zurückzulocken versucht,[66] deshalb studieren Novalis, Fouqué, Arnim, Kleist und E.T.A. Hoffmann ihre Romane,[67] deshalb bezeichnet Walter Scott sie 1799 in der Vorrede zu seiner Übersetzung von Goethes *Götz* als „excellent".[68] Vor allem die Romantiker und Scott lernten daraus, wie man Geschichte und Roman, historische Kenntnis und freie Erfindung, Politik und Romanze, Moral und Familiendrama für ein bürgerliches Publikum überzeugender verwebt, als dies den meisten Antiken- und Ritterromanen gelang.

66 Brief vom 2. November 1788 (NA 33 I, 243). Schiller scheint der Empfehlung erst in späteren Jahren gefolgt zu sein und sie dann nicht mehr für seine Erzählprosa genutzt zu haben, sondern für das Geschichtsdrama. Die Figur der Thekla und einige Handlungsmotive im *Wallenstein* sind von Nauberts Roman *Geschichte der Gräfin Thekla von Thurn, oder Scenen aus dem 30jährigen Kriege* (2 Thle. Leipzig 1788) angeregt (dazu ausführlich Touaillon: *Der deutsche Frauenroman*, S. 441 f.).

67 Michael Neumann: Novalis und ‚Walther von Montbarry'. In: *Literaturwissenschaftliches Jahrbuch* N.F. 30 (1989), S. 317–321. Auch der junge Fouqué las Nauberts *Walther von Montbarry, Großmeister des Tempelordens* (2 Thle. Leipzig 1786) und war so beeindruckt davon, daß er dieser Lektüre noch nach vierzig Jahren in seinen Lebenserinnerungen gedachte (*Lebensgeschichte des Baron Friedrich De la Motte Fouqué*. Halle 1840, S. 153). Arnim interessierte sich vor allem für Nauberts *Neue Volksmährchen der Deutschen* (4 Thle.. Leipzig 1789–93), lobte sie in der *Zeitung für Einsiedler* (Nr. 32 vom 20. Juli 1808. Reprint mit einem Nachwort v. Hans Jessen Stuttgart 1962, Sp. 256), schätzte aber auch ihre Romane (s. seinen Nachruf: Noch Etwas über die verstorbene Dichterin Naubert. In: [Dresdner] *Abend-Zeitung* Nr. 270 vom 11. November 1819. Beide Texte wieder in Achim von Arnim: *Werke in sechs Bänden*. Hrsg. v. Roswitha Burwick, Jürgen Knaack, Paul Michael Lützeler, Renate Moering, Ulfert Ricklefs und Hermann F. Weiss. Frankfurt 1989 ff. [im Folgenden unter Angabe von Bandnummer und Seitenzahl zitiert als: AW], hier Bd. 6, S. 245 f. und 662 f.). Kleist übernahm die Fabel von Nauberts Roman *Herrmann von Unna. Eine Geschichte aus den Zeiten der Vehmgerichte* (2 Thle. Leipzig 1788) für sein *Käthchen von Heilbronn*.

68 Walter Scott: *Goetz of Berlichingen with the iron hand*. London 1799 erwähnt S. XI *Herrmann von Unna. Eine Geschichte aus den Zeiten der Vehmgerichte* (2 Thle. Leipzig 1788) und *Alf von Dülmen, oder Geschichte Kaiser Philipps und seiner Tochter. Aus den ersten Zeiten der heimlichen Gerichte* (2 Thle. Leipzig 1790), vgl. Friedrich Sommerkamp: *Walter Scotts englische und deutsche Belesenheit*. Diss. masch. Berlin 1924.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Das läßt sich besonders an Nauberts Figurengestaltung zeigen. An die Stelle idealer Vorbilder aus dem Antikenroman und erträumter Kraftnaturen aus dem Ritterroman treten bei ihr mittlere und das heißt mittelmäßige, ja oft ein wenig kümmerliche Helden. Viele werden gerade durch ihre Schwächen charakterisiert, so Karl der Große, der in Nauberts *Geschichte Emmas, Tochter Kaiser Karls des Großen und seines Geheimschreibers Eginhard* (1785) als Schürzenjäger und tyrannischer Vater erscheint oder Kaiser Wenzel, den *Herrmann von Unna. Eine Geschichte aus den Zeiten der Vehmgerichte* (1788) als trunksüchtigen Verschwender zeigt. Monumentalisierten historischen Gestalten begegnet Naubert mit rationalistischer Skepsis, Denkmäler holt sie durch die Familienperspektive von den Sockeln, die großen Herrscher stutzt sie auf das Maß allzu menschlicher Neigungen zurück.

Aber auch Nauberts erfundene Helden zeigen sich oft schwach und wie überfordert. Immerzu sind sie auf der Suche: nach einer verschwundenen Geliebten, nach Aufklärung über ein Geheimnis ihrer Familiengeschichte, nach der Lösung einer über sie verhängten Intrige. Immerzu ringen sie mit Rollenzuweisungen, gegen die es keine Auflehnung gibt, unterliegen sie moralischen Normen, die sie spalten, suchen sie vergeblich nach den ausgegrenzten Teilen ihres Selbst. In mehreren Romanen müssen sie am Ziel ihres Weges sterben. Wie Nauberts Romane insgesamt tragen sie das Mal der Melancholie.

Darin zeigt sich mehr als rationalistische Skepsis, zeigt sich gerade eine Reaktion gegen den Rationalismus. Ausdrücklich stellt Naubert ihn nirgendwo in Frage, von der offenen Kulturkritik der Stürmer und Dränger ist sie weit entfernt. Aber das Leid an den verbotenen Wünschen, die Qual unter dem stoischen Ich-Ideal macht sie zu ihrem Thema, und es ist die Beschäftigung mit diesem Thema, die sie in ihrer Jugend zur Empfindsamkeit, mit der Zeit aber immer stärker zur Romantik treibt. Schon in ihrem ersten Roman *Heerfort und Klärchen* (1779), einer empfindsamen Familiengeschichte aus der Gegenwart, unterbricht sie die verwickelten Suchaktionen der Helden, wo es ihr mit ihnen die Sprache verschlägt, wo „unaussprechliche" Gefühle sich durch vorsprachliche Äußerungen und Zeichen verraten.[69] Unaussprechlich aber sind diese Gefühle nicht nur ob ihrer Intensität, sondern weil sie die Normen überschreiten, die der Text ausdrücklich aufrecht erhält.

Dieses Dilemma bleibt Nauberts Thema auch, als sie, die allgemeine Wendung gegen die Empfindsamkeit äußerlich mitvollziehend, in ihrem zweiten Roman, der *Geschichte Emmas, Tochter Kaiser Karls des Großen und seines Geheimschreibers Eginhard* (1785), Einzelzüge des empfindsamen

69 Vgl. Gerhard Sauders Nachwort zu Benedikte Naubert: *Heerfort und Klärchen. Etwas für empfindsame Seelen.* Zwei Teile in einem Band. Mit einem Nachwort v. Gerhard Sauder (= Texte zum literarischen Leben um 1800. 9). Hildesheim 1982.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Familienromans karikiert, seine Grundsätze jedoch auf den Vergangenheitsroman überträgt und dabei neu motiviert. Hier nämlich, in der Geschichte, scheinen die Ausflüchte der jungen Helden wahrscheinlicher, hier können sie plausibler in die abenteuerlichen Nebenhandlungen, spannenden Episoden und farbenfrohen Szenen verstrickt werden, über denen sie (wie die Leser und die Autorin) wenigstens zeitweise den traurigen Anstoß ihrer Suche vergessen. Naubert entdeckt die Geschichte als Trost gegen das Unbehagen im Rationalismus. Doch währt dieser Trost immer nur so lange, bis sich mit den rationalistischen Urteilen auch die Dilemmata erneuern. Aus einer Welt der unerschöpflichen Abenteuer verwandelt die Geschichte sich in Nauberts Romanen zum Labyrinth sinnloser Anstrengungen, aus einem Zufluchtsort in ein Gleichnis für die Vergeblichkeit jeden Fluchtversuchs. So nahe Naubert mit dieser Auffassung dem barocken Geschichtsroman kommt, so fern rückt sie dem Antiken- und dem Ritterroman. In beiden beglaubigt die Geschichte Ideale, mögen sie auch einmal als Vorbild für die Gegenwart ausgemalt sein, das andere Mal als Gegenbild. In Nauberts Romanen zerfallen die Ideale, und damit wird die Geschichte tendenziell aus ihrer Beglaubigungsfunktion entlassen. Das ist ein weiterer Grund, warum Nauberts Vergangenheitsromane den zeitgenössischen Lesern soviel zukunftsträchtiger erschienen als der Antiken- und Ritterroman.

Indem Naubert die Geschichte aus dem Würgegriff des Idealen entläßt, findet sie in ihren Romanen eine neue Art von Geschichtsbezug. Er ist weniger antiquarisch punktuell als übergreifend synthetisch, er beruht nicht bloß auf Einzelheiten, von denen sich das Erfundene klar abheben läßt, sondern tendiert im Zweischichtenroman zur Angleichung von Verbürgtem und Erfundenem, von öffentlicher und geheimer, hoher und niederer Geschichte. Das zeigt sich z.B. am Verschwinden der Fußnoten aus dem Text, am weitgehenden Verzicht auf Vorworte, Quellenangaben und Anhänge. Bei Naubert übernimmt deren Funktion die Erzählinstanz, die in den Dialogromanen fehlt. Sie kennzeichnet nun Erzählteile als unverbürgte Sage oder zitiert in dramatischen Situationen eine Quelle. Dabei aber können ihre klaren Markierungen sich wie bei Wieland in ein Spiel verwandeln, das die Übergänge eher verwischt als hervorhebt. Naubert vollzieht einen Übergang. Deshalb stehen Altes und Neues in ihren Romanen noch zusammen. Durch ihre Wirkung aber weist sie auf die Romantik voraus.

Neben den Romanen Wielands fand nur der vierte Typ des Geschichtsromans Aufnahme in den Kanon: der historisierende Künstlerroman. Und noch in einem weiteren Punkt nimmt er eine Sonderstellung ein: Gingen die drei anderen Typen aus älteren Genres hervor: der Antiken- aus dem Staatsroman, der Ritter- aus dem Amadisroman, Naubert aus dem barocken Geschichts- und empfindsamen Familienroman, so entstand der Künstlerroman als eine Neuschöpfung des Sturm und Drang. Begründet hat ihn und gleich auch ins

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Historische gewendet Wilhelm Heinse mit *Ardinghello und die glückseligen Inseln* (1787). Allerdings blieb diese *Italiänische Geschichte aus dem [späten] sechszehnten Jahrhundert* ohne unmittelbare Nachfolge. Erst als Wakkenroder und Tieck in den *Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders* (1797) ihr neues Künstlerideal entwickelten, als sie neben Italien auch Deutschland als Schauplatz entdeckten und die Handlungszeit ins Mittelalter (einschließlich der Dürerzeit) verlegten, wurde die historische Spielart des Künstlerromans beliebt: Von Tiecks *Franz Sternbalds Wanderungen* (1798) über Novalis' *Heinrich von Ofterdingen* (1802) und Brentanos *Chronika eines fahrenden Schülers* (1802) bis hin zu Arnims *Kronenwächtern* (1817)[70] und den Künstlernovellen E.T.A. Hoffmanns[71] reicht die Beschäftigung der Romantiker damit.

Zeitlich weist der historisierende Künstlerroman also über den Geltungsrahmen der vorgeschlagenen Typologie hinaus. Außer dem *Ardinghello* steht er nicht mehr im Zeichen des Sturm und Drang, sondern in dem der Romantik, gehört er nicht mehr in die Pionierzeit der neuen Erzählliteratur, sondern in die Zeit ihres großen Umbruchs zwischen 1795 und 1819. Und doch zeigt er sich unter dem Aspekt des Geschichtsbezugs als einheitlicher Typus: dem Geschichtsroman des späten 18. Jahrhunderts näher verwandt als dem Roman Scottscher Prägung. Deshalb seien die Probleme dieses Geschichtsbezugs hier wenigstens angedeutet.

Im Künstlerroman vergewissern Künstler sich der Eigenlogik ihres Handelns, wo es in innere und äußere Konflikte führt; deshalb nehmen diese Texte leicht programmatischen Charakter an. Anhand von Künstlerbiographien zeigen sie idealtypisches Gelingen oder idealtypisches Scheitern – je stärker die vertretenen Grundsätze provozieren, desto näher liegt ihre Rechtfertigung mit den Sitten anderer Geschichtsepochen oder der anerkannten Autorität hi-

70 Arnims Roman geht in der biographisch entfalteten Künstler-Thematik keineswegs auf, seine Etikettierung als Künstlerroman griffe beträchtlich zu kurz. Andererseits spielt Antons Künstlertum doch eine so wichtige Rolle darin, daß es den Text zumindest in den Umkreis des Künstlerromans rückt.

71 Hier sind vor allem die in den *Serapions-Brüdern* (1819–21) versammelten Erzählungen zu nennen: *Der Artushof* (1815), *Der Kampf der Sänger* (1817), *Doge und Dogaresse* (1817), *Meister Martin der Küfner und seine Gesellen* (1817/18), *Das Fräulein von Scudéry* (1818), *Nachricht aus dem Leben eines bekannten Mannes* (1819), *Signor Formica* (1819) und *Der Zusammenhang der Dinge* (1819). Nicht all diese historisierenden Erzählungen sind Künstlernovellen, und nicht alle Künstlernovellen in den *Serapions-Brüdern* sind in der Geschichte angesiedelt. Vielmehr spielt Hoffmann in seinem Erzähllaboratorium bewußt verschiedene Themen und Möglichkeiten des historisierenden Erzählens durch, wobei er ihre Poetik in der Rahmenerzählung mehrfach zur Diskussion stellt. Dadurch bieten die *Serapions-Brüder in nuce* einen Überblick über die Spielarten historisierenden Erzählens bis zur Durchsetzung des Scottschen Romanmodells.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

storischer Gestalten (Raffael, Dürer). Als Zuflucht vor den Verurteilungen bestimmter Momente künstlerischen Handelns in der Gegenwart prägt der Künstlerroman utopisch didaktische Züge aus.

Die ältere Forschung hat ihm deshalb, gerade im Vergleich mit dem Geschichtsroman des 19. Jahrhunderts, den konkreten Geschichtsbezug überhaupt abgesprochen: Außer einigen kulturgeschichtlichen Details in Arnims *Kronenwächtern* seien die dargestellten Geschichtsepochen nicht von dieser Welt. Sie repräsentierten Idealvorstellungen, „Märchenträume", das Schlaraffenland, aber keine konkrete geschichtliche Wirklichkeit.[72] Dagegen sucht die neuere Forschung, dem romantischen Kunstprogramm die gesellschaftlichen und historischen Bezüge zurückzugeben und betont, wie präzise Heinse in seinem Roman der galanten italienischen Geschichtsschreibung folgt, wie gut Novalis die Mittelalterforschung seiner Zeit kannte, wie bewußt er mit den historischen Angaben in seinem Roman auf die neuen Einsichten anspielt.[73]

So wertvoll diese Hinweise sind, so sehr drohen nun sie ein schiefes Bild zu ergeben, unterlassen es die neueren Arbeiten doch oft, außer den konkreten Einzelbezügen auch die Eigenart des Geschichtsbezugs insgesamt zu reflektieren. Die aber ist nur zu verstehen, wenn man ihre charakteristische Abstraktheit mit der idealisierenden Tendenz der Künstler-Thematik zusammenhält. Die Romane zeigen in der Geschichte aufgesuchte künstlerische Ideale, genauer: sie zeigen die gegenwartsbezogene Auseinandersetzung mit geschichtlich gedachten Idealen.

Diese Ideale haben bei den Romantikern einen anderen Wirklichkeitsgehalt als die didaktischen Helden im Antiken- oder die Wunschbilder im Ritterroman. Das liegt an der Entwicklung des Geschichtsdenkens ebenso wie am romantischen Begriff des Romans. Die Romantiker beziehen ihre Geschichtserzählungen weniger auf die antiquarische Einzelerkundung als auf die allgemeinen Epochendeutungen der Geschichtsphilosophie. Das Mittelalter, die Dürerzeit, die Reformation sind für sie weniger durch Einzelereignisse und kulturhistorische Details gekennzeichnet als durch die geschichtsphilosophische und das heißt gedanklich begriffliche Bestimmung, wie sie vor allem Herder, Fichte und nicht zuletzt die Romantiker selbst entwickelten. Wenn Novalis den *Ofterdingen* in einer „tiefsinnige[n] und romantische[n]"

72 So schon Wenger, Gutkelch und zusammenfassend mit langer Nachwirkung Hermann August Korff: *Geist der Goethezeit. Versuch einer ideellen Entwicklung der klassisch-romantischen Literaturgeschichte*, 5 Bde. Leipzig 1923–58, hier: Bd. 1: Sturm und Drang ^{4}1958, S. 250 f.; Bd. 3: Frühromantik ^{3}1959, S. 497–524 und 559–596; Bd. 4: Hochromantik ^{2}1955, S. 357–359.

73 S. z.B. Max L. Baeumers Nachwort zu der von ihm betreuten kritischen Studienausgabe des *Ardinghello* (Stuttgart 1975) sowie neuerdings besonders engagiert Ira Kasperowski: *Mittelalterrezeption im Werk des Novalis* (= Hermaea. Germanistische Forschungen N.F. 74). Tübingen 1994.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Übergangsepoche „zwischen den Zeiten der Barbarey und dem kunstreichen vielwissenden und begüterten Weltalter" ansiedelt,[74] so spielt er mit jedem dieser Attribute auf eine literarhistorische Epochendeutung an, die geschichtsphilosophisch begründet, warum gerade damals und nur damals der Minnesang möglich war.[75] Anders als später in den Geschichtsromanen Scottscher Prägung wird die Referenz auf die Geschichte von den Romantikern nicht mit realistischen Mitteln hergestellt, sondern mit idealistischen, beruht sie nicht auf kulturhistorischen Details und Lokalfarben, sondern auf begrifflichen Deutungskonzepten, die dann symbolisch gebraucht wurden. Trotz der Abstraktheit dieser Art von Geschichtsbezug war damit im Verständnis der Romantiker das Wesen der bezeichneten Epoche besser getroffen, als äußere Anspielungen es jemals treffen könnten.

Gleichzeitig wird das Künstlerideal dadurch aufgebrochen, daß die Romantiker den Künstlerroman in ihr Programm der Transzendentalpoesie einbeziehen. Die Kunst soll auf das Absolute, das Transzendente, das Heilige verweisen, das sie in der Moderne notwendig verfehlt. Beides, die Ausrichtung auf das Absolute wie seine notwendige Verfehlung, drückt sich in der romantischen Roman-Poetik aus: in der Allegorie, dem Fragmentcharakter, der Sehnsucht, der romantischen Ironie. Auf einer neuen Ebene kehren die Romantiker mit diesen Mitteln zu dem subjektiven, willkürlichen, phantastischen Erzählstil der Barockromane zurück, den Adelung und Sulzer so scharf kritisiert hatten; der Geschichtsroman des 19. Jahrhunderts wird dagegen nach Möglichkeit einen objektivierenden, realistischen Erzählstil pflegen. Von den Paradoxien und der Dialektik der romantischen Roman-Poetik aber wird auch das dargestellte Künstlerideal ergriffen. Die Romantiker suchen es im Mittelalter auf, um hinter den Sündenfall der Moderne zurückzugelangen – sobald sie es aber darzustellen versuchen, zeigt sich, daß dies nur mit den Mitteln der Moderne, also indirekt, verweisend, negativ möglich ist, daß das Ideal verschwinden muß, wo es erscheinen soll. Deshalb stellen sich bereits in den *Herzensergießungen* bei der Darstellung des spätmittelalterlichen Künstlers die Probleme der Moderne ein, erfährt die Tendenz zur Idealisierung überall ihre Brechung durch romantische Ironie.

Beide Vorgänge, die Bezugnahme auf die Geschichtsphilosophie und die dialektische Brechung des Künstlerideals, stellen den Geschichtsbezug der Künstlerromane auf eine völlig neue Grundlage; strukturell aber bleibt er den

74 Novalis: Heinrich von Ofterdingen. In ders.: *Schriften. Die Werke Friedrich von Hardenbergs*. Hrsg. v. Paul Kluckhohn und Richard Samuel in Zusammenarbeit mit Hans-Joachim Mähl und Gerhard Schulz. Historisch-kritische Ausgabe. Stuttgart, Berlin, Köln, Mainz 1960 ff. [von nun an unter Angabe von Bandnummer und Seitenzahl zitiert als Novalis: *Schriften*], Bd. 1 (^{2}1960), S. 204.

75 Kasperowski: *Mittelalterrezeption*, S. 179–194.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

anderen Typen des Geschichtsromans im ausgehenden 18. Jahrhundert verwandt. Noch immer dient die (jetzt philosophisch bestimmte) Geschichte zur Beglaubigung eines (vielfach gebrochenen) Ideals. Noch immer wird der Bezug zu ihr punktuell hergestellt, wenn auch durch geschichtsphilosophische Begriffe statt durch antiquarische Einzelheiten.

Allerdings sind es auch die Romantiker, die daneben eine Beschreibungstechnik entwickeln, welche im Geschichtsroman Scottscher Prägung zum wichtigsten Mittel eines synthetisch realistischen Geschichtsbezugs werden wird. Statt die seelischen Vorgänge der Figuren rationalistisch zu analysieren, werden sie indirekt, an der Art ihrer Wahrnehmung, gespiegelt. Diesem Zweck dienen stimmungsvolle Charakteristiken von Landschaften, Ruinen oder Interieurs, die weder im Künstlerroman noch im romantisch weiterentwickelten Ritterroman (etwa bei Fouqué oder dem jungen Tieck)[76] historisch indiziert sind, die der Geschichtsroman des 19. Jahrhunderts aber nur auf *historische* Landschaften, Bauten oder Interieurs zu übertragen braucht, um seine vielgerühmten „Lokalfarben" zu erwerben. Noch vor ihm übernehmen die romantischen Geschichtsschreiber diese Beschreibungstechnik: Von Johannes Müller bis Ranke gebrauchen sie sie zur individualisierenden Ausmalung ihrer neuen, dramatisch zugespitzten Szenerien, stellen sie damit, wie Ranke dieses Verfahren treffend kennzeichnen wird, „das Allgemeine unmittelbar und ohne langen Umschweif durch das Besondere" dar.[77] Mit den eigenen Mitteln der Romantiker, die sie nur selbst noch nicht dazu verwendeten, wird ihr begrifflich-abstrakter Geschichtsbezug durch einen konkret-symbolischen ersetzt.

Überhaupt sind Entwicklung und Ende des romantischen Geschichtserzählens nur aus der Wechselwirkung mit der Geschichtswissenschaft zu verstehen. In dem Augenblick nämlich, als ein Romantiker vom historisierenden Künstlerroman zum allgemeinen Geschichtsroman überging, mußte er feststellen, daß die bislang geltende Grenze zwischen Dichtung und Historie sich

76 Z.B. in der Erzählung *Adalbert und Emma oder das grüne Band. Eine Rittergeschichte* (1793) in: Ludwig Tieck: *Schriften 1789–1794*. Hrsg. v. Achim Hölter (= Schriften. 1). Frankfurt 1991, S. 129–181. Tiecks Entwicklung vom (romantisierten) Ritterroman über den historischen Künstlerroman bis zum historischen Roman in Orientierung an Scott (*Der Aufruhr in den Cevennen* 1826, *Vittoria Accorombona* 1840) spiegelt die allgemeine Wandlung des historisierenden Erzählens in Deutschland.

77 Leopold von Ranke: Erwiderung auf Heinrich Leos Angriff. In: *Hallische Literaturzeitung* Nr. 131, Mai 1828, Sp. 193–199. Wieder in: Leopold von Ranke: *Sämmtliche Werke* [von nun an abgekürzt zitiert als: SW], Bd. 53/54. Leipzig 1890, S. 659–666. Vgl. dazu Gerrit Walther: Der ‚gedrungene' Stil. Zum Wandel der historiographischen Sprache zwischen Aufklärung und Historismus. In: *Historismus in den Kulturwissenschaften. Geschichtskonzepte, historische Einschätzungen, Grundlagenprobleme*. Hrsg. v. Otto Gerhard Oexle und Jörn Rüsen (= Beiträge zur Geschichtskultur. 12). Köln, Weimar, Wien 1996, S. 99–116 und unten Kapitel V.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

verschoben hatte. Ausgerechnet über *Die Kronenwächter*, diesen Höhepunkt des romantischen Geschichtserzählens, geriet Achim von Arnim 1817 in eine Auseinandersetzung mit Jacob und Wilhelm Grimm. Sie macht deutlich, wie die Geister, die die Romantik rief, sich als neu formierende Geschichtswissenschaft gegen sie selbst kehrten.

Arnims Buch ist die einzige Geschichtserzählung der deutschen Romantik, die die ältere Forschung (mit Einschränkungen) als „historischen Roman" gelten ließ.[78] Heute wird sie dagegen vom Geschichtsroman Scottscher Provenienz eher abgegrenzt und als Sagenroman oder romantische Kunstsage gekennzeichnet.[79] Für diese Einschätzung sprechen gute Gründe, sofern man den Sagenroman nicht als Gattung auffaßt, sondern als eine Spielart des Geschichtserzählens im ausgehenden 18., frühen 19. Jahrhundert.

Ein Sagenroman sind *Die Kronenwächter*, insofern darin durch Anspielungen ein ganzes System von Sagen aufgerufen und zum Deutungsmuster der Figuren gemacht wird (Paris, Herkules, Parzival, Christus-Anspielungen, Genovefa-Motiv), insofern Motive aus verschiedenen Sagenkreisen in die Handlung aufgenommen und neu kombiniert werden (Barbarossa- und Faustsage), insofern historische Begebenheiten in den Bereich der Sage verschoben werden (Armer Konrad, Politik Maximilians), insofern neue Sagen erfunden werden (Geheimbund der Kronenwächter) und, das ist am wichtigsten, insofern die poetologische Eigenart der Sage die Romanpoetik insgesamt bestimmen soll.

Sagen seien, sagt Arnim, „ganz unwahr" im Hinblick auf die geschichtlichen Begebenheiten, „doch das Wahrste, was ein Volk zur Darstellung seiner liebsten Gedanken hervorbringt" (AW 3, 877).[80] Frei sprängen sie mit den geschichtlichen Tatsachen um, auf die sie sich beziehen, doch eben dabei erreichten sie die höhere, die heimliche, die geistige Wahrheit der Geschichte. Sie sind eine Form der Volkspoesie, eine ursprüngliche Form der Dichtung und da Arnim keine prinzipielle Trennung zwischen Volks- und Kunstpoesie gelten läßt, sieht er sie dem gleichen Gegenstand verpflichtet, auf den er in

78 So schon Wenger, Gutkelch und Korff, deren Einschätzung von einigen neueren Arbeiten fortgeschleppt wird, etwa von Sottong und von Hans Dieter Huber: *Historische Romane in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Studie zu Material und schöpferischem Akt ausgewählter Romane von A.v. Arnim bis A. Stifter* (= Münchner Germanistische Beiträge. 24). München 1978.

79 Paul Michael Lützeler: Achim von Arnim: ‚Die Kronenwächter' (1817). In: P.M.L.: *Geschichte in der Literatur. Studien zu Werken von Lessing bis Hebbel*. München 1987, S. 173–227. Dort auch ein Forschungsbericht und eine ausführliche Diskussion der Gattungsfrage.

80 Vgl. dazu Jacob Grimms Brief an Arnim vom 6. Mai 1812. In: *Achim von Arnim und die ihm nahestanden*. Hrsg. v. Reinhold Steig und Hermann Grimm. Bd. 3: Achim von Arnim und Jacob und Wilhelm Grimm. Bearbeitet v. Reinhold Steig. Stuttgart, Berlin 1904. Reprint Bern 1970 [von nun an abgekürzt zitiert als: Steig III], S. 192 f.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Dichtung und Geschichte", dem Einleitungsabschnitt der *Kronenwächter*, seine Kunstsage anweist: der „Heimlichkeit der Welt", der „Geschichte in ihrer höchsten Wahrheit", dem „vergessene[n] Wirken der Geister, die der Erde einst menschlich angehörten" (AW 2, 13). Die höchste Wahrheit der Geschichte ist für ihn eine geistige Wahrheit; deshalb können nur „die heiligen Dichter" darauf hindeuten. Die „Lüge" im Tatsächlichen ist ihnen dabei wie der Volkssage „schöne Pflicht":

> Dichtungen sind nicht Wahrheit, wie wir sie von der Geschichte und dem Verkehr mit den Zeitgenossen fordern, sie wären nicht das, was wir suchen, was uns sucht, wenn sie der Erde in Wirklichkeit ganz gehören könnten, denn sie alle führen die irdisch entfremdete Welt zu ewiger Gemeinschaft zurück. Nennen wir die heiligen Dichter auch Seher und ist das Dichten ein Sehen höherer Art zu nennen, so läßt sich die Geschichte mit der Kristallkugel im Auge zusammenstellen, die nicht selbst sieht, aber dem Auge notwendig ist, um die Lichtwirkung zu sammeln und zu vereinen; ihr Wesen ist Klarheit, Reinheit und Farblosigkeit. (AW 2, 14)

Die Dichtung als Offenbarung und Versöhnung mit dem Heiligen, die Geschichte als Ort des Geoffenbarten, als Medium zwischen dem Himmelslicht und dem erdgebundenen Sehen (dem Sehen der Dichter-Propheten, nicht dem der Historiker) – mit diesen Ansichten bewegt Arnim sich in der dünnen Luft romantischer Kunstmetaphysik und Heilsgeschichte.[81] Sie begründen bei ihm die Autonomie der Dichtung gegenüber der Wahrheit des Tatsächlichen. Wie Lessing und Wieland läßt Arnim die Dichtung eigene, höhere Zwecke verfolgen (wenn auch nicht mehr die gleichen wie die Aufklärer), wie für Lessing und Wieland ergibt sich für ihn aus diesen Zwecken die poetische Freiheit gegenüber den Tatsachen. Anders als Lessing und Wieland aber sieht Arnim die poetische Wahrheit nicht als überzeitlich an. Vielmehr ist sie für ihn auch eine geschichtliche Aussage, beansprucht er, mit ihr gerade den heimlichen Sinn der Geschichte zu treffen.

Damit schreibt er altbekannte Oppositionen fort. Die Trennung von sichtbarer und unsichtbarer, öffentlicher und heimlicher, äußerlicher und eigentlicher Geschichte, von Geschichte und Sage, Tatsachen und sinnstiftenden Mutmaßungen liegt allen bisher betrachteten Typen von Geschichtsromanen zugrunde. Mit Hilfe dieser Oppositionen bestimmen auch Feßler, Wächter und Naubert (auf je verschiedene Art) das Verhältnis ihrer Geschichtsromane zur Historie, ja die Gegenüberstellung von Geschichte und Sage führt auch Wächter und Naubert bereits zum Sagenroman.[82] Arnim begründet diese Op-

81 Einen Überblick über Arnims Kunstansichten bietet Martin Neuhold: *Achim von Arnims Kunsttheorie und sein Roman ‚Die Kronenwächter' im Kontext ihrer Epoche* (= Hermaea. Germanistische Forschungen. N.F. 73). Tübingen 1994.

82 In einem Brief an Friedrich Carl von Savigny vom September 1816 rückt Arnim selbst *Die Kronenwächter* in einen Zusammenhang mit den Ritterromanen (Heinz Härtl: ‚Findet, so werdet ihr suchen!' Briefe Achim von Arnims an verschiedene Empfänger 1803–

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

position nur neu, unterfüttert sie mit einem neuen Begriff von Sage und wertet sie um. Setzen Wächter und Naubert den Wert ihrer Sagenromane weit unter die Wahrheit der Historie, so ordnet Arnim den seinen himmelweit darüber. Damit provoziert er die Grimms, die dem hohen Anspruch des Dichters ihren ebenso hohen wissenschaftlichen entgegenhalten. In seiner Besprechung der *Kronenwächter* bemerkt Wilhelm Grimm:

> […] auch führt der Dichter hier manchmal aus dem Bereich der Dichtung heraus zu der urkundlichen Wahrheit, so dass wir nicht wissen, wem wir anhangen sollen […] Geht aber der Dichter weiter, ergreift er eine schon von der Geschichte mit charakteristischen Zügen bestimmte, uns nahe liegende Einzelheit und bildet sie nach seinem besondern Talent und seiner besondern Ansicht weiter fort, so begeht er ein Unrecht […][83]

Die „urkundliche Wahrheit", die historisch „bestimmte[n] […] Einzelheiten" sollen „aus dem Bereich der Dichtung" ausgeschlossen bleiben, um sie vor jeder Änderung zu bewahren. Dieselbe „heilige Haltung der Grenze" fordert auch Jacob Grimm in seiner brieflichen Reaktion auf den Roman:

> Es scheint mir, man kann überhaupt keinen Roman schreiben, insofern er nicht in der heutigen Zeit, die wir lebendig sehen, hören und fühlen, spielt, denn darauf beruhet die Hauptsache: die Wahrscheinlichkeit, in dem rechten Sinne dieses Worts […] Gehen die Dichter in eine frühere Zeit zurück, so mangeln die Mittel und sie verstoßen sich an der Geschichte oder Sage, wie ein Blinder wohl feines herausfühlt, aber die Formen nicht sieht und nicht aussagen kann.[84]

Der Historiker wünscht sich den Bereich des Romans (der neueren Dichtung, der Kunstpoesie) auf die Gegenwart beschränkt; in „der Geschichte oder Sage", behauptet er, tappe der Dichter herum „wie ein Blinder". Höhnisch widerspricht er damit Arnims Anspruch vom Dichten als „Sehen höherer Art", scharf verwahrt er sich gegen Arnims Vorstellung, die Dichtung könne das innerste Geheimnis geschichtlichen Sinns offenbaren:

> Du sagst beinahe umgekehrt, die Geschichte sei farblos, unvollständig, und die Dichter müssen sie erst zur Erscheinung bringen. Unvollkommen und ungleich ist die Geschichte, wie alles in der Natur, nicht alle Geschöpfe und Pflanzen wachsen vollständig auf und nach allen Keimen entwickelt, so gehen auch viele Erinnerungen des Geschehenen nicht auf oder sterben ab und die inneren Gründe der Handlungen legt die Geschichte auch nicht baar vor, sondern unter dem Schleier einer äußeren Haut, wir sehen in ihr, wie in einer Landschaft die Rinde, Blätter und Früchte der Bäume, in unendlichem Reichthum von Farben und Licht; wer das Mark inwendig sehen will, muß mit der Axt

1830. Mit weiteren Quellen als Anhang. In: *Impulse* 8 (1985), S. 242–279, hier: S. 244 f.). Nauberts Einfluß bemerkt Heinz Härtl im Nachwort zu der von ihm veranstalteten Edition von Arnims Roman (Leipzig 1980).

83 Wilhelm Grimm / Bettina von Arnim: Die Kronenwächter von L. Achim von Arnim. In: *Heidelbergische Jahrbücher der Literatur* 8/XI (1818), Bd. I, Nr. 29, S. 452–464. Wieder in Wilhelm Grimm: *Kleinere Schriften*, Bd. 1. Hrsg. v. Gustav Hinrich. Berlin 1881, S. 298–310, hier: S. 305.

84 Brief an Arnim vom 3. Juli 1817 (Steig III, S. 390).

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

> hauen und das Leben zerstören, den Kern, woraus alles aufgesprossen, bekommt niemand zu schauen. Der Pragmatismus der Historiker ist eine solche Anatomie der Geschichte; die Dichtung in die Geschichte ist hingegen die Hinstellung von bedeutend aussehenden, automatisch rührsamen Maschinen, denen es nur, man weiß nicht wo, fehlt, um zu leben anzufangen, mitten unter andern Menschen. (Steig III, 390 f.)

Das ist in wenigen Sätzen die gesamte Geschichtstheorie des entstehenden Historismus: seine Unterscheidung zwischen der „äußeren Haut" und dem verborgenen „Kern" der Geschichte; sein Bilderverbot in Bezug auf diesen „Kern" (auf den „Finger Gottes in der Geschichte", wie Ranke später sagen wird); die Polemik gegen alle Versuche, begrifflich zu diesem heiligen Lebenskern vorzudringen (hier gegen die pragmatische Historie gerichtet, bei Ranke gegen Hegels Geschichtsphilosophie); das Verständnis der Geschichte als lebendige Natur (samt organizistischer Metaphorik), ausgespielt gegen ein Verständnis der Geschichte als Maschine; die Kontemplation vor ihrem „unendliche[n] Reichthum von Farben und Licht", ausgespielt gegen alle technokratischen Zugriffs- und Lenkungsversuche. Aus der Metaphorik von Keim und Erscheinung spricht bereits die neue, die idealistische Erkenntnistheorie des Historismus: Als „Kern" der Geschichte und ihr Prinzip gelten nun unsichtbare, unbegriffliche, göttliche Kräfte – „Ideen", wie die Historisten sagen, und die Aufgabe der Geschichtsbetrachtung besteht darin, diese Ideen in den Erscheinungen aufzuspüren. Nicht mehr auf das Wirkliche ist die Geschichtserkenntnis damit gerichtet, nicht mehr auf Faktographie, sondern durch diese hindurch auf etwas Höheres, Heiliges, Mögliches – auf den Bereich, den Arnim gut aristotelisch der Dichtung vorbehalten sah. In ihn dringen nun auch die Historiker vor.

Natürlich tut Grimm Arnim Unrecht, wenn er ihn, ohne die Unterschiede zu berücksichtigen, dem Pragmatismus der Aufklärungshistoriker zur Seite stellt. Gleichwohl trifft er damit, was Arnim tatsächlich mit dem Pragmatismus teilt: die dualistische Geschichtsauffassung. Und die beschädige auch Arnims Poetik, das ist das zweite, das ästhetische Argument Jacob Grimms. Selbst wenn er der Dichtung Autonomie gegenüber der Geschichte zugestehe, wenn er ihr die Freiheit einräume, „die Treue des Costüms" zu verletzen und „die Zeiten […] durcheinander laufen" zu lassen, selbst dann müsse sie doch der genuin poetischen Regel der Möglichkeit genügen,

> aber auf die Frage, ob jemals so lang Waiblingen gestanden hat, ein solcher Bürgermeister, Rathsschreiber, Prior, Baumeister, Thürmer, eine solche Bürgerstochter, solche Kronenwächter gewesen sein können? müßte ich mit *nein* antworten, also hast Du mir die Geschichte damit nicht vervollkommnet und ergänzt. (Steig III, 391)

Auch die poetische Möglichkeit müsse, darauf beharrt Grimm, von dieser Welt sein, müsse der natürlichen Welt, und das ist die Welt der Geschichte entsprechen. Arnims Ästhetik des Heiligen und sein dualistischer Geschichtsbegriff veranlassen ihn dagegen, diese natürliche Welt und ihre Möglichkeit

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

immer wieder aufzubrechen. Wie in der Geschichtsphilosophie stellt Grimm also auch in der Romanpoetik Arnims transzendenter Position eine immanente entgegen.

Allerdings sucht auch Jacob Grimm das Heilige in der Geschichte. Auch für ihn bedeutet die Kontemplation vor dem „unendliche[n] Reichthum von Farben und Licht" die Hingabe an ein Göttliches. Nur vermutet er dies *in* der Geschichte, *in* ihrem unsichtbaren Lebenskern (der sich wie Keime in allen Epochen erneuert), besonders aber in der poetischen Vor- und Frühzeit des germanischen Altertums.[85] Man kann den frühen Historismus als einen Geschichtsdeismus begreifen, der sich, von der romantischen Spiritualität angestoßen, sofort gegen deren Kunst- und Geschichtsmetaphysik kehrt. Vom *Wunderhorn* angeregt, beginnen die Brüder Grimm, die Reliquien der poetischen Vorzeit zu sammeln, die Naturpoesie der Märchen und Sagen, der Heldenlieder und Rechtsaltertümer. Aber gerade weil ihnen diese Überreste heilig sind, weil ihnen die Ahnung des Göttlichen nur aus den reinen, unverfälschten Überresten aufsteigt, meinen sie, sie vor jeder Vermischung, Erneuerung und Bearbeitung in Schutz nehmen zu müssen. Schon gegen die Übersetzung der Heldenlieder oder der mittelhochdeutschen Poesie spricht Jacob, der radikalere der Brüder, sich aus. Geschichtsfrömmigkeit schlägt bei ihm um in antiquarischen Purismus, die Verehrung des einfachen Volks, weil es die Naturpoesie bewahrt habe, in ein Gelehrtenpriestertum, das die Kontemplation vor dem Göttlichen in der Geschichte nur dem kundigen Historiker gestattet, wie die organische Weiterentwicklung des Rechts dem Rechtshistoriker vorbehalten bleiben soll. Hier zeigt sich der Machtanspruch, mit dem der Geschichtsroman es zu tun bekommt.

Drei Entwicklungen also zwangen die historisierenden Romanschriftsteller zur Veränderung ihrer Poetik. Zum ersten griff der Erkenntnisanspruch des entstehenden Historismus auf den Bereich der Ideen und des Möglichen über, den die Dichter im Gefolge des Aristoteles bisher für sich beansprucht hatten. Die „Geschichte in ihrer höchsten Wahrheit" erkennen wollten nun auch die Historiker; wer das wie Arnim als Dichter unternahm, konnte es deshalb nicht mehr durch den Gegenstand rechtfertigen, er hatte sich durch sein künstlerisches Verfahren ausweisen.

Zum zweiten überwand der Immanenzgedanke des entstehenden Historismus die dualistische Geschichtsauffassung, von der der Geschichtsroman des 18. Jahrhunderts in all seinen Spielarten ausging; damit war auch dessen künstlerisches Verfahren berührt. Aus einem prinzipiellen Gegensatz mußte die Unterscheidung von offenbarer und heimlicher Geschichte zu einem Nebeneinander weiterentwickelt werden. Dazu bot sich der Zweischichtenroman an. In ihm ließ die Opposition von offenbarer und heimlicher Geschichte

85 S. dazu Grimms Brief an Arnim vom 20. Mai 1811 (Steig III, 117).

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

sich zu der von öffentlicher und anekdotischer, das heißt wörtlich: noch nicht veröffentlichter, privater Geschichte entschärfen.

Zum dritten reklamierte die entstehende germanistische Altertumskunde mit den Sagen, Balladen und der mittelhochdeutschen Epik nun den Gegenstandsbereich, in den der Geschichtsroman bisher vor der Geschichtsforschung ausweichen konnte. In diesem Vorgang war der Streit um *Die Kronenwächter* nur eine Episode. Zu immer neuen Anlässen diskutierten Arnim und die Grimms das Verhältnis von Natur- und Kunstpoesie. Und ihr Streit unter Freunden war seinerseits Teil einer allgemeinen Diskussion.[86] Überall besetzte die Geschichtsforschung darin neues Terrain. Hatten die Aufklärungshistoriker bis auf einige Literaturgeschichtler die für obskur geltende Volkspoesie gerne den Literaten überlassen, so macht die entstehende germanische Altertumskunde gerade diesen Bereich zu ihrem heiligsten Gegenstand und begann, eifersüchtig darüber zu wachen. Hier liegt der Grund, warum der Sagenroman mit Arnim endet. Die Sagen boten keine Lizenz für freie Erfindungen mehr. Sie zählten von nun an zu den von der Historie verteidigten Tatsachen. Vor dieser „Datenmauer der Bestimmtheit" mußte der Geschichtsroman sich andere Lücken suchen.[87]

Nimmt man die fiktionalen Geschichtserzählungen des ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts noch einmal insgesamt in den Blick, so bleibt folgendes festzuhalten: Es gibt den Begriff des historischen Romans. Es gibt eine grundsätzliche Diskussion über seine Poetik. Es gibt verschiedene, poetologisch aber verwandte Spielarten von Geschichtsromanen, die zusammen einen beträchtlichen Teil der gesamten Romanproduktion ausmachen. Dies gilt nicht für Deutschland allein, es läßt sich über die meisten europäischen Literaturen der Zeit aussagen.[88] Folglich ist der Geschichtsroman so wenig mit dem Modell Walter Scotts gleichzusetzen wie seine Geschichte auf das 19. und 20. Jahrhundert zu beschränken.

Im Hinblick auf die gesamte Geschichte des Genres lassen die verschiedenen Spielarten des Geschichtsromans im ausgehenden 18. Jahrhundert sich

86 Den Streit zwischen Arnim und den Brüdern Grimm referiert Lützeler: Achim von Arnim. Ausblicke auf den weiteren Zusammenhang eröffnet Oskar Walzel: Jenaer und Heidelberger Romantik über Natur- und Kunstpoesie. In: *Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 14 (1936), S. 325–360.

87 Victor Klemperer: Die Arten der historischen Dichtung. In: *Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 1 (1923), S. 370–399, hier: S. 382 ff.

88 Eine allerdings auf problematischen Voraussetzungen basierende Übersicht gibt Peter Drews: L'histoire dans la fiction en prose (1780–1820). In: *Neohelicon* 18 (1991), S. 109–147. Zur englischsprachigen Literatur vgl. Rainer Schöwerling: Sir Walter Scott and the Tradition of the Historical Novel before 1814 – with a Checklist. In: *The Living Middle Ages. Studies in Medieval English Literature and its Tradition. A Festschrift für Karl Heinz Göller*. Hrsg. v. Uwe Böker, Manfred Markus und Rainer Schöwerling. Stuttgart 1989, S. 227–262.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

zusammen als *ein* Mikrogenre eigenen Rechts auffassen. Seine Einheit beruht auf Grundsätzen, die all seine Spielarten bestimmen. In allen Spielarten gilt die Geschichte primär als das Wirkliche im Gegensatz zum Erfundenen, in allen Spielarten dient sie zur Beglaubigung der Fiktion. Allerdings nimmt sie je nachdem, wie nötig das Erfundene sie zu seiner Beglaubigung braucht, verschiedene Aggregatzustände an.

Wo der Roman wie von Wieland und später den Romantikern zur Dichtkunst veredelt wird, muß das Erfundene aus sich selbst heraus, muß es aufgrund seiner inneren Möglichkeit und Notwendigkeit überzeugen – im letzten bedarf es der Beglaubigung durch die Geschichte nicht. Sie dient der Erfindung nur als Ausgangspunkt, hilft ihr, mit dem bereits Bekannten lästige Erklärungen und Motivierungen abzukürzen, bietet ihr eine Rhetorik historiographischer Aussageformen, deren spielerischer Gebrauch den literarischen Schein zugleich hervorzubringen und zu kennzeichnen gestattet. Dabei aber geht sie in ihm auf. Die poetische Autoreferenz entbindet die geschichtlichen Aussagen von der Verpflichtung auf die faktische Wahrheit. Noch muß der Roman wegen seiner schlechten Reputation vom Gegensatz zwischen Wirklichem und Erfundenem ausgehen; tendenziell aber hebt er ihn, sobald er zur Kunst wird, in sich auf.

Anders steht es, wo das Erfundene sich nicht auf seine innere, autoreferentielle Überzeugungskraft verlassen kann, wo es vorbildliche, ideale Züge aufweist, die nicht aus ihm selbst begründet sind. Auch Wielands Agathon ist eine Programmfigur, auch die in der Geschichte angesiedelten Künstlerromane verhandeln ein Ideal. Aber dort ist das Ideal als solches das Thema und damit auch seine Unerreichbarkeit, dagegen blendet der didaktische Geschichtsroman Konflikte um das Erfundene gerade aus. Ob es sich um ein psychologisch beschriebenes Tugendideal handelt wie im Antikenroman oder um gegenwartskritische Freiheitsphantasien wie im Mittelalterroman, stets bedarf das Erfundene hier einer Beglaubigung von außen, stets liefert diese Beglaubigung die Geschichte. Deshalb kann die Referenz auf Historisches hier nicht autoreferentiell überwölbt werden; gerade ihr Status als Wirklichkeitsaussage, den der künstlerische Roman in sich aufhebt, ist für den didaktischen Roman unverzichtbar.

Wieder anders verhält es sich beim evasorischen Unterhaltungsroman, der auf pragmatische Ziele völlig verzichtet bzw. sie wie bei Naubert konterkariert. Der Geschichtsbezug wird hier nur noch zum Schein als Beglaubigung gebraucht; wie in den alten Ritterromanen dient er im Gegenteil häufig als Stimulans der Phantasie, als Aufhänger und Versatzstück für phantastische Abenteuer. Im Zeitalter der pragmatischen Geschichtsbetrachtung mußte diese Art des Geschichtsbezugs ironisch erscheinen (tatsächlich findet sich, etwa bei Spieß, auch offene Ironie). Wie bei den autonomen Geschichtsromanen läßt sie am fiktionalen Charakter des Erzählten keinen Zweifel, ist der Ge-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

schichtsbezug durch den erzählerischen Selbstbezug hier vollständig überwölbt.

Der autonome und der didaktische Geschichtsroman beschäftigen sich mit Idealen, die in der Geschichte aufgesucht, durch die Geschichte begründet, geschichtlich gedacht werden. Aber diese Ideale liegen der Beschäftigung mit der Geschichte voraus. Sie stammen aus anderen Bereichen: der Philosophie, der Moral, der Pädagogik, der Kulturkritik, der Kunst. Immer bilden sie den eigentlichen Gegenstand der Romane, liefert die Geschichte lediglich den antiquarisch eingebrachten Anhaltspunkt und äußeren Rahmen.

Dadurch eignet dem Geschichtsroman des ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts in doppelter Hinsicht eine dualistische Struktur. Nicht nur stehen sich in ihm Geschichte als Wirklichkeit und idealisierende Erfindung dualistisch gegenüber, sondern, wenn das Ideal geschichtlich gedacht wird, auch die sichtbare und die unsichtbare, die äußere und die heimliche Geschichte. Der autonome Geschichtsroman bildet diesen Dualismus nur mehr ab, während er ihn bereits überwindet, für den didaktischen Roman ist er konstitutiv. Mit diesem Dualismus verbindet sich eine eindeutige Hierarchie. Stets ist die unsichtbare Geschichte die eigentliche, höhere Geschichte, stets ist sie es, die die niedere, sichtbare Geschichte bestimmt.

Mit dieser dualistischen Struktur entspricht der Geschichtsroman des ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts den geschichtstheoretischen Prämissen der Aufklärungshistorie: der gleiche Dualismus von Geschichtssinn und Geschichtsverlauf, die gleiche Hierarchie, die gleiche Funktionalisierung des Geschichtlichen für außergeschichtliche Zwecke.[89] So wird verständlich, warum Erkenntnisanspruch und Immanenzgedanke des entstehenden Historismus das Ende des hier betrachteten Mikrogenres einläutet. Die Abkehr von den bisherigen Dualismen, von den Idealen und von der Didaxe bereitet dem realistischen Zweischichtenroman den Weg, wie er bei Naubert schon angelegt ist. Mit Walter Scott kommt dann von außen und deshalb besonders eindrucksvoll eine plausible Umsetzung.

Strukturell also entspricht die Poetik des betrachteten Mikrogenres dem Geschichtsverständnis der Epoche durchaus. Auch inhaltlich verarbeitet es in seinen verschiedenen Spielarten das historische Wissen und die Deutungsmuster der Geschichtswissenschaft seiner Zeit. Formal aber weist keine seiner Spielarten Ähnlichkeit mit historiographischen Texten auf, schon gar nicht mit der neu sich formierenden Geschichtsschreibung Schillers und der romantischen Historiker. Eine Gefahr der Verwechslung bestand weder für den autonomen Geschichtsroman noch für den historisierenden Trivialroman, stand ihnen der fiktionale Charakter doch auf der Stirn geschrieben. Und selbst der pragmatisch didaktische Roman hielt so lange an der Form des Dialogromans

89 Vgl. Ulrich Muhlack: *Geschichtswissenschaft*.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

fest, daß keine Ähnlichkeit zur historiographischen Prosa entstand. Zudem gingen die Sagenromane der aufklärerischen Geschichtswissenschaft auch dadurch aus dem Weg, daß sie sich auf Stoffe konzentrierten, die noch kein Gegenstand der Wissenschaft waren. Gerade weil die Geschichte mehr der Beglaubigung diente, ohne selbst Thema zu sein, wurde meist von alleine deutlich, daß die Aussagen der Romane nicht eigentlich ihr galten oder wenn, dann nur in unverbindlich allgemeiner Weise.

In der Darstellungspraxis gerieten Roman und Historie im ausgehenden 18. Jahrhundert also nicht in Konkurrenz. Nur in der Theorie blitzten Konfliktlinien auf, die das Verhältnis zwischen beiden auch künftig bestimmen sollten. Dabei ging es mit der Aufteilung des Gegenstands immer auch um die Rangfolge der beiden Bereiche.

Was den Gegenstand angeht, so hätten viele Historiker den Roman am liebsten auf die *res fictae* beschränkt oder ihn mit Jacob Grimm allenfalls unter den *res factae* der Gegenwart wildern lassen.[90] Da der Roman dieses rationalistische Gehege aber durchbrach, verwiesen sie ihn zähneknirschend auf die „Lücken in der Geschichte",[91] auf all das also, was zwischen den historischen Tatsachen lag und diese nicht antastete. Brachte das im Fall des Sagenromans zunächst eine brauchbare Abgrenzung, so führte es den didaktischen Roman in direkte Rivalität mit der pragmatischen Historie. Denn auch diese suchte die Lücken zwischen den Fakten, die verborgenen Antriebe und Motive der großen Helden aufzudecken. Feßlers Romane erregten Anstoß, nicht weil sie der pragmatischen Historie formal ähnlich gewesen wären, sondern weil sie deren Terrain zeitweise erfolgreicher besetzten als die pragmatische Historie selbst.[92]

Den Roman auf die Lücken in der Geschichte zu verweisen, bot also keinen wirksamen Schutz gegen seine Konkurrenz. Zudem konnten die Lücken

90 „Geschichte – wahre Geschichte sollte wohl niemals in Romane eingekleidet werden. Dies schadet zu viel der Wahrheit, der Aechtheit, dem eigentlichen Endzwecke der Geschichte: wenn sie anders – diese leuchtende Fackel – Licht und Aufklärung verbreiten soll. Entstellte, dramatisirte, meinetwegen verfeinerte, verkünstelte, schön, bilderreich geschriebene Geschichte belehret, bessert niemals. Man gewöhnet sich nach und nach so sehr an das Fabelhafte und Erdichtete, daß man gar keine eigentliche Geschichte mehr verdauen kann." Josef Anton Stefan von Riegger: Etwas über die Geschicht-Romane als ein Beitrag zum Aufsatz über die Ritterromane. In: *Für Böhmen von Böhmen* 1 (1793), Zweyte Lieferung, Miszellen Nr. 22, S. 124–127, hier: S. 124.

91 Wilhelm Grimm / Bettina von Arnim: Die Kronenwächter, S. 305.

92 Eine ähnliche Konstellation ergab sich in den 1920er Jahren, als die historische Belletristik (etwa die von Emil Ludwig verfaßten Biographien) die wissenschaftlichen Darstellungen in der Publikumsgunst weit überflügelten, s. *Historische Belletristik*. Sonderheft der Historischen Zeitschrift 1928 und vgl. dazu Christoph Gradmann: *Historische Belletristik. Populäre historische Biographien in der Weimarer Republik*. Frankfurt, New York 1993.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

sich verschieben, konnte, was die Aufklärungshistoriker nicht interessierte, für die romantischen Historiker zum zentralen Gegenstand werden. Sicherer war es da, den Roman, wo immer er sich der Geschichte zuwandte, auf unbedingte Treue gegenüber den historischen Tatsachen zu verpflichten, eine Treue, über die natürlich die Historiker wachten. Das erhob sie zu Richtern über den Geschichtsroman. Domestizierung duch Einvernahme, darauf läuft seine Bestimmung gerade durch die Befürworter und Verteidiger in den 1790er Jahren hinaus. Wo der Roman Dichtung werden wollte, mußte er sich dagegen wehren; wo er Unterhaltung bleiben wollte, auch. Das macht sein Paradox aus bis heute: von der Historie wie von den Leseerwartungen auf eine Geschichtstreue verpflichtet zu werden, die ihn, wenn er sich ihr unterwirft, trivialisiert, ja entfiktionalisiert. Insofern muß tatsächlich jeder autonome Geschichtsroman wie Arnims *Kronenwächter* gegen den wissenschaftlichen Alleinvertretungsanspruch auf die historische Wahrheit opponieren, muß jeder unterhaltende Geschichtsroman seinen Geschichtsbezug als fadenscheinig kennzeichnen.

Für die Romanautoren wurde das Vordringen in die Geschichte zum Pyrrhus-Sieg. Aus einem bequemen Mittel, um verpönte Erfindungen zu beglaubigen, verwandelte die Referenz auf Geschichtliches sich in die Pflicht zur historischen Treue, der gegenüber jeder Geschichtsroman sich zu bewähren hat. Ob er sich wie der Ritterroman mit dem Vorwand begnügt, sie zu erfüllen, ob er sich ihr unterwirft wie der didaktische Roman oder ob er sie durchkreuzt wie der autonome Roman, stets bemißt sich an der Gestaltung dieser Referenz nun auch der literarische Wert eines Textes. Vom pseudohistorischen Unterhaltungsroman über den didaktischen Roman unter der Fuchtel der Historie bis zum autonomen Geschichtsroman reicht das Spektrum der Möglichkeiten. Es ist das Mikrogenre des Geschichtsromans im ausgehenden 18. Jahrhundert, das dieses Spektrum in seiner ganzen Breite hervorbringt.

Aber der klassische historische Roman, wird man einwenden, das neue Mikrogenre im 19. Jahrhundert? Galten dafür nicht andere Rahmenbedingungen? Was bewirkten denn die Erfahrung der Verzeitlichung um 1800, die Historisierung des Denkens, das neue Geschichtsbewußtsein, das Aufblühen der Geschichtswissenschaft im Zeichen des Historismus? Zwang all das den Geschichtsroman nicht doch zu einem Kompromiß mit der Historie? Ist der historische Roman des 19. Jahrhunderts nicht gerade durch dieses Eingehen auf die stärker werdenden Forderungen nach historischer Genauigkeit zu charakterisieren? An einem besonderen Beispiel soll diesen Fragen nachgegangen, soll danach auch die Poetik des klassischen historischen Romans diskutiert werden.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

IV. KLEISTS *MICHAEL KOHLHAAS* UND DIE POETIK DER HISTORISIERENDEN FIKTION

Keine Erzählung der deutschen Literatur hat sich vor dem Einfluß Walter Scotts der Historie weiter angeglichen als Kleists *Michael Kohlhaas*. Keine wirkte als Geschichtsdarstellung überzeugender: auf Zeitgenossen wie die Grimms, die den „täuschenden Schein wahrer Geschichte" lobten,[1] auf den Brockhaus-Redakteur von 1853, der Kleists Erfindungen in einen Artikel über den historischen Kohlhase übernahm,[2] auf heutige Rechtshistoriker, die in der Erzählung das mittelalterlichen Fehdewesen geschildert sehen.[3] So echt nimmt der „Schein wahrer Geschichte" sich aus, daß man den Text immer wieder als das liest, wofür er sich auf den ersten Blick ausgibt: als historiographische Darstellung.[4] Insofern zählt er zu den erfolgreichsten Geschichtsfiktionen der deutschen Literatur.

Ob er deshalb mit der Historie verschwimmt, ob die Geschichtsdichtung sich hier tatsächlich nicht mehr von Geschichtsschreibung unterscheidet, soll an diesem Punkt größter Näherung exemplarisch untersucht werden. Zu fragen also ist, wie Kleist den Schein des Historischen im *Kohlhaas* erzeugt, worauf die vermeintlichen Aussagen über die Geschichte sich beziehen und wo der Text im Spektrum und in der Entwicklung des historischen Erzählens anzusiedeln ist.

Aus dieser Fragestellung folgt, daß von der Erzählung ausgegangen wird, nicht von den Geschichtsquellen. Vom Erzähltext aus soll bestimmt werden, worauf er verweist und Bezug nimmt, nicht von der Geschichte aus. Denn ob das historische Geschehen für die Erzählung überhaupt relevant ist und in

1 [Wilhelm Grimm:] Rezension von Kleists Erzählungen in der *Allgemeinen Literatur-Zeitung* [Halle] vom 14. Oktober 1812. Zitiert nach: *Heinrich von Kleists Nachruhm. Eine Wirkungsgeschichte in Dokumenten*. Hrsg. v. Helmut Sembdner (= Dokumente zu Kleist. 2). Frankfurt 1984 [von nun an zitiert als: *Nachruhm*], Nr. 652 b. Vgl. Helmut Sembdner: Heinrich von Kleist im Urteil der Brüder Grimm. In: *Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft* 9 (1965), S. 420–446. Wieder in: H. S.: *In Sachen Kleist. Beiträge zur Forschung*. Dritte, vermehrte Auflage München, Wien 1994, S. 227–250, hier: S. 232 und 234.

2 [Stichwort] „Kohlhaas, Michael" [sic!]. In: Brockhaus' Conversations-Lexikon. Leipzig 1853. Wieder in: *Nachruhm*, Nr. 673 a.

3 Hartmut Boockmann: Mittelalterliches Recht bei Kleist. Ein Beitrag zum Verständnis des ‚Michael Kohlhaas'. In: *Kleist-Jahrbuch* 1985, S. 84–108.

4 Dazu ausführlicher Anthony Stephens: *Heinrich von Kleist. The Dramas and Stories*. Oxford, Providence (USA) 1994, S. 258 f.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

welcher Form, muß zunächst prinzipiell geklärt werden; erst danach sind die Unterschiede zwischen beiden richtig zu bewerten. Erschloß die ältere Forschung den Geschichtsbezug der Erzählung noch aus ihrem Verhältnis zu den Quellen, so kehrt die Perspektive sich hier gerade um; erst dadurch rückt der Schein des Historischen als solcher ins Blickfeld.[5]

Gleich der Titel der Erzählung beginnt diesen Schein zu erzeugen. In ihm gebraucht Kleist das einfachste, aber wirkungsvollste Mittel des historischen Erzählens: den aus der Geschichte bekannten Eigennamen.[6] Der Name Kohlhaas war zumindest einem Teil von Kleists Publikum vertraut, sei es, weil man als Märker die Lokalsage über die Kohlhasenbrücke kannte,[7] sei es, weil man als Reisender auf der Straße von Potsdam nach Berlin den Weiler berührt und in Friedrich Nicolais Potsdam-Führer die angebliche Herkunft des Namens nachgelesen hatte.[8] Wie bei jeder Lokalsage beglaubigt der reale Ort die dazu erzählte Geschichte – eine Beglaubigung durch vermeintliche Evidenz, die Kleist ausdrücklich in seine Erzählung übernimmt: „Er besaß in

5 Die wichtigsten Arbeiten zum Geschichtsbezug sind Emil Kuh: Die Quellen der Kleist'schen Erzählung Michael Kohlhaas. In: *Stimmen der Zeit* Nr. 31 (1861), S. 161–171; Otto Pniower: Heinrich von Kleists Michael Kohlhaas. In: *Brandenburgia* 10 (1901), S. 314–337, überarbeitet in O.P.: *Dichtungen und Dichter. Essays und Studien*. Berlin 1912, S. 177–214; Karl Wächter: *Kleists Michael Kohlhaas, ein Beitrag zu seiner Entstehungsgeschichte* (= Forschungen zur neueren Literaturgeschichte. 52). Weimar 1918; Hans Thyriot: *Der Dramatiker und Novellist Kleist in seinem Verhältnis zur deutschen und preußischen Geschichte*. Diss. masch. Frankfurt 1923, S. 76–99; Ingrid Hotz / Paul Davies: Heinrich von Kleist's ‚Michael Kohlhaas' – Peter Hafftiz's ‚Märkische Chronik'. A Comparison of Novelle and Source Material with Particular Regard to Medieval Legal Conception. In: *German Life & Letters* 41 (1987), S. 9–20, sowie Hans Joachim Kreutzer: Wann lebte Michael Kohlhaas? In: *Literatur und Geschichte 1788–1988*. Hrsg. v. Gerhard Schulz und Tim Mehigan in Verbindung mit Marion Adams (= Australisch-Neuseeländische Studien zur deutschen Sprache und Literatur. 15). Bern, Frankfurt, New York, Paris 1990, S. 67–79. In der neueren Forschung hat die Quellenfrage an Bedeutung verloren, seit Kleists Geschichtsdarstellung vor allem als Spiegel seiner Gegenwart angesehen wird.

6 Vgl. Dolores Palomo: Towards a Poetics.

7 Ludwig Tieck bezeugt, daß der historische Kohlhase auch zu Beginn des 19. Jahrhunderts „vom Volke nicht ganz vergessen" war: *Heinrich von Kleists hinterlassene Schriften*. Hrsg. v. Ludwig Tieck. Berlin 1821, S. VII). Kleist selbst soll nach einer biographischen Notiz von Wilhelm von Schütz den Stoff zuerst durch eine mündliche Erzählung kennengelernt haben (s. *Heinrich von Kleists Lebensspuren. Dokumente und Berichte der Zeitgenossen*. Hrsg. v. Helmut Sembdner (= Dokumente zu Kleist. 1). Frankfurt 1984 [von nun an zitiert als: *Lebensspuren*], Nr. 128); ob sein Gewährsmann Pfuel seinerseits aus der mündlichen Überlieferung schöpfte, muß dahingestellt bleiben.

8 Friedrich Nicolai: *Beschreibung der Königlichen Residenzstädte Berlin und Potsdam, aller daselbst befindlicher Merkwürdigkeiten, und der umliegenden Gegend*. Dritte völlig umgearbeitete Auflage [...], Berlin 1786. Nachdruck Berlin 1980, Bd. 3, S. 1191 f.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

einem Dorfe, das noch von ihm den Namen führt, einen Meierhof [...]".[9] Der Satz ruft wie schon der Name im Titel das Vorwissen der Leser auf. Beide knüpfen an das an, was diese zu wissen glauben, beide beziehen daraus ihre Glaubwürdigkeit.

Allerdings stellt diese Wirkung sich nur bei flüchtiger Lektüre ein. Dem aufmerksamen Leser springen gerade die Unterschiede zu seinem Vorwissen ins Auge, hieß die historische Gestalt doch nicht Michael, sondern Hans und wirtschaftete auch nicht an der Kohlhasenbrücke, sondern war, wie bei Nicolai zu lesen steht, ein „Bürger zu Kölln". In die Appelle an das historische Vorwissen sind also Brechungen eingebaut, und gerade diese erweisen sich als signifikant. Kleists Kohlhaas heißt Michael, weil er sich im Verlauf der Erzählung zum Exekutivorgan göttlicher Strafen zu erheben versucht, zum „Würgengel", „der die Volksbedrücker mit Feuer und Schwerdt" verfolgt (172), zum „Engel des Gerichts" (118). Er entwickelt sich zum Krieger und Anführer wie der Patron der christlichen Heere, nach dem er benannt ist. In seinem Gegner sieht er den „allgemeinen Feind aller Christen" (128), den Teufel also, den Drachen, gegen den sein Namensvorbild in der Bibel kämpft (Off. 12, 7). Und er trägt mit dem Namen Michael – das heißt: ‚Wer ist wie Gott?' – das ungelöste Problem seiner Existenz mit sich herum: die Frage nach dem Selbst angesichts einer übermächtigen Autorität. Gleich vier Aspekte der Figur, die die Erzählung nach und nach entfaltet, nimmt der Name gebündelt vorweg.

Das historisch Richtige wird in ihm durch ein symbolisch Richtiges hinterfangen, die Logik der Geschichtsnachahmung im Namen Kohlhaas durchbricht der Name Michael mit einer Logik der Gestaltung. Der Geschichtsbezug, den der Nachname herstellt, wird im Vornamen durchkreuzt durch einen Bezug auf die Bibel. Der aber ist genauso fragwürdig wie der Bezug auf die Geschichte. Jeder Aspekt des biblischen Michael wird von Kohlhaas ins Gegenteil verkehrt: Aus dem „Engel des Gerichts" wird ein Gerichteter, aus dem christlichen Krieger „mit Feuer und Schwerdt" ein „Mordbrenner" (134 u. ö.) „mit Pech, Stroh und Schwefel" (137). Der Schwefel macht ruchbar: Aus dem Drachenkämpfer wird selbst der „Drachen, der das Land verwüstete" (132); der im Namen respektvollste Engel Gottes verwandelt sich in Luzifer, der dem Herrn das Vorrecht der Rache bestreitet.[10]

9 Die Erzählung wird zitiert nach Heinrich von Kleist: *Michael Kohlhaas* (= Brandenburger Ausgabe. Kritische Edition sämtlicher Texte nach Wortlaut, Orthographie, Zeichensetzung aller erhaltenen Handschriften und Drucke hrsg. v. Roland Reuß, Peter Staengle und Ingeborg Harms, Bd. II/1). Basel, Frankfurt 1990, S. 63. Alle übrigen Kleist-Zitate folgen unter Angabe von Bandnummer und Seitenzahl der Ausgabe Heinrich von Kleist: *Sämtliche Werke und Briefe*. Hrsg. v. Helmut Sembdner, 2 Bde. München, Wien [9]1993.

10 Vgl. Henrik Lange: Säkularisierte Bibelreminiszenzen in Kleists ‚Michael Kohlhaas'. In: *Kopenhagener germanistische Studien* 1 (1969), S. 213–226. Lange deutet die Bi-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Der Bezug auf die Bibel folgt demselben Prinzip wie der Bezug auf die Geschichte. Beide appellieren an das kollektive (Bild-) Gedächtnis, an Vorwissen, das assoziativ verwendet und dann von der Eigenbewegung des Textes außer Kraft gesetzt wird. Beide stellen Kontextbezüge her, die nicht verbindlich werden: Statt die erzählte Figur ihren historischen oder biblischen Vorbildern anzugleichen, werden nur Einzelzüge dieser Vorbilder für die literarische Darstellung genutzt. Nicht der historischen Wahrheit zeigt der Text sich verpflichtet, sondern dem poetischen Effekt des Historischen. Und der beruht nicht auf Geschichtstreue, sondern auf Assoziationen: Dieselbe Bibelreminiszenz, die im Titel den historisch richtigen Vornamen überlagert, verleiht dem Erzählten im Fortgang historisches Kolorit. Denn Kohlhaasens religiöse Selbststilisierung ähnelt der Propaganda des Bauernkriegs und des Münsteraner Täuferaufstands. Diese Begebenheiten können assoziiert werden und beglaubigen dann, daß das Erzählte wirklich, wie behauptet, in der „Mitte des sechzehnten Jahrhunderts" spielt (63). Weiter geht der Bezug darauf nicht.

So aufschlußreich wie die Namen im Titel sind die Namen im Text. Die Erzählinstanz des *Michael Kohlhaas* deliriert förmlich in Eigennamen. Neben mehr als vierzig Orts-, Fluß- und Landschaftsnamen gebraucht sie weitere vierzig Personennamen. Zwei Bürgermeister von Wittenberg, die nur in einem einzigen Satz auftauchen, nennt sie ebenso mit Namen (133), wie sie Herse die drei Hunde nennen läßt, die der Burgvogt auf ihn hetzt (89). Ständig wiederholt die Erzählinstanz den Gestus der Denotation. Genaue Benennungen scheinen ihr wichtigstes Anliegen zu sein. Dadurch wirkt sie wie ein getreuer Berichterstatter, nicht wie ein Gestalter von Fiktionen. Wie stichhaltig dieser Eindruck ist, soll ein genauerer Blick auf die verwendeten Namen klären.

Da sind zunächst die Orts-, Fluß- und Landschaftsnamen. Bis auf eine Ausnahme entstammen sie alle der realen Geographie.[11] Genau scheinen sie das erzählte Geschehen zu situieren, z.B. die Reihe der Orte, die im Zusammenhang mit Kohlhaasens Rachefeldzug erwähnt werden: Stift Erlabrunn an der Mulde – Wittenberg – Jassen – Mühlberg – Damerow – Leipzig – Lützen – Dresden. Die bekannten Namen teilen den unbekannten ihren Realitätscharakter mit; topographische Angaben wie „als er sich [...] auf die rechte Seite der Elbe zurückbegab" (129) erzeugen den Eindruck, als könne man Kohlhaasens Feldzug auf der Landkarte folgen.

belverweise als Zeichen für die „undurchschaubare Gegenwart des Göttlichen im Irdischen", als romantische Darstellung des in der Welt verborgenen Absoluten.

11 Diese Ausnahme ist die Tronkenburg. Bei ihr handelt es sich um eine Parallelbildung zu Kohlhaasenbrück, wie ja auch der Name Tronka Kohlhaas vokalisch entspricht. Während Kohlhaasenbrück aber angeblich „noch von ihm den Namen führt" (63), ist die Tronkenburg im Atlas nicht auffindbar – Kohlhaasens Gegner wirkt wie aus der realen Geographie gelöscht.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Doch dieser Eindruck täuscht. Er ist ein Effekt des literarischen Namensgebrauchs. Keineswegs spiegeln die Namen die reale sächsische Topographie: Erlabrunn liegt im Würzburgischen, und Damerows finden sich nur bei Havelberg und in der Uckermark.[12] Wieder erweist sich: Nicht die geographische Richtigkeit zählt, sondern die gestalterische. Um ein Fräuleinstift als Friedensidyll zu charakterisieren, als Gegensatz zur Tronkenburg, als Erinnerung an Lisbeth und Vorwegnahme der Zigeunerin, muß es Erlabrunn heißen, auch wenn im realen Sachsen kein Erlabrunn existiert. Der Fortgang von den unbekannten zu den bekannten Ortsnamen, von den marginalen zu den zentralen, weitet den Geschehensraum der Erzählung: Aus einem Lokalereignis entwickelt Kohlhaasens Sache sich entlang dieser Namensreihe zum „Krieg" (137), der zuletzt die „Residenz" (143) bedroht und damit das ganze Fürstentum Sachsen. Zudem bezeichnen die Namen Mühlberg und Lützen nicht nur Orte, sondern bekannte historische Ereignisse. Bei Mühlberg besiegte Karl V. 1547 den Schmalkaldischen Bund und einen sächsischen Kurfürsten, bei Lützen scheiterte 1632 mit Gustav Adolfs Tod die „provisorisch[e] Weltregierung" eines Protestanten (141). Es ist dieser Mehrwert an Assoziationen, der die Namenswahl reguliert.[13]

In ihre Elemente zerlegt wirkt Kleists Darstellung synkretistisch: Die Schlachten von Mühlberg und Lützen verweisen auf verschiedene historische Epochen, die Ortsnamen auf verschiedene Landschaften, die Namen der Titelfigur teils auf die Bibel, teils auf die Historie. Jeder Kontextbezug zieht (von Schlacht zu Schlacht, von Landschaft zu Landschaft) andere nach sich, die ihn überlagern oder durchbrechen. Diese *ars combinatorica* relativiert die Außenbezüge. Sie signalisiert, daß der Text sich nicht denotativ auf eine bestimmte Wirklichkeit bezieht.

Den gleichen Effekt haben die Anachronismen, seien es sachliche wie der Laternenpfahl auf dem Dresdner Schloßplatz (194) oder die Brille des Großkanzlers (187), seien es sprachliche wie die Ausdrücke „Staatsbürger" (63) oder „Baraken" (118). Sie brechen das Verhältnis des Erzählten zur scheinbar dargestellten Wirklichkeit. Darin aber liegt auch eine Gefahr. Ludwig Tieck hat 1821 auf sie hingewiesen:

> Der Erzähler ist von der wirklichen Geschichte, sei es geflissentlich, sei es aus Unkenntnis, merklich abgewichen. Dies ist nicht so sehr zu tadeln, da sein Zweck und die musterhafte Frische der Farben dies rechtfertigen können, als daß er zugleich in einer nicht so gar fern liegenden Begebenheit die notwendige Umgebung, die der Leser nicht vergessen kann, zu sehr verletzt hat. Er vergißt, daß Wittenberg und nicht Dresden die

12 Vgl. Wächter: *Kleists Michael Kohlhaas*, S. 27–29.

13 Zu diesem Verfahren mit anderen Beispielen Anke Bennholdt-Thomsen: Die Bedeutung des Ortes für das literarische Geschichtsbewußtsein. In: *Geschichte als Literatur*, S. 128–139.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

> Residenz der sächsischen Kurfürsten war; Dresden schildert er uns ganz nach seiner jetzigen Gestalt, da die Altstadt damals so gut wie nicht existierte […].[14]

Auch Tieck fordert keine unbedingte Geschichtstreue. Auch für ihn rechtfertigen literarischer Zweck und ästhetischer Schein Abweichungen von der geschichtlichen Wirklichkeit. Doch sollen diese Abweichungen den Leser nicht stören. Damit macht er darauf aufmerksam, daß die Glaubwürdigkeit *fiktionaler* Geschichtserzählungen *allein* auf rhetorischen Prinzipien beruht.

Nach Aristoteles hat der Dichter nicht mitzuteilen, was wirklich geschehen ist, sondern was nach den Regeln der Wahrscheinlichkeit oder Notwendigkeit möglich ist – bzw. was seinem Publikum möglich und glaubwürdig erscheint.[15] Denn das Wirkliche ist mit dem Wahrscheinlichen oder Glaubwürdigen nicht unbedingt identisch, Wirklichkeitstreue allein kein literarischer Maßstab. Für den Geschichtsdichter heißt das, er darf gar nicht erzählen, wie es eigentlich gewesen. Seine Aufgabe besteht vielmehr darin, ein literarisch, das heißt nach den Regeln der Wahrscheinlichkeit oder Notwendigkeit gestaltetes Geschehen auch historisch erscheinen zu lassen. Dafür orientiert er sich an dem, was sein Publikum für historisch glaubwürdig hält. Nur was als historisch empfunden wird, setzt das Spiel der Assoziationen und (vermeintlichen) Wiedererkennungen in Gang; grobe Verstöße dagegen durchbrechen die Illusion.

Einen solchen Verstoß wirft Tieck Kleist vor. Nicht daß dieser „merklich" „von der wirklichen Geschichte […] abgewichen" ist, tadelt er (bemerken darf der Leser solche Abweichungen also durchaus), sondern daß die Verlegung der Residenz das bekannte Geschichtswissen „zu sehr verletzt". So wenig der Geschichtsdichter der historischen Wahrheit selbst verpflichtet ist, heißt das, so heilig müssen ihm die Geschichtsvorstellungen seines Publikums sein.

Wahrscheinlich unterschätzt Tieck in diesem Fall die Toleranz anderer Leser. Der strenge Jacob Grimm jedenfalls, geschichtlich auch nicht ganz unbeschlagen, fühlt sich durch die Residenz-Darstellung nicht gestört. Im Gegenteil findet er Kleists Erzählung, „welch[e] mir eine der liebsten Geschichten ist, die ich weiß", „bis zu großem Schein fast historisch und streng gehalten"; gerade für die Geschlossenheit ihres Scheins hält er sie Arnim als Beispiel vor.[16] Auch wenn man Tiecks Urteil nicht zu teilen braucht, wichtig ist der Maßstab, der ihm zugrunde liegt. Denn der von Tieck benannten rhetorischen Richtlinie des Geschichtsdichters zeigt auch Kleist sich verpflichtet. In allen bisher untersuchten Appellen an das historische Vorwissen biegt er

14 *Schriftsteller über Kleist. Eine Dokumentation*. Hrsg. v. Peter Goldammer. Berlin, Weimar 1976, S. 564 f.

15 Vgl. Aristoteles: *Poetik*. Griechisch / Deutsch. Übersetzt und hrsg. v. Manfred Fuhrmann. Stuttgart 1982, Kap. 9 mit Kap. 25.

16 *Lebensspuren*, Nr. 380 und *Nachruhm*, Nr. 651.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

erst in denjenigen Einzelheiten davon ab, die, historisch betrachtet, nebensächlich sind, d.h. so wenig bekannt oder so leicht zu vernachlässigen, daß ihre Veränderung keine Irritation bewirkt. Um Kohlhaas mit der historischen Gestalt und Kohlhasenbrück zu verknüpfen, kommt es auf den Nachnamen an; der Vorname kann literarisch genutzt werden. Um Kohlhaasens Rachefeldzug zu einer sächsischen Staatsangelegenheit zu erheben, müssen die erwähnten Orte, soweit sie bekannt sind, in Sachsen liegen; für die unbekannten Orte gilt dies nicht. Um die Staatsaffäre zu typisieren, muß sie in der Residenz spielen; ob dies Dresden oder Wittenberg ist, bleibt zweitrangig.

Festzuhalten ist: Kleist gebraucht die Eigennamen im *Michael Kohlhaas* zu einem rhetorischen Zweck. Wie die Synkretismen und Anachronismen zeigen, dienen sie ihm nicht dazu, etwas Wirkliches oder wirklich Gewesenes zu benennen, jedenfalls erlangen diese Benennungen keine Verbindlichkeit. Sie bleiben ein Gestus, um den Eindruck treuer historischer Darstellung zu erzeugen. Nicht die geschichtliche Wahrheit bildet ihren Bezugspunkt, sondern die Geschichtsvorstellungen des Publikums: Diese sind es eigentlich, an die die Eigennamen appellieren, aus ihnen sollen sie Glaubwürdigkeit für das Erzählte ziehen. Bei jedem Eigennamen ermöglicht der Text zwei verschiedene Lektüren: eine direkte, die sich dem Gestus der Benennung anvertraut, sich dem Schein des Historischen überläßt, die den Text als das nimmt, wofür er sich ausgibt, als Geschichtsdarstellung; und eine skeptische wie diejenige Tiecks oder Jacob Grimms, die aufgrund der Abweichungen und Brüche den Gestus als Gestus erkennt, den Schein des Historischen als Illusion goutiert und seine Hervorbringung als Spiel.

Deutlicher noch als an den Ortsnamen zeigt diese Doppelstrategie sich an den Personennamen in der Erzählung. Entstammen die Ortsnamen noch fast alle der realen Geographie und werden nur synkretistisch oder anachronistisch gebraucht, so finden sich unter den Personennamen von vorneherein nur wenige historisch bekannte; die meisten können allenfalls für historisch mögliche gelten.

Zur ersten Gruppe gehört neben Kohlhaas die Luther-Figur der Erzählung. Mit ihr allerdings scheint Kleist mitten in die Geschichte zu führen. Während den historischen Kohlhase nur wenige Leser kannten, verband Kleists Publikum mit Luther die wichtigsten Ereignisse des frühen sechzehnten Jahrhunderts. Luther verkörpert diese Epoche geradezu. Er steht für welthistorische Umwälzungen, für Haupt- und Staatsaktionen, für die große Geschichte, die jeder kennt. Wenn schon die übrigen Figuren keinen richtigen Geschichtsbezug eröffnen, wenn selbst Kohlhaas durch seinen Vornamen halb aus der Geschichte gelöst ist, so scheint das Erzählte bei Luther doch in der historischen Wirklichkeit anzukommen. Er verleiht ihm die stärkste historische Beglaubigung, an ihn halten sich alle Interpreten, die die Erzählung auf die reale Geschichte beziehen.[17]

17 Sogar Walter Silz: *Heinrich von Kleist. Studies in His Work and Literary Character.*

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Kleist gebraucht hier die Technik des Zweischichtenromans, wie er sie von Benedikte Naubert kennen konnte;[18] Walter Scott hat sie bald darauf perfektioniert. Wie bei den Orten bürgen die bekannten Namen für die Glaubwürdigkeit der unbekannten[19] – dafür vermitteln die unbekannten (historisch am Rand stehend, aber literarisch im Zentrum) die große Geschichte mit dem Erfahrungshorizont und den Interessen der Leser. Im zentralen Streitgespräch mit Luther vertritt Kohlhaas subjektbezogene Gesellschaftsvertragstheorien, Luther die Autorität der von Gott eingesetzten Obrigkeit. Kohlhaas argumentiert von unten, vom Standpunkt des einzelnen „Staatsbürgers" (63), Luther von oben, vom Standpunkt des imperativen (göttlichen) Mandats.

Daß dies die wertrationale Schauseite einer zweckrationalen Position ist, daß in Luthers theologischer Argumentation die Staatsräson mitspricht, macht sein Brief an den sächsischen Kurfürsten klar (159-161); zugleich bringt das Gespräch an den Tag, daß in Kohlhaasens gemeinnützigem Rechtsbegehren ein persönlicher Rachewunsch arbeitet. Hier zeigt sich der Glutkern von Kleists Versuchsanordnung, zeigen sich die Leidenschaften, die die äußeren Konflikte eskalieren lassen. In beiden Figuren sind rationale und affektive Beweggründe, gesellschaftsbezogene und egoistische Motive, sind Recht und Gewalt miteinander verquickt. So weit die Figuren sich aufeinander zubewegen – ihre prinzipielle Abstoßung überwinden können sie nicht. Obwohl Kohlhaas sich durch die Autorität des „verehrungswürdigsten Namen[s], den er kannte", „entwaffnen" läßt (148), obwohl er auf seine „Selbstrache" (155) verzichtet und ein weiteres Mal den Rechtsweg einschlägt, vermag er in allem, was er getan hat, nur die eigenen Kosten zu sehen (153 f.) und bittet umstandslos um Versöhnung. Und obwohl Luther sich von Kohlhaasens Argumenten überzeugen läßt, obwohl er seine Forderungen als berechtigt anerkennt (154 f.) und sogar die Rechtfertigung der Selbsthilfe übernimmt (160 f.), kann er sich nicht enthalten, die Versöhnung an die Bedingung zu knüpfen, daß Kohlhaas dem Junker vergibt und auf den Rechtsanspruch verzichtet (157). Beide überfordern einander. Das heißt für die verhandelte Sache: Wenn die Autorität der Obrigkeit und das Recht des Einzelnen so schroff auseinandergetreten sind, kann ein halbes Entgegenkommen von beiden Seiten sie nicht wieder vermitteln. Kohlhaasens Unterredung mit Luther nimmt den Prozeßverlauf in Dresden vorweg. Erst als in Berlin beide Belange: das Recht

Philadelphia 1961, S. 186: „The Luther-episode is the only authentic element of history in a story that throughout creates the impression of documentary realism."

18 Das *Käthchen von Heilbronn*, 1807–10 entstanden, also parallel zur Phöbus-Fassung des *Kohlhaas*, entspricht in mehreren Handlungsmotiven Nauberts Roman *Hermann von Unna. Eine Geschichte aus den Zeiten der Vehmgerichte* (2 Thle. Leipzig 1788). Darin war das Zweischichtenprinzip in voll ausgebildeter Form zu studieren (vgl. oben, S. 153 f.).

19 Darauf weist schon Aristoteles hin: *poet.*, Kap. 9.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

des Einzelnen und der Anspruch des Gemeinwesens, die Konflikte seiner Mitglieder auf dem Rechtsweg zu lösen, Schutz finden vor Parteiinteressen und dem Kalkül der Staatsräson, erst als beide Belange getrennt werden von Kohlhaasens Rachedurst wie von den Grillen der Kurfürsten, erst als beide Belange vollständig rechtsförmig werden und in getrennten Prozessen bis zur letzten Konsequenz Berücksichtigung finden, wird ein Ausgleich möglich – doch erscheint der in Kleists ironischer Darstellung dann utopisch zugleich und unmenschlich.

Diese Andeutungen mögen genügen, um die literarische Rolle der Luther-Figur zu verdeutlichen. Sie rückt Kohlhaasens Fall ins Licht der Staatstheorie, sie verleiht ihm prinzipiellen Charakter. Dabei bringt Luther in seinem Brief an Kohlhaas die normative Idee des Staates nur ins Spiel, um die praktischen Mißstände als bedeutungslos hinzustellen (er schildert sie bereits verkehrt und voreingenommen).[20] Doch verschafft er damit Kohlhaas Gelegenheit, sein Verlangen prinzipiell zu begründen. Kleists Luther muß sich davon überzeugen lassen, daß die Versäumnisse des Staates dessen normative Idee durchaus außer Kraft setzen können; „mit einem verdrießlichem Gesicht" (152) muß er einsehen, daß Kohlhaas sich nur dann wieder dem Staat unterwirft, wenn dieser seine ideelle Aufgabe auch praktisch erfüllt. Dafür bekommt Kohlhaas gezeigt, daß hinter seiner prinzipiellen Argumentation, so überzeugend sie ist, ein persönlicher Rachewunsch steht. Zu reduzieren ist Kohlhaasens Position darauf so wenig wie diejenige Luthers auf die Inschutznahme der Obrigkeit. Beide entwickeln ihre Staatstheorien aus partikularen Interessen. Das entwertet sie nicht, aber es macht klar, warum solch prinzipielle Fragen nur mit einer moralischen Instanz wie Luther verhandelt werden können, nicht mit den gänzlich interessegeleiteten Staatsmännern, denen Kohlhaas danach begegnet. Nur aus Luthers Mund erhält die prinzipielle Position das nötige Gewicht.

In der Forschung wird immer wieder behauptet, Kleists Luther vertrete die „mittelalterlichen" Staatsvorstellungen seines historischen Vorbilds, Kohlhaas die rousseauistischen Gesellschaftsvertragstheorien des Revolutionszeitalters; auf anachronistische Weise träfen mit den beiden die dargestellte Lutherzeit und Kleists Gegenwart aufeinander.[21] In der Tat springen die Ana-

20 S. Clifford A. Bernd: Der Lutherbrief in Kleists ‚Michael Kohlhaas'. In: *Zeitschrift für deutsche Philologie* 86 (1967), S. 627–633. Die Begriffe „Staat", „Staatsbürger", „Staatsverbindung" stellen weitere Anachronismen in Kleists Erzählung dar.

21 Z.B. von Rolf King: The Figure of Luther in Kleist's ‚Michael Kohlhaas'. In: *Germanic Review* 9 (1934), S. 18–25. Ähnlich spalten die vielen rechts- und ideengeschichtlichen Studien den Text in Elemente des mittelalterlichen Fehderechts und solche des neuzeitlichen Widerstandsrechts auf. Kleists literarische Fassung des Rechtsproblems wird dabei zwischen den Mühlsteinen der *Carolina* und des *Allgemeinen preußischen Landrechts* zermahlen, bis zuletzt nur traurige Ungereimtheiten übrig bleiben.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

chronismen ins Auge; Kleists unbekümmerter Umgang damit zeigt jedoch an, daß es hier um Ideengeschichte nicht geht. Die historische Zurechnung des Dargestellten macht die Forschung blind für seine immanente Problemstellung. Denn in Kleists Text sind, so wenig das manchem Interpreten politisch behagt, beide Positionen gleich wichtig: die Achtung gebietende Staatsautoriät wie das unveräußerliche Recht des Einzelnen. Beide werden im Verlauf der Erzählung durch innere Korruption und äußere Verletzung getrieben, um zuletzt – wenn auch auf zweifelhafte Weise – gereinigt und versöhnt zu erscheinen. Das bedeutet: Für das literarische Problem der Erzählung sind beide Positionen gleich gegenwärtig, sind es keine historischen Positionen, sondern dialektische. Schließlich ist auch Kleists Gegenstand kein historischer, sondern aktuell, solange Staaten beanspruchen, die Konflikte ihrer Mitglieder auf dem Rechtsweg zu schlichten, solange sie ihre Mitglieder zwingen, auf Selbsthilfe zu verzichten, solange sie ihnen abverlangen, ihre Rechtsansprüche auf staatliche Organe zu übertragen, die dafür ein Gewaltmonopol reklamieren. Die Wirkungsgeschichte des Textes zeigt dies besser als die meisten seiner Interpretationen.

Mag Kleists Luther auch an den geschichtlichen Ursprung der verhandelten Staatsidee erinnern, für die Problemstellung der Erzählung dient sein Name als Chiffre, um eine gegenwärtige Position zu evozieren und ihr Autorität zu verleihen. Kleist weiß, wie lebendig das Bild Luthers in seiner Gegenwart ist. An diese Vorstellungen appelliert er, nicht um den historischen Luther darzustellen, sondern um das, wofür er in der Gegenwart steht, zu instrumentalisieren für das literarische Problem der Erzählung.[22]

Das wird offenkundig, sobald man Kleists Luther in die Einzelzüge zerlegt, aus denen die Gestalt zusammengesetzt ist. Luthers Schreckensruf, als ihm Kohlhaas gegenübertritt: „[…] weiche fern hinweg! […] dein Odem ist Pest und deine Nähe Verderben!“ (149 f.), erinnert an den Teufelsbesuch der Luther-Legende;[23] er korrespondiert mit dem Luzifer-Motiv der Kohlhaas-Darstellung. Kohlhaasens Erwiderung: „[…] unter den Engeln, deren Psalmen Ihr aufschreibt, seid Ihr nicht sicherer, als bei mir.“ (150) spielt auf Genre-Bildchen von Luthers Bibelübersetzung an. Schon die gravitätische For-

22 „Pfaffen und Schulleute quälen unendlich, die Reformation soll durch hunderterley Schriften verherrlicht werden; Maler und Kupferstecher gewinnen auch was dabey. Ich fürchte nur, durch alle diese Bemühungen kommt die Sache so in's Klare, daß die Figuren ihren poetischen, mythologischen Anstrich verlieren. Denn, unter uns gesagt, ist an der ganzen Sache nichts interessant als Luthers Charakter und es ist auch das einzige, was der Menge eigentlich imponiert. Alles übrige ist ein verworrener Quark, wie er uns noch täglich zur Last fällt.“ Goethe an Knebel, Brief vom 22. August 1817. In: *Goethes Werke*. Hrsg. im Auftrag der Großherzogin Sophie von Sachsen. Weimarer Ausgabe, 143 Bde. Weimar 1887–1919. Nachdruck München 1987, Abteilung IV, Bd. 28, S. 227.

23 Luther handelt typologisch, indem er die Worte Jesu gegen den Versucher gebraucht (Mat. 16, 23 und 7, 23).

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

mel, mit der Luther eingeführt wird (143), mahnt an die Unterdrückung der aufständischen Bauern. Auch Luthers Brief an Kohlhaas leiht Kleist den manichäischen Polterton von Luthers Pamphleten – entsprach der doch dem gängigen Luther-Bild eher und gestattete, Kohlhaasens Aufstand apokalyptischer zu malen als die maßvollen Mahnungen des historischen Luther in dem erhaltenen Brief an den historischen Kohlhase. Obwohl Kleist hier ein authentischer Geschichtsrest zur Verfügung stand, verzichtete er darauf, ihn in seine Erzählung aufzunehmen. Lieber erfand er ihn neu gemäß den Absichten seiner Darstellung und den Vorurteilen seiner Leserschaft.

Deutlicher ist nicht zu zeigen, daß es ihm nicht um eine historiographische Darstellung geht. Wie Kohlhaas entstammt Kleists Luther nicht der wirklichen Geschichte. Vielmehr gehört er, seine Einzelzüge zeigen es, in die protestantische Folklore bzw., um eine heute lebhaft diskutierte Kategorie zu bemühen, in die protestantische Erinnerungskultur. Das erklärt seinen Erfolg (bis in die Gegenwart wird Kleists Gestaltung als die überzeugendste literarische Darstellung Luthers überhaupt gerühmt),[24] vor allem aber macht es deutlich, von welcher Beschaffenheit die Geschichtsvorstellungen sind, auf die der historische Erzähler Kleist sich rhetorisch bezieht: Es ist das historische Wissen in seiner populärsten Form. Es sind die Versatzstücke des historischen Wissens, die Geschichtsklischees, die kollektiven historischen Phantasien.

Auf sie weisen die übrigen Personennamen unverhüllt hin. Graf Siegfried von Kallheim, Otto von Gorgas, Dame Heloise, Meister Himboldt, Waldheim, der Knecht – das sind die sprechenden, klingenden, tümelnden Namen der altteutschen Vorzeit, das sind die pseudohistorischen Namen der zahllosen Ritterdramen und Ritterromane seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert. Neben den mündlich überlieferten Sagen war diese Ritterliteratur das wichtigste schriftliche Medium für die kollektiven Geschichtsphantasien. Sie bot das Reservoir von Figuren, Motiven, Versatzstücken und Klischees, auf das Kleist sich bezieht, teils karikierend wie mit dem Namenspaar Hinz und Kunz von Tronka, teils offen hinweisend wie mit den Namen Lisbeth, Herse und Olearius. Denn diese entstammen dem Schlüsseltext der neueren Ritterliteratur: Goethes *Götz von Berlichingen*. Die Frau des Götz trägt den Namen Elisabeth, sein treuer Knecht heißt Lerse, und für seinen Gegner arbeitet ein Doktor Olearius. Wie Götz begehrt Kohlhaas auf gegen Willkür, Anmaßung und Rechtsbeugung des ihm vorgeordneten Adels, hofft aber auf die Obrigkeit über allen Rivalen; wie Götz nimmt er sein Recht in die eigene Hand und verstrickt sich in eine Revolte, an der er untergeht.[25]

24 Kurt Ihlenfeld: Dichter im Dialog mit Luther. Die Luther-Szene in Heinrich von Kleists Novelle ‚Michael Kohlhaas'. In: *Luther. Zeitschrift der Luther-Gesellschaft* 38 (1967), S. 69–85.

25 Detailliert hat Wächter die Texte von Goethe und Kleist verglichen (*Kleists Michael Kohlhaas*, S. 20–25). Er zeigt, daß Kleist nicht nur zahlreiche Handlungsmotive auf-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Selbsthilfe und Rebellion gehörten seit Goethes Stück und Mösers Faustrecht-Lehre zu den Kernmotiven der Ritterliteratur. Daneben malte sie in grellen Farben die absolutistische Rechtsunsicherheit, führte aufrechte Helden in den Kampf gegen intrigierende Adelscliquen, stellte patriarchalische Ideal-Familien gegen sittenlose Fürstenhöfe, ließ im dekadenten Prunk der Staatsgemächer glänzende Verführerinnen auftreten, ruchlose Ratgeber und schwache Fürsten, denen in der Wildnis der Wälder biedermännisch rauhe Rebellen gegenüberstanden, ließ Burgen in Flammen aufgehen, heimliche Treffen in nächtlichen Stuben stattfinden und aufgebrachte Volksmengen Lynchmorde versuchen; vor allem mit Hilfe der Schauplätze erzeugte sie Stimmungen, die gleitende Übergänge ins Schauerliche und Wunderbare ermöglichten.[26]

All diese Motive finden sich im *Michael Kohlhaas*. Daß das Geschehen darin immer wieder vom höheren Einfluß der Witterung bestimmt wird, daß im Schlußteil eine gespenstische Zigeunerin auftritt, sind gängige Motive der Schauerliteratur. Kleist hat einmal die Leihbibliothek beschrieben, die er in Würzburg besucht hat: „Rittergeschichten, lauter Rittergeschichten, rechts die Rittergeschichten *mit* Gespenstern, links *ohne* Gespenster" – der *Kohlhaas* macht klar, daß er sich auf beiden Seiten bedient hat.[27] Die Erzählung verweist nicht nur auf die von allen gelesene Ritterliteratur, sie bezieht sich darauf in Figurenzeichnung, Handlungsmotiven und Schauplätzen, sie nutzt die Ritterliteratur als Erwartungshorizont, der den Unterhaltungslesern ein Wiedererkennen ermöglicht, die professionellen Leser aber durch irregeführte Erwartungen, falsche Fährten und konterkarierte Klischees verwirrt.

Wieder zeigt sich daran die Doppelstrategie von Kleists Erzählen, wieder zeigt sich, daß es (mindestens) zwei Lektürehaltungen zugleich bedient. Das

greift, sondern sogar einzelne sprachliche Wendungen wörtlich übernimmt. Allerdings folgt er dabei demselben Prinzip wie bei seinen Anspielungen auf die Bibel und die Geschichte. In dieser Hinsicht erweist der *Kohlhaas* sich als weiteres Scharmützel in Kleists lebenslangem Kampf mit Goethe, vgl. Katharina Mommsen: *Kleists Kampf mit Goethe*. Heidelberg 1974. Wieder Frankfurt 1979. Auch Susan Wells Howard: *Die Gewalt der Geschichte. The Role of Historical Consciousness as a Model of Intelligibility in Selected Stories of Heinrich von Kleist*. Austin: The University of Texas Diss. 1989 entwickelte ihre *Kohlhaas*-Interpretation (S. 45–77) aus einem Vergleich mit Goethes *Götz*. Doch gelangt sie über Inhaltsangaben der beiden Texte nicht hinaus. Trotz ihres Vorsatzes, den Sinn des Texts zwischen den ausgesprochenen Behauptungen zu suchen, identifiziert sie diesen Sinn mit Kleists eigener Position und leitet diese direkt aus der Entwicklung der Handlung ab.

26 Vgl. Elisabeth Frenzel: Von der Motivkombination zum neuen Genre: Goethes ‚Götz von Berlichingen', das Ritterdrama und der historische Roman. In: *Gattungsinnovation und Motivstruktur. Bericht über Kolloquien der Kommission für literaturwissenschaftliche Motiv- und Themenforschung 1986–1989*. Teil 1. Hrsg. v. Theodor Wolpers (= Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften in Göttingen. Philologisch-historische Klasse. Dritte Folge. 184). Göttingen 1989, S. 97–121.

27 Brief an Wilhelmine von Zenge vom 13. bis 18. September 1800 (II 563).

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

hängt mit dem Genre zusammen, mit dem Publikationsort, mit dem verzweifelt ruchlosen Wunsch nach Erfolg. Entschlossen, sein Dasein als freier Schriftsteller zu fristen, begibt Kleist sich mit seinen Erzähltexten auf einen verheißungsvollen Markt. Wenn schon nicht mit der hohen Form der Tragödie, wenn nicht einmal mit der Komödie, wenn überhaupt nicht am Theater, so mußte doch mit erzählender, unterhaltender Prosa ein Lebensunterhalt zu verdienen sein und eine Reputation zu gewinnen. Die (Zeitschriften-) Verleger zahlten gut, das Publikum war groß, vielschichtig und nachsichtig sogar mit literarischen Experimenten, solange sie nur fesselten und erregten, die Erzählformen boten zahlreiche Entwicklungsmöglichkeiten. Erwartet allerdings wurde ein Eingehen auch auf den populären Geschmack – doch zierte Kleist sich so wenig, diesen Kompromiß zu schließen, wie vor ihm Schiller. Das Spiel mit den Trivialeffekten entsprach durchaus ihrer beider Wirkungsästhetik, es kam ihrem Streben nach größtmöglicher Erregung der Affekte entgegen.

Nur der Forschung ist Kleists Ausgang von den trivialen Geschichtsmythen peinlich. Betreten tut sie so, als wäre Kleist mit leeren Händen aus jener Würzburger Leihbibliothek herausgegangen. Dabei zeigen schon seine Briefe ihn als Leser von Rittergeschichten,[28] das *Käthchen von Heilbronn* und der *Michael Kohlhaas* weisen ihn sogar als intimen Kenner aus. Und warum auch nicht? Kleist evoziert die Ritterliteratur als Hintergrund seiner Erzählung – verbindlich wird sie für ihn ebensowenig wie die gleichfalls evozierte Bibel und die Geschichte. In seiner literarischen Gestaltung verhält er sich gegenüber dem einen Kontext so autonom wie gegenüber den anderen, verwandelt er sie alle in Material einer Erfindungskraft, die vom Allbekannten aus in die Ungreifbarkeit brüchiger Identitäten führt.[29] Literarisch mindern die verwer-

28 Gleich der erste erhaltene Brief an Auguste Helene Massow vom 13.–18. März 1793 weist den Sechzehnjährigen als Kenner von Friedrich Christian Schlenkerts Ritterroman *Friedrich mit der gebissenen Wange* aus (4 Thle., Leipzig 1785–88), ausdrücklich kennzeichnet er das Buch als Lektüreerfahrung, die er mit seiner viel älteren Tante teilte (II 465). Da die Ritterliteratur wirklich von allen gelesen wurde, bot sie ein von allen geteiltes Verständigungsmedium. In dem zitierten Brief beschreibt Kleist einen Besuch auf der Wartburg, angestoßen durch den Roman, der z.T. dort spielt: Der historische Überrest interessiert ihn als stimmungsvolle Kulisse und enttäuschende Beglaubigung des Romans.

29 Diese Feststellung bewahrt davor, Kleists Erzählung umstandslos als Arbeit am kollektiven Gedächtnis zu interpretieren, als Beitrag zu der um 1800 neu installierten Erinnerungskultur, als Speicher des sozialen Geschichtswissens, wie dies für Kleists Geschichtsdramen unlängst Wolfgang Struck versucht hat: *Konfigurationen der Vergangenheit. Deutsche Geschichtsdramen im Zeitalter der Restauration* (= Studien zur deutschen Literatur. 143). Tübingen 1997. Der modische Versuch, die Literatur als Reservoir für irgendwelche „Kulturen" interessant zu machen, verleitet zu Zirkelschlüssen: In der Regel sind die kulturellen Diskurse, auf die die Literatur dabei reduziert wird, nicht mehr als beliebige Konstruktionen. Fatal wird dieser Ansatz, wenn bei solchen subsumtionslogischen Zuordnungen auch noch vom Literarischen der Literatur, von ihrer

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

teten Klischees Kleists Erzählung nicht, zum Skandalon machen sie erst die Interpreten, die im *Kohlhaas* eine Geschichtsdarstellung bzw. einen realistischen Geschichtsroman sehen. Ihrer Deutung widersetzt sich z.B. die Zigeunerin in der Tat, nicht umsonst haben ganze Generationen von Kleist-Forschern sie wegzuinterpretieren versucht. Doch liegt der Fehler nicht, wie immer wieder behauptet, im Text als vielmehr in der falschen Erwartung an ihn.

Allerdings nährt der Text diese Erwartung. Nicht nur mittels der Eigennamen erzeugt er einen Schein des Historischen, hinzu tritt als ein zweites Mittel der vermeintliche Quellenbezug. Mehr als neunzig Schriftstücke und amtliche Dokumente findet man im Text erwähnt: Maßgeblich beeinflussen sie die Handlung, deutlich prägen sie Kleists Erzählform.[30] Wenig beachtet wurde bisher, daß diese Schriftstücke auch immer mehr für die Quellen des Erzählten ausgegeben werden. Schildert die Erzählinstanz die Szenen auf der Tronkenburg und in Kohlhasenbrück in der ersten Erzählphase (64–92) noch kraft der ihr eigenen Allwissendheit, so scheint sie sich bereits in der zweiten Erzählphase (92–116) auf Kohlhaasens Klageschriften, seine Briefwechsel und die Resolutionen der brandenburgischen Staatskanzlei zu stützen. In die dritte Erzählphase (116–170) rückt sie viele teils raffende, teils wörtliche „Zitate" aus Kohlhaasens Mandaten, dem Behörden-Schriftverkehr und Luthers Briefen ein, um sich schließlich in der vierten (170–228) und fünften Erzählphase (228–291) über lange Strecken hinter all die Dokumente zurückzuziehen, die sie im Zusammenhang mit dem Prozeß und politischen Fall Kohlhaas referiert. Das freie Geleit, Briefe amtlichen und vertraulichen Charakters, Kohlhaasens dritte Klageschrift, Eingaben in den Prozeßverlauf, der diplomatische Schriftverkehr zwischen den Kurfürsten und dem Kaiser, amtliche Resolutionen, die Urteile der drei Prozesse – Kleist hat die zehn Bände der historischen Prozeßakten nicht gekannt,[31] er hat sie für seine Erzählung erfunden. Die Erzählinstanz des *Michael Kohlhaas* gibt sich je länger je mehr den Anschein, als berichte sie nur, was ihr die Akten über den Hergang verraten.

Kunstgestalt, ihrer Autonomie völlig abgesehen wird (vgl. Struck, S. 11 f.) – der vermeintlich neue, kulturwissenschaftliche Zugriff erweist sich dann als Verramschung. Wer als Literaturwissenschaftler nicht mehr unterscheidet zwischen Texten, die aufgehen in der Repräsentation populärer Vorstellungen und solchen, die sich dialektisch dazu verhalten, hat jeden Begriff seines Gegenstands verloren.

30 Stephens: *Heinrich von Kleist*, S. 244 f., vgl. ders.: ‚Eine Träne auf den Brief'. Zum Status der Ausdrucksformen in Kleists Erzählungen. In: *Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft* 28 (1984), S. 315–348 und Timothy J. Mehigan: *Text As Contract. The Nature and Function of Narrative Discourse in the Erzählungen of Heinrich von Kleist* (= Europäische Hochschulschriften. Reihe 1: Deutsche Sprache und Literatur. 985). Frankfurt, Bern, New York, Paris 1988, S. 272–309.

31 In Auszügen dokumentiert und analysiert sind diese neuerdings in: Malte Dießelhorst / Arne Duncker: *Hans Kohlhase. Die Geschichte einer Fehde in Sachsen und Brandenburg zur Zeit der Reformation* (= Rechtshistorische Reihe. 201). Frankfurt am Main, Berlin, Brüssel, New York, Wien 1999.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Überdies tritt sie als Quellenkritiker auf, der sein vermeintliches Material differenziert zu handhaben weiß. Oft erwähnt sie ein Dokument nur, um es in einem Satz zusammenzufassen.[32] Andere Schriftstücke referiert sie nach einer Formel wie „des Inhalts: [...]" in indirekter Rede.[33] Enger noch scheint sie sich an Texte anzulehnen, die sie in indirekter Rede mit Anführungszeichen wiedergibt oder gar in wörtlichen Auszügen darbietet.[34] Ganz und gar tritt sie schließlich hinter drei Dokumente zurück, die sie in voller Länge und im Wortlaut zu zitieren vorgibt: Luthers Plakat an Kohlhaas (144–46), das freie Geleit nach Dresden (169 f.), den Brief der Zigeunerin (285).[35] Die Erzählung gewinnt hier den Charakter einer Kompilation. Sie scheint aus vorgeordneten Dokumenten zusammengesetzt, sie wirkt wie eine quellennahe historiographische Darstellung.

Und sagt die Erzählinstanz nicht selbst, daß sie wie ein Historiker arbeitet? Wenn sie beklagt, daß ein „eigenhändige[r], ohne Zweifel sehr merkwürdige[r] Brief" Luthers an Kohlhaas „verloren gegangen ist" (283), weckt sie den Eindruck, ihr Wissen hinge von überlieferten Quellen ab. An anderer Stelle behauptet sie das ganz offen:

> Wohin er [= der sächsisches Kurfürst, J.S.] eigentlich ging, und ob er sich nach Dessau wandte, lassen wir dahin gestellt seyn, indem die Chroniken, aus deren Vergleichung wir Bericht erstatten, an dieser Stelle, auf befremdende Weise, einander widersprechen und aufheben. (281 f.)

Wer seine Wissenslücken so offen eingesteht, wer sie damit begründet, daß ihm die Quellen fehlen oder die Quellenkritik keine Gewißheit erbringt, der muß doch von vorgefundenem Material abhängen, der kann doch nur „Bericht erstatten" von einem wirklichen, einem historischen Geschehen. Diesen Eindruck sollen die zitierten Stellen erzeugen.

Seltsam nur, daß die vorgeblichen Wissenslücken dann doch keine sind. Die Erzählinstanz läßt keinerlei Zweifel daran, daß Luther Kohlhaas die erbetene Versöhnung zuletzt gewährt und daß der sächsische Kurfürst sich zu Kohlhaasens Hinrichtung nach Berlin begibt. Indirekt erzählt sie doch, was sie vorher „dahin gestellt" zu lassen behauptete. Das erweist ihr Eingeständnis von Wissenslücken als Koketterie.

32 Z.B. die Bescheinigung der Dresdner Räte (73), Kohlhaasens erste (92) und zweite Klageschrift (98), sein „Rechtsschluß" (116), sein erstes „Mandat" (123 f.) u.a.m.

33 Z.B. den Brief Geusaus (99), die zweite Resolution der Berliner Staatskanzlei (116), Kohlhaasens Bekennerbrief (129 f.) u.a.

34 Wie bei der ersten Resolution der Berliner Staatskanzlei (99 f.), Kohlhaasens Mandaten (z.B. 128, 140 f.), der Gubernial-Resolution des Freiherrn Siegfried von Wenk (210 f.), dem Brief des Nagelschmidt (221) und dem diplomatischen Briefwechsel (231, 256 f., 258 f.).

35 Luthers Plakat und das freie Geleit sind im Erstdruck überdies noch dadurch hervorgehoben, daß sie eingerückt und mit einem Anführungszeichen am Beginn jeder neuen Zeile erscheinen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Kleists Erzählinstanz ist nicht zu trauen, am wenigsten in ihren Aussagen über sich selbst. Warum behauptet sie, aus der Vergleichung von „Chroniken" Bericht zu erstatten, von Sekundärquellen also, während sie im Text über sechzig Primärquellen referiert, als läge ihr ein ganzes Akten-Konvolut vor? Wenn sie aber tatsächlich Chroniken vergleicht, mehrere Chroniken also, warum untertitelt sie ihre Erzählung dann „Aus einer alten Chronik"? Diese Widersprüche sind nicht auflösbar. Zwar suggerieren Untertitel, Selbstaussagen und Textbefund alle einen Quellenbezug der Erzählung, zwar lassen sie sie alle als historiographischen Bericht erscheinen, doch tun sie das auf so widersprüchliche Weise, daß sie die erzeugte Suggestion zugleich in Zweifel ziehen. Gerade daß der Quellenbezug dreifach beteuert, dabei aber immer widersprüchlicher wird, läßt ihn fragwürdig erscheinen.

Irritieren sollen die Widersprüche. Nur wer sie wahr- und ernstnimmt, dem zeigen sie sich nicht als Fehler des Autors, sondern als Hinweise darauf, was es mit dem behaupteten Quellenbezug auf sich hat.

In historiographischen Texten dient der Quellenbezug, wie übrigens auch die Präzision der Aussagen, ihrer Nachprüfbarkeit. Je genauer der Historiker Personen und Orte benennt, je präziser er Zeit und Umstände des berichteten Geschehens bestimmt, je sorgfältiger er von jeder Einzelheit auf die verwendete Quelle zurückverweist, desto leichter sind seine Aussagen zu prüfen und gegebenenfalls zu revidieren. Um diese Nachprüfbarkeit ist es in Kleists Erzählung schlecht bestellt.

Das zeigt sich schon bei den vorgeblich im Wortlaut zitierten Originaldokumenten. Wenn Luthers Plakat an Kohlhaas unterschrieben ist mit der Formel „Wittenberg, u.s.w. *Martin Luther.*" (146), so bleibt die Erzählinstanz mit dem „u.s.w." gerade die für die Nachprüfbarkeit unerläßliche Datierung schuldig. Genauso unterschlägt sie in der Eröffnungsformel des freien Geleits: „Wir etc. etc. Kurfürst von Sachsen [...]" (169) eben die Information, die die Urkunde erst nachprüfbar machte, nämlich den Namen des Kurfürsten. Bezeichnenderweise nennt sie diesen Namen überhaupt nie, genauso wenig wie die Namen des Kurfürsten von Brandenburg und des Kaisers. Obwohl sie sonst jeden Hund mit Namen zu nennen weiß, bezeichnet sie die drei historischen Hauptfiguren ausschließlich mit ihren Titeln. Gerade sie hätten durch ihre historische Bekanntheit gestattet, das Erzählte geschichtlich genau zu lokalisieren – eben deshalb aber bleiben sie unbestimmt.

Einmal darauf aufmerksam geworden, entdeckt man in diesen Unbestimmtheiten System. Semiotisch gesprochen könnte man sie als Leerstellen bezeichnen. Sie wirken wie Auslassungen im Text, die stets die entscheidenden Ansatzpunkte für Kontextbezüge unterschlagen. Wenn die Erzählinstanz von den Chroniken spricht, „aus deren Vergleichung wir Bericht erstatten" (282), so entzieht sie sie durch die allgemeine Formulierung dem Einblick der Leser. Auch der Untertitel „Aus einer alten Chronik" vermeidet im unbestimmten

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Artikel eben die Angabe, zu der jeder Historiker verpflichtet wäre: die genaue Nennung der Quelle. Keine einzige der über sechzig im Text referierten angeblichen Quellen ist so gekennzeichnet, daß sie nachprüfbar würde. Bei genauem Hinsehen gilt dies für alle Aussagen im Text.

> An den Ufern der Havel lebte, um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, ein Roßhändler, Namens *Michael Kohlhaas*, Sohn eines Schulmeisters, einer der rechtschaffensten zugleich und entsetzlichsten Menschen seiner Zeit. (63)

So präzise der Eingangssatz Ort, Zeit, Hauptfigur, soziales Milieu und moralisches Problem der Erzählung anzugeben scheint, in Wirklichkeit gewinnt diese Präzision keine Verbindlichkeit. Denn die genauen Bestimmungen („Havel", „sechzehntes Jahrhundert") sind in zwei Genitiv-Attribute verlegt, also gleichsam in die zweite Reihe zurückgedrängt, während die eigentlichen Adverbialen von schwer zu überbietender Unbestimmtheit sind: die des Ortes durch den Plural („An den Ufern"), die der Zeit durch ihr vages Ungefähr („um die Mitte"). Die Berufsbezeichung („Roßhändler") ist mit der Herkunftsangabe („Sohn eines Schulmeisters") sozialgeschichtlich kaum zu vereinbaren, die moralische Wertung paradox. Die Präzision des vielgerühmten Satzes erweist sich als Schein. Sie verdankt sich einer Inszenierung, die die Merkmale sprachlicher Präzision durch semantische Unbestimmtheit, Widersprüche und Paradoxien neutralisiert und so in einen spielerischen Gestus verwandelt.

Es ist der gleiche Gestus, mit dem die Erzählinstanz in pseudohistorischen Namen schwelgt oder erfundene Quellen referiert. Stets markiert sie Präzision, schneidet die Nachprüfung ab und signalisiert eben damit den Status ihrer Erzählung. Das ist entscheidend. Denn damit liefert sie ein untrügliches Kennzeichen für den Schein des Historischen.

Auch die Synkretismen und Anchronismen im Gebrauch der Eigennamen kennzeichnen den Effekt des Historischen als Schein. Sie zu bemerken aber setzt Kontextwissen voraus. Man muß wissen, daß der historische Kohlhase Hans hieß, um in dem Michael Kohlhaas der Erzählung den Bruch mit der Historie zu erkennen. Man muß Geographie kennen, um zu sehen, daß das Sachsen der Erzählung von überallher zusammengeborgt ist. Man muß mit der Ritterliteratur vertraut sein, um zu verstehen, wie der Text sich ihr zuordnet und sie überschreitet. Als rhetorisch kalkulierter Effekt ist der Schein des Historischen auf das Vorwissen der Leser bezogen; deshalb zeigt sich die Fülle der im Text eröffneten Kontextbezüge wie auch ihr synkretistisch gebrochener Charakter nur im Verhältnis zu diesem Vorwissen.

Dagegen sind die Leerstellen dem Text selbst eingeschrieben. Unabhängig von irgendwelchem Kontextwissen signalisieren sie, daß die Erzählung sich trotz aller Verweise nirgendwo verbindlich auf andere Texte bezieht, auf Quellen oder die Historie. Die Unbestimmtheiten neutralisieren die Verweise. Sie verkünden, daß der Text sich nicht festnageln läßt. Seine Quellen sind

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

erfunden, die historischen Namen meinen keine historischen Personen, das Geschichtliche in ihm ist Schein. Ehrlicher Schein, denn er ist durch die Leerstellen als Schein ausgewiesen. Immer aufs neue zeigen sie an: Die Erzählung ist ein fiktionaler Text, keine historische Darstellung.

Vielleicht geht gerade deshalb ein ungeheurer Sog von diesen Leerstellen aus. Die Rezeptionsgeschichte des *Michael Kohlhaas* besteht zum größten Teil aus Versuchen, die Leerstellen im Text interpretativ aufzufüllen. „Aus einer alten Chronik", behauptet der Untertitel, sei die Erzählung geschöpft. Also identifizieren die Interpreten diese Angabe mit Peter Hafftizens *Maerckischer Chronic* von 1570, weil Kleist sie beim Schreiben – möglicherweise – benutzt hat. Aus der Vergleichung mehrerer Chroniken will die Erzählinstanz Bericht erstatten. Also begeben die Forscher sich auf die Suche und präsentieren Balthasar Mentzens Stammbuch und Nicolaus Leutingers Werke als die erwähnten Quellen.

Wahrscheinlich hat Kleist sich tatsächlich von ihnen anregen lassen, einige Übernahmen sprechen dafür. Das betrifft aber nur die Textentstehung, es besagt nichts darüber, worauf sich die fiktionalen Verweise im Text beziehen. Der Schluß vom Autor auf die Erzählinstanz ist methodisch unzulässig, er verleugnet die Eigenständigkeit der Fiktion.

Statt die Unbestimmtheit der fiktionalen Aussagen als Signale zu respektieren, tilgen die Interpreten sie durch unhaltbare Zurechnungen. Den namenlosen sächsischen Kurfürsten der Erzählung identifizieren sie mit Johann Friedrich dem Großmütigen, den Brandenburger mit Joachim II. Hektor – und wundern sich, daß die fiktionalen Figuren nicht dem Charakter ihrer angeblichen historischen Vorbilder entsprechen.[36] Selbst die Angaben auf dem Zettel der Zigeunerin: „den Namen des letzten Regenten [des sächsischen] Hauses, die Jahrszahl, da er sein Reich verlieren, und den Namen dessen, der es, durch die Gewalt der Waffen, an sich reißen wird" (264), hat ein Interpret angeben zu müssen gemeint – um Kleists Erzählung dann auf eine Anleitung zum Partisanenkrieg zu reduzieren.[37]

Offenbar wirken die Leerstellen im Text als Provokation. Offenbar fordern sie dazu heraus, sie mit historischen Wissen aufzufüllen. Offenbar sind sie selbst Teil einer Textstrategie, die die historiographische Phantasie der Leser in Bewegung setzt und sie veranlaßt, durch ihr Hinzutun die Erzählung in das zu verwandeln, was sie zu sein vorgibt, eine historische Darstellung. Erst die Leser machen sie dazu, indem sie die Leerstellen auffüllen, die Si-

36 Thyriot: *Der Dramatiker*, S. 94–98.

37 Wolf Kittler: *Die Geburt des Partisanen aus dem Geist der Poesie. Heinrich von Kleist und die Strategie der Befreiungskriege*. Freiburg 1987, S. 296 f. Aus der Einleitung geht hervor, daß Kittler prinzipiell keinen Unterschied zwischen fiktionalen und Gebrauchstexten gelten lassen will; den *Michael Kohlhaas* auf einen pragmatischen Textsinn zu reduzieren ist bei ihm provokant gemeintes Programm.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

gnale der Fiktionalität tilgen und an ihrer Stelle immer genau die Geschichte dargestellt finden, die sie selbst hineingelegt haben.

Sicher kann man so lesen. Der Text provoziert ja dazu. Aber man gerät in eine Beziehungsfalle dabei. Kritisch lesen heißt dagegen Distanz zu halten, heißt zu sehen, *wie* der Text provoziert, heißt seine Strategien aufzudecken. Das bedeutet, die Leerstellen offen zu halten trotz des Sogs, der von ihnen ausgeht. Nur dann wird der Schein des Historischen als solcher kenntlich.

Nur dann wird kenntlich, daß das Erzählte außerhalb der historischen Zeit verbleibt. Der Text enthält nicht eine einzige Jahreszahl. Nach der vagen Epochenangabe im ersten Satz setzt das eigentliche Geschehen mit dem Satz: „Er ritt einst […]" (64) schwebend ein. Begleitet wird es von Zeitangaben, die bis auf drei Ausnahmen immanente Beziehungen herstellen, z.B. „einige Wochen darauf" (73), „schon nach wenig Tagen" (112), „am Abend des nächstfolgenden Tages" (131). So unbestimmt sind sie und so unsystematisch verteilt, daß sie nicht einmal ein inneres Kontinuum ergeben: Sie lassen nicht zu, die Gesamtdauer der Handlung zu erschließen.[38] Zwischen den wuchtigen Einzelszenen, in denen das Geschehen sich vollzieht, bleibt die erzählte Zeit schemenhaft; wie Bruchstücke liegen die szenischen Darstellungen im zeitlichen Irgendwo.

Drei Mal nur knüpft die Erzählinstanz das Erzählte an eine soziale Zeit: Die erste Brandstiftung Wittenbergs verübt Kohlhaas „am heiligen Abend vor Pfingsten" (129), aufs Haupt zu schlagen versucht ihn der Landvogt Otto von Gorgas „am Tage des heiligen Gervasius" (132): eines Stadtbeschirmers!, und hingerichtet wird Kohlhaas „am Montag nach Palmarum" (284). Es ist der kirchliche Kalender, die Zeit der typologischen Verweisungen, die hier zum Anhaltspunkt des Erzählten erklärt wird. Zu einem trügerischen Anhaltspunkt allerdings, vermögen die drei vereinzelten Angaben das Erzählte doch nicht als Ganzes auf das Kirchenjahr zu beziehen. Ihre Verweisungen bleiben genauso partiell und assoziativ wie die anderen religiösen Anspielungen und alle übrigen Kontextbezüge. Im Ergebnis gelten für das Erzählte nur subjektive Zeiten: die des Erlebens wie die des Erzählens; aus objektiven Zeiten, gar aus der der Historiker, fällt es heraus.

Wenn die Erzählung keine Darstellung von Geschichte ist, warum erzeugt Kleist dann überhaupt einen Schein des Historischen? Warum fingiert er Quellenbezüge, warum gebraucht er historische Eigennamen, warum läßt er eine

38 Nach Kohlhaasens eigener Aussage liegen zwischen dem Rachefeldzug zur Tronkenburg und dem Gespräch in der Meierei zu Dahme „sieben Mond[e]" (239). Ob diese Angabe stimmt, ist ungewiß, da Kohlhaas im gleichen Atemzug behauptet, er sei „genau am Tage nach dem Begräbniß meiner Frau" aufgebrochen; dagegen berichtet die Erzählinstanz, er habe nach diesem Ereignis erst noch einen Rechtschluß verfaßt, überbringen lassen und drei Tage gewartet (116–118). Und selbst wenn Kohlhaasens Aussage zutrifft, ist es doch nicht möglich, von ihr aus über die übrigen Zeitangaben bis zum Beginn der Handlung zurück- oder zu ihrem Ende weiterzurechnen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Luther-Figur auftreten? Die Antwort ergibt sich aus den politischen Implikationen der Erzählung. Sie bringen einen gesellschaftlichen Bezugsrahmen ins Spiel, der nach historischen Argumenten verlangte – wie rhetorisch diese immer auch bleiben mochten.

Die Themen des *Michael Kohlhaas*: das verletzte Recht des Einzelnen, der verweigerte Schutz durch den Staat, die Selbsthilfe, verwiesen Kleist auf die Ritter- und Räuberliteratur, wo solche Gegenstände seit Jahrzehnten gestaltet wurden. Von den individualpsychologischen Charakterstudien der Geniezeit (z.B. in Goethes *Götz*) war das Genre nach der Französischen Revolution zu der Frage gelangt, wie zwischen den rebellischen Einzelnen und der Allgemeinheit ein Ausgleich hergestellt werden kann. Aufstände und ihre Bewältigung, die Kündigung des Gesellschaftsvertrags und seine Erneuerung wurden die neuen Themen. Die Leser mußten sich auf beiden Seiten wiedererkennen können, auf der der Rebellen wie auf der der Allgemeinheit. Das hieß: Auch auf der Seite der Allgemeinheit mußte ihnen ein Identifikationsangebot gemacht werden. Immer häufiger, immer bewußter geschah dies durch Appelle an eine landschaftlich, politisch und eben auch historisch, vor allem historisch bestimmte Identität. Je überzeugender ein Autor solche kollektiven Identitäten beschwor, desto besser konnten seine Leser sich mit ihnen identifizieren. Und je grundstürzender die Revolutionskriege die politischen Gebilde Europas verwandelten, desto größer wurde das Bedürfnis nach solchen Identifikationen. Der Ritterroman entwickelte sich zum trivialen Geschichtsroman des 19. Jahrhunderts, indem er sich der Aufgabe verschrieb, für die neu entstandenen politischen Gebilde historisch beglaubigte Identitäten zu erfinden.[39]

Daß auch Kleist mit dieser Aufgabe liebäugelte, zeigt seine Ausgestaltung des Themas. Er knüpft es an eine lebendige Sage und erzeugt den Anschein, er stelle eine reale Begebenheit aus der brandenburgischen Geschichte dar. Er macht seinen Helden zum Prüfstein der gesellschaftlichen Verhältnisse, er läßt ihn zum Rebellen werden aus persönlicher Kränkung, zum Stein des Anstoßes, aber auch zum Vertreter allgemeiner Interessen und Auslöser von Reformen. Zuletzt scheint er ihn sogar mit seinem Staat zu versöhnen. „Schau her," läßt er den brandenburgischen Kurfürsten zu Kohlhaas sagen, „hier liefere ich dir Alles, was du auf der Tronkenburg gewaltsamer Weise eingebüßt, und was ich, als dein Landesherr, dir wieder zu verschaffen, schuldig war, zurück […]. Bist du mit mir zufrieden?" (287). Die Söhne des Kohlhaas werden, zu Rittern geschlagen, in der Pagenschule erzogen; „das kleine Geschlecht" (279) des Rebellen verwandelt sich in den Dienstadel des Für-

39 Vgl. Paul Michael Lützeler: Bürgerkriegs-Literatur. Der historische Roman im Europa der Restaurationszeit 1815–1830. In: *Bürgertum im 19. Jahrhundert. Deutschland im europäischen Vergleich*, Bd. 3. Hrsg. v. Jürgen Kocka unter Mitarbeit von Ute Frevert. München 1988, S. 232–256.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

sten. Wenn die Erzählinstanz Kohlhasenbrück „noch [heute] von ihm den Namen führ[en]" läßt (63), erklärt sie den geköpften Räuber und Mörder zum Eckstein des brandenburgischen Gemeinwesens.[40] So, will es scheinen, können Rebellionen aufgefangen werden. Von einer klugen Obrigkeit fruchtbar gemacht für Reformen, werden sie zum Motor der historischen Entwicklung. An einem kleinen Beispiel gestaltet Kleist die der Revolutionsepoche vertraute Vorstellung vom dialektischen Gang der Geschichte.

Wirklich überzeugen jedoch kann diese geschichtsphilosophische Sinngebung nicht. Zu paradox erweist sich bei genauem Hinsehen das Beispiel, zu zweifelhaft eine Selbstüberwindung, die die übrig gebliebenen Rachewünsche erst richtig auszuagieren gestattet, zu fragwürdig eine Versöhnung, die Kohlhaas mit dem Leben bezahlt. Der gesamte Schlußteil der Erzählung trägt die Züge eines Wunschtraums. Daß Kohlhaas vom Staat zuletzt doch nicht verraten, betrogen und mundtot gemacht wird wie die drei Male zuvor, daß ein Staat ihn als „Unterthan reclamir[t]" (228), um ihm sein Recht zu verschaffen und ihn ernsthaft zur Rechenschaft zu ziehen, das wendet das Geschehen unverhofft in die Utopie. Wie im *Prinzen von Homburg* trägt die Utopie einen Namen. Sie soll eben nicht u-topos sein, der Ort außerhalb jeder realen Staatlichkeit. Beim späten Kleist heißt sie Brandenburg. Gemeint ist das Preußen nach den Reformen. Das ist die politische Dimension der Erzählung. Wie dieses Preußen aussehen soll, hält Kleist ihm im *Michael Kohlhaas* vor. Sein Versuch der Identitätsstiftung schlägt um in unerfüllte Forderungen: Statt der Politik zu Hilfe zu kommen, erhöht er die Ansprüche an sie.

Moralische Erzählungen wollte Kleist die Sammlung nennen, in der der *Kohlhaas* erschien.[41] Anweisungen und Beispielerzählungen wie in der Aufklärung sind damit nicht gemeint. Denn diese gründen in vorgängigen Lebensmaximen, die Kleist spätestens in der Krise von 1801 verworfen hatte.[42] Beibehalten aber will er trotz seiner Steigerung der Kunstautonomie ein didaktisches Programm. Seine Erzählungen sollen belehren: moralisch, indem sie aus einer Versuchsanordnung heraus durch verschiedene Grenzsituationen und Paradoxien führen, die die Leser zum Selbstdenken herausfordern; politisch, indem sie bestimmte Ansprüche an den Staat als erfüllbar, ja als bereits erfüllt darstellen. Diesem politischen Zweck dient der Schein des Hi-

40 Auch persönlich erhebt Kleist seinen Helden zum Wunsch-Vorfahren, läßt er ihn doch nach dem Vorbild seines eigenen Vaters fünf Kinder haben, drei Mädchen und zwei Knaben, denen er überdies die Namen Heinrich und Leopold gibt, also seinen eigenen Namen und den seines Bruders.

41 Brief an Georg Andreas Reimer vom Mai 1810 (II 835).

42 Karl Otto Conrady: Das Moralische in Kleists Erzählungen. In: *Literatur und Gesellschaft im 19. und 20. Jahrhundert. Festschrift für Benno von Wiese*. Bonn 1963, S. 56–82. Wieder in: *Heinrich von Kleist. Aufsätze und Essays*. Hrsg. v. Walter Müller-Seidel (= Wege der Forschung. 147). Darmstadt 1967, S. 707–735.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

storischen. Er steigert den Appellcharakter des Textes. In der Geschichte sollen die politischen Ideale schon einmal Wirklichkeit gewesen sein, nicht in irgendeiner Geschichte, sondern in der Brandenburgs. Wer Kleists historisierendes Identifikationsangebot annimmt, den verpflichtet es für die Gegenwart. Das Historische im *Michael Kohlhaas* ist Kleists geschichtlich verkleidete Utopie.

Nötig war diese Einkleidung, weil ab einem bestimmten Zeitpunkt auch der Utopiker, so gut wie der politische Kritiker, Agitator und Ketzer, historisch argumentieren mußte, um in der deutschsprachigen Öffentlichkeit Gehör zu finden. Der Bezugspunkt des politischen Denkens hatte sich verschoben: Statt auf eine überzeitliche, zumindest im wesentlichen immer sich gleichbleibende Vernunft mußte man sich jetzt auf die Geschichte berufen – ein epochemachender Wandel, den Ernst Troeltsch als „Historisierung" des gesamten Lebens und Denkens beschrieben hat.[43] In der Tat ging dieser Wandel des Denkens auf einschneidende lebensweltliche Erfahrungen zurück. Hatte man die Französische Revolution in Deutschland zunächst begeistert begrüßt, weil in ihr, wie Hegel nachträglich formulierte, „der Mensch sich auf den Kopf, d.i. auf den Gedanken stellt und die Wirklichkeit nach diesem erbaut",[44] so führte man später auch die Exzesse der Revolution auf diese Orientierung an einer abstrakten Vernunft zurück. Vor allem durch die anschließenden Kriege wurde dann die Geschichte zur Lebensmacht. Alle Staaten und Ideologien, alle politischen, gesellschaftlichen, rechtlichen und religiösen Ordnungen, alle Gegenstände und Ideen erwiesen sich als umstürzbar. Den religiösen oder rationalistischen Ewigkeitsansprüchen zum Trotz waren sie, so stellte sich heraus, der menschlichen Willkür unterworfen, alle waren sie historisch wandelbar. Mit einem Schlag wurden sie zu Gegenständen der Geschichte, wurde die Geschichte absolut, gab es nichts mehr, das ihr nicht unterworfen war.

Für das Denken hatte diese lebensweltliche Erfahrung weitreichende Konsequenzen. Alle Gegenstände und Begriffe mußten nun historisch begründet werden, alle politischen Programme und Utopien bedurften der historischen Rechtfertigung. Diesem allgemeinen Anspruch konnte auch die Literatur sich nicht entziehen. Die lebensweltliche Erfahrung der Verzeitlichung zwang sie dazu, jedes ihrer Themen, jedes ihrer Genre historisch zu begreifen. Sie zwang sie dazu, sich mit Geschichte zu beschäftigen oder zumindest ihre eigenen Gegenstände für historische auszugeben. Und je mehr die Geschichte zur Lebensmacht wurde, desto stärker rückte auch das neue Denken über Geschichte auf zu einem Gegenstand der Literatur.

43 Ernst Troeltsch: *Der Historismus und seine Probleme* (= Gesammelte Schriften. 3). Tübingen 1922. Neudruck Aalen 1977.

44 Georg Wilhelm Friedrich Hegel: *Werke.* Auf der Grundlage der *Werke* von 1832–1845 neu edierte Ausgabe. Redaktion Eva Moldenhauer und Karl Markus Michel, 20 Bde. Frankfurt 1986 [von nun an zitiert als: *Werke*], hier: Bd. 12, S. 529.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Dieser Blick auf die allgemeine gesellschaftliche Erfahrung ist wichtig: Nur er führt über die Behauptung irgendwelcher direkter Einflüsse oder Wechselwirkungen zwischen Literatur und Historie hinaus. Wenn hier konstatiert wird, daß Kleists *Kohlhaas* die dialektische Geschichtsphilosophie des Revolutionszeitalters zur Anschauung bringt, so ist damit keine Abhängigkeit gemeint, keine Suche nach Vorbildern oder Ideengebern wie Kant oder Adam Müller, deren Denken Kleist bloß illustriert hätte. Vielmehr reagierten der Novellenautor Kleist und der Geschichtsphilosoph Müller in je eigener Weise auf eine lebensweltliche Erfahrung, die zu einem neuen Denken in Geschichte zwang. Dieses Denken ist kein Privileg der Geschichtsphilosophie, das die Geschichtsdichtung dann übernommen hätte, es ist eine lebensweltlich bedingte Anschauungsform, die je nach Genre verschiedene Reaktionen erlaubt. Die Philosophen reflektieren sie in begrifflichen Konstruktionen, die Historiker operationalisieren sie für ihre Gegenstände, die Dichter bringen sie auf spielerische Weise zur Anschauung, sodaß dabei zugleich ihre Brüchigkeit deutlich wird.

Mit diesem Ergebnis wird klar, wo die Erzählung in der Entwicklung des Geschichtsromans anzusiedeln ist und was sie zu seiner Poetik beiträgt. Dem Paradigma des aufklärerischen Geschichtsromans ist Kleists Text offenkundig entwachsen. Die dort herrschenden Dualismen zwischen der sichtbaren und der unsichtbaren Geschichte, der öffentlichen und der heimlichen, den Fakten und den Fiktionen spielen in Kleists Erzählung keine Rolle mehr. An ihre Stelle ist das Prinzip des Zweischichtenromans getreten, in dem beide Seiten, die historisch bekannte wie die unbekannte, in gleicher Weise auf das politische Thema der Erzählung bezogen sind. Selbst Lisbeth und die Kinder interessieren nur als hemmende oder fördernde Motive von Kohlhaasens politischem Auftreten. Die *romance* geht völlig in der *novel* auf. Darin übertrifft Kleists Erzählung noch den Geschichtsroman Scottscher Prägung. Weder dient die Erzählung als Exemplum für eine vorgängige Moral, noch versammelt sie Hieroglyphen, die indirekt auf ein Absolutes in der Geschichte verweisen. Zwar spukt der romantische Dualismus mit seinen Schauermotiven durchaus durch den Text, doch fungiert er nicht als Garant eines verborgenen Sinns, sondern als Handlungsmotiv: Dem ohnmächtigen Kohlhaas ermöglicht die Zigeunerin, sich an dem mächtigen sächsischen Kurfürsten zu rächen; in der Verantwortung, die er für seine Gewalttaten übernehmen muß, gewährt sie ihm die Befriedigung der Rache. Nur dafür wird das Wunderbare benötigt; an sich ist es uninteressant. Kleists Geschichtserzählung hat die Wendung zur Immanenz schon hinter sich.

Also nimmt sie den Geschichtsroman Scottscher Prägung vorweg? In einigen Zügen gewiß, so in der Zweischichtentechnik, der in Dienst genommenen Sage, der landschaftlich politischen Konkretisierung: Kleists Brandenburg-Utopie bahnt dem Preußen-Mythos des vaterländischen Romans den Weg;

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Alexis steht da ebenso auf Kleists Schultern wie Fontane. Allerdings beschränkt sich die Regionalisierung bei Kleist noch auf die Eigennamen und auf politische Inhalte (vor allem den obrigkeitsstaatlichen Rechtsschutz), individualisierendes Lokalkolorit etwa durch landschaftliche Stimmungsmalerei oder Dialekt verwendet Kleist nicht.

Trotz dieser Ähnlichkeiten empfanden die Verfechter des realistischen Geschichtsromans stets Unbehagen gegenüber dem *Michael Kohlhaas*. Das drückt schon das oben zitierte Urteil von Tieck aus: Mag es inhaltlich auch nicht zutreffen, es verweist auf einen tiefer liegenden Unterschied zwischen Kleists Poetik des historischen Erzählens und derjenigen etwa des *Aufruhrs in den Cevennen* (1826). Auch Fontane lobt Kleist nur unter Vorbehalten:

> Im ‚Kohlhaas' ist Kostüm, Szenerie, Lokalität *alles falsch* (Tieck führt dies ausführlich aus), aber Kohlhaas ist *persönlich*-richtig als Kohlhaas und ist *zeitbildlich*-richtig als märkischer Roßkamm und schroffer Rechtscharakter des 16. Jahrhunderts geschildert.[45]

Deutlicher als Tieck benennt Fontane den Maßstab des klassischen historischen Romanciers. Sein Erzeugnis soll nicht nur „*persönlich*-richtig" sein, nicht nur psychologisch stimmig, es soll vor allem historisch korrekt sein, wenigstens „*zeitbildlich*-richtig", am besten aber auch noch in „Kostüm, Szenerie, Lokalität". Darauf abzuzielen unterstellt Fontane auch Kleist, registriert die Abweichung davon als Versagen und versucht, sie auf höherer Ebene zu entschuldigen. Dabei trifft seine Unterstellung nicht zu. Nirgends verrät Kleists Erzählung die Absicht, eine historisch richtige Darstellung zu geben. Überall weist sie durch ihre Leerstellen, durch die Synkretismen und Anachronismen darauf hin, daß das Historische in ihr Schein ist und im Dienst des Literarischen steht. Unbekümmert verhält Kleists Text sich literarisch autonom. Daß ihm die historische Richtigkeit vorgeordnet sein soll, erkennt er nicht an. Das macht den entscheidenden Unterschied zum klassischen Geschichtsroman aus.

Und dennoch: So weit der *Michael Kohlhaas* das Scottsche Romanmodell überragt, so schmal der Höhenkamm sein mag, auf dem man ihn, von Wieland und dem romantischen Künstlerroman kommend, erreicht, um dann zu Raabe und, trotz seiner Äußerungen, auch zu Fontane zu gelangen, Kleists Erzählung bereichert die Poetik der historisierenden Fiktion insgesamt. Denn von dem äußersten Punkt, an dem der Text im Spektrum der Geschichtsdichtung liegt, fällt ein Licht auf das Ganze; und dieses Licht deckt ein sonst verborgenes Mißverständnis auf.

Woher nämlich weiß Fontane, ob eine Geschichtserzählung korrekt ist oder nicht? Von Autoritäten (wie Tieck), die die Fehler benennen, und durch den Vergleich mit seinen eigenen historischen Vorstellungen. Vor den Autoritäten für historische Richtigkeit, vor den Historikern, war den Romanciers des 19. Jahrhundert in der Tat bange; viele meinten Geschichte studiert haben

45 *Schriftsteller über Kleist*, S. 567.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

zu müssen, ehe sie einen historischen Roman zu schreiben wagten. In ihrer Konsequenz führte diese Ängstlichkeit zum Professorenroman. Die Experten von der Fachwissenschaft rückten auf zu Zensoren des literarischen Eindrucks. Sie schienen objektiv entscheiden zu können, ob man einer Geschichtserzählung trauen konnte oder nicht.[46] Die Macht, die man ihnen verlieh, gab der historischen Richtigkeit den Anstrich eines objektiven Kriteriums.

Dabei sollten die Experten bloß ein Unbedenklichkeitszertifikat ausstellen. Beim Lesen war man mit dem Buch ohnehin allein. Nur danach stellte sich die bange Frage, ob die Lust an der historisierenden Erfindung nicht in undurchschaute Täuschungen führte. Selbst wenn man dies glaubte aber, konnte man – Fontane macht es vor – die genossene Lust immer noch durch höhere Wahrheiten rechtfertigen, etwa die, ein Text sei wenigstens „*zeitbildlich*-richtig", oder er sei psychologisch treffend. Letztlich bleibt die wichtigste Instanz also doch die eigene Vorstellung. Letztlich hängt es doch vom eigenen Wissen, den eigenen Geschichtsbildern, dem ästhetischen Urteil ab, ob ein literarischer Text als Geschichtsfiktion überzeugt oder nicht. Fiktional sind auch die geschichtlich korrekten Romane, ihre Korrektheit ist nicht Selbstzweck, (wie Tieck in seiner Kleist-Kritik einräumt), sie ist ein Mittel, um Leser mit Vorwissen zu überzeugen.

Das bedeutet: Die historische Richtigkeit ist kein objektives Kriterium, auch nicht für den historischen Roman Scottscher Prägung. Auch dessen Glaubwürdigkeit ist prinzipiell rhetorisch reguliert. Auch er ist in Wirklichkeit keine Darstellung von Geschichte, auch er verschafft sich auf rhetorische Weise Glaubwürdigkeit – nämlich mit dem Mittel der historischen Richtigkeit. Kleists Erzählung überführt die Theorie des klassischen historischen Romans einer Täuschung: Wenn sie den historischen Roman zur „richtigen" Darstellung von Geschichte erklärt, zur Darstellung von Geschichte „um ihrer selbst willen", ist sie bereits der Überzeugungsarbeit der Romanautoren und der Suggestion ihrer Texte erlegen. In Wirklichkeit entgeht keine Geschichtsdichtung, sie mag sich noch so ängstlich der Historie unterstellen, der Notwendigkeit, ihre Leser literarisch zu überzeugen, und das heißt: ein literarisch glaubwürdig gemachtes Geschehen historisch möglich erscheinen zu lassen.

46 Selbst Wilhelm Grimm, der doch den „Schein des Historischen" im *Michael Kohlhaas* als solchen erkannte, meint sich mit diesem literarischen Urteil nicht begnügen zu können und ist bereit, es durch außerliterarische Richtigkeitskriterien korrigieren zu lassen: „Diese genaue und sprechende Zeichnung, so wie die Manier, oft bey Nebenzügen am mehrsten zu verweilen, geben seinen [= Kleists, J.S.] Erzählungen einen so täuschenden Schein wahrer Geschichte, daß Rec. selbst ungewiß über den Antheil, welchen die Wirklichkeit an der einen oder andern dieser Dichtungen haben könnte, hierüber Aufklärung von denen wünscht, gegen welche sich der Vf. vielleicht mündlich geäußert hat: denn sein Buch ist ohne Vorrede und alle sonstigen Andeutungen." (Rezension von Kleists Erzählungen, wie Fußnote 1).

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Sobald dies klar ist, zeigt sich: In Wirklichkeit verleugnet auch der klassische Geschichtsroman des 19. Jahrhunderts seine Literarizität nicht so weit, wie seine Poetik ihm das unterstellt. In Wirklichkeit sind auch seine Täuschungen nicht undurchschaubar. In Wirklichkeit spielen auch Scott, Hauff und Alexis mit dem Schein des Historischen, gebrauchen auch sie Synkretismen, Anachronismen und Leerstellen, die die Fiktionalität ihrer Texte kennzeichnen. Georg von Sturmfeder nennt Hauff den Helden seines *Lichtenstein*-Romans (1826); Ritter- und Indianerliteratur ironisch kreuzend, erweist er das vermeintlich dargestellte sechzehnte Jahrhundert als Chimäre. Von einem Anspruch entbunden, den er ohnehin nur spielerisch erhebt, macht auch der klassische Geschichtsroman deutlich, daß er statt der geschichtlichen Wahrheit der populären historisierenden Erfindung dient. Wenn sein Publikum es verlangt, gebraucht er dazu die historische Richtigkeit – aber nur als rhetorisches Mittel, nicht als Zweck. Er tritt an die Seite und zunehmend an die Stelle der Sage. Er übernimmt, was diese einmal leistete: Geschichte nach den eigenen Wünschen und Bedürfnissen zu formen. Er verwandelt Geschichte in Material für das eigene Begehren, sei dies politisch oder evasorisch, didaktisch oder subversiv. Er bricht aus der Geschichte heraus, was die Menschen erregt. Aus den populären Bildern errichtet er die Luftschlösser seiner Sehnsucht.[47]

Daraus folgt, daß Geschichtsschreibung und Geschichtsroman verschiedene, wenn auch komplementäre Funktionen übernehmen. Das historisch Wahre literarisch zu evozieren, es anschaulich zu machen mit Hilfe der Einbildungskraft, ist die Aufgabe der Geschichtsschreibung; der Geschichtsroman versucht, (zuweilen mit Hilfe der geschichtlichen Richtigkeit) die historisierende Phantasie zu befriedigen. Was der einen Mittel ist, ist dem anderen Zweck und umgekehrt. Beide erhalten ihren Anstoß von denselben Bedürfnissen. Auch die Historie bewegen Wünsche, auch in ihr wirken Klischees, auch sie will überzeugen und rühren; zu reduzieren ist sie auf diese Triebkräfte genausowenig wie der Geschichtsroman. Beide werden zu etwas Eigenständigem erst durch das, was sie aus ihren Antrieben machen: die Historie, indem sie diese Impulse fortentwickelt zur literarischen Darstellung historischer Wahrheit, die Geschichtsdichtung, indem sie sie kultiviert zur ästhetischen Anschauung der historisierenden Phantasietätigkeit selbst. In fiktionalen Formen spielt sie Möglichkeiten des Phantasierens, Vergegenwärtigens und Anschauens durch: die der ideologischen oder didaktischen Instrumentalisierung ebenso wie die der ästhetischen Brechung, Verwandlung oder Erneuerung.

47 So auch eindrucksvoll Peter von Matt: Die Trieblizenz des historischen Erzählens. Am Beispiel von Gotthelfs ‚Kurt von Koppingen'. In: *Geschichte als Literatur,* S. 161–171. Aus von Matts anregenden Ergebnissen ließe sich eine ganze Produktionsästhetik der Geschichtsdichtung entwickeln.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Eine Erzählung wie der *Michael Kohlhaas* macht sinnfällig, was die Geschichtsdichtung dabei zu leisten vermag. Besser als die anspruchsvollste Geschichtsschreibung ihrer Zeit führt sie vor, was diese sich vorgenommen hat. Sie zeigt, was das heißen kann: historische Erkenntnis anschaulich werden zu lassen. Sie zeigt, wie es möglich ist, nach kritischer Prüfung aus den Quellen rekonstruiertes Geschehen neu zu vergegenwärtigen – sie zeigt es im Modus des ästhetischen Scheins, den sie als solchen kennzeichnet. Im Spielraum des Als-ob entwickelt sie eine Darstellungsform, die der Geschichtsschreibung des Historismus den Weg weist. Sie macht die Historie darauf aufmerksam, wie grandios die vergegenwärtigende Erzählung Ambivalenzen darzustellen gestattet und Widersprüche in der Schwebe zu halten vermag. Sie überholt die Geschichtsschreibung und hintergeht sie. Sie inszeniert deren Darstellungsformen und reflektiert sie, bevor diese darüber verfügt.

Wie siamesische Zwillinge sind Geschichtsschreibung und Geschichtsdichtung aufeinander angewiesen. Jede übernimmt Aufgaben, die die andere nicht zu erfüllen vermag. „Der Roman", sagt Novalis, „ist aus Mangel der Geschichte entstanden [...] Der Roman ist gleichsam die *freye Geschichte*, gleichsam die Mythologie der Geschichte."[48] Ein ähnliches Ergänzungsverhältnis sieht August Wilhelm Schlegel, auch wenn er es für seine berühmte Bestimmung der Novelle ins Inhaltliche wendet:

> Deswegen muß es nun auch in der modernen Poesie eine eigenthümlich historische Gattung geben, deren Verdienst darin besteht, etwas zu erzählen, was in der eigentlichen Historie keinen Platz findet, und dennoch allgemein interessant ist. Der Gegenstand der Historie ist das fortschreitende Wirken des Menschengeschlechts; der jener wird also dasjenige seyn, was immerfort geschieht, der tägliche Weltlauf, aber freylich damit er verdiene aufgezeichnet zu werden. Die Gattung, welche sich dies vornimmt, ist die Novelle [...].[49]

Weil „in der eigentlichen Historie" immer wichtige Teile der historischen Phantasie „keinen Platz finde[n]", bedarf sie der Geschichtsdichtung und dies umso mehr, je voraussetzungssvoller ihre Darstellungsformen werden. Doch verwässert dieses Ergänzungsverhältnis den prinzipiellen Unterschied zwischen den Textsorten nicht, es setzt ihn voraus. Nur dann kann die Geschichtsdichtung ihre spezifische Wirkung entfalten, wenn sie den Schein des Historischen ausweist und beständig die Abgrenzung von den wirklichen Geschichtsdarstellungen erneuert. Ob dies auch auf der anderen Seite der Grenze für die literarisierte Geschichtsschreibung gilt, bleibt nun noch zu untersuchen.

48 Fragmente und Studien 1799–1800. In Novalis: *Schriften*, Bd. 3, S. 668. In einer Randbemerkung erläutert Novalis: „Mythologie hier in meinem Sinn, als freye poëtische Erfindung, die die Wircklichkeit sehr mannichfach symbolisirt etc."

49 *A.W. Schlegels Vorlesungen über schöne Litteratur und Kunst.* Drei Teile (1801–1804). [Hrsg. v. Jacob Minor] (= Deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts. 17–19). Heilbronn 1884 [abgekürzt zitiert als: DLD 17–19], hier: DLD 19, S. 242.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

V. RANKE ODER DIE MIMESIS DER IDEEN IM HISTORISCHEN MATERIAL

Mit den Romantikern erreichte die Literarisierung der Historie eine neue Qualität. Mochten auch die Aufklärer schon, zumindest in der Theorie, von der Geschichtsschreibung dichterische Eigenschaften verlangen, etwa die Geschlossenheit und Notwendigkeit der poetischen Fabel, mochten sie sie wieder und wieder als „Kunst" bezeichnen, gemeint war damit in der Regel die traditionelle *ars bene dicendi*, die rhetorisch regulierte Kunstfertigkeit der angemessenen Präsentation.[1] Erst Schiller, Humboldt und Johannes von Müller gebrauchten einen anderen, emphatischen Kunstbegriff, erst die Romantiker setzten diesen neuen, von der philosophischen Ästhetik her gedachten Kunstbegriff auf breiter Front durch. Sowohl August Wilhelm als auch Friedrich Schlegel räumten der „erzählende[n] und darstellende[n] Geschichte" (und zwar nur dieser, nicht den geschichtswissenschaftlichen Gebrauchstexten) in ihren Literaturgeschichten einen vornehmen Platz ein.[2] Scheint dies auf den ersten Blick bloß ihrem weiten Literatur-Begriff geschuldet,[3] so geht aus ihren Einzelaussagen hervor, daß sie die Geschichtsschreibung durchaus auch in einem emphatischen Sinne als Literatur betrachteten: als „schöne Litteratur" nämlich, als „Kunstform" (KA 6, S. 37), als „Poesie der Wahrheit" „in

1 So z.B. noch bei Ludwig Wachler: *Geschichte der historischen Forschung und Kunst seit der Wiederherstellung der litterärischen Cultur in Europa*, 2 Bde. in 5 Theilen (= Geschichte der Künste und Wissenschaften seit der Wiederherstellung derselben bis an das Ende des 18. Jahrhunderts. 5). Göttingen 1812–1820.

2 S. etwa Friedrich Schlegels 1812 in Wien gehaltenen, 1815 dort gedruckten Vorlesungen über die *Geschichte der alten und neuen Literatur*. Wie alle weiteren Texte von Schlegel unter Angabe der Bandnummer zitiert nach Friedrich Schlegel: *Kritische Ausgabe*. Hrsg. v. Ernst Behler, Jean-Jacques Anstett, Hans Eichner und zahlreichen Fachgelehrten, 35 Bde. Paderborn, München, Wien, Zürich 1958 ff. [abgekürzt zitiert als: KA], hier: KA 6, S. 13, 15 f., 34 f., 37–39, 336–340.

3 „Betrachten wir zuerst die Literatur selbst nach ihrem wahren Wesen, ihrem ganzen Umfang und ihrer ursprünglichen Bestimmung und Würde. Wir umfassen unter diesem Namen alle jene Künste und Wissenschaften, jene Darstellungen und Hervorbringungen, welche das Leben und den Menschen selbst zum Gegenstande haben, aber ohne auf eine äußere Tat <und materielle Wirkung> auszugehen, bloß im Gedanken und in der Sprache wirken, und ohne andern körperlichen Stoff in Wort und Schrift dem Geiste darstellen. Dahin gehört vor allen die Dichtkunst, und nebst ihr die erzählende und darstellende Geschichte […]." (KA 6, S. 13).

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

der Form eines Kunstwerkes".[4] Denn sie gebrauchen eben nicht nur einen weiten Literatur-Begriff, sie bestimmen auch den speziellen Bereich der *schönen* Literatur neu. Und da brauchte Dichtung nicht länger versifiziert zu erscheinen, da konnten auch Prosawerke wie der Roman, konnten auch rhetorische Erzeugnisse wie die Geschichtsschreibung der Dichtkunst zugerechnet werden.[5] Die Historie erschien den Romantikern poetisch, ja als Zweig der Poesie. Die Geschichtsschreibung wurde – weiterhin – als „Kunst" betrachtet, nun aber nicht mehr als technische Redekunst, sondern als Kunst im idealistischen Sinn. Geschichtstheorie, so könnte man meinen, ging damit in Poetik auf, Geschichtsschreibung und Dichtung wurden theoretisch eins, die Romantiker (gleichsam als die ersten Postmodernen) nahmen die Ansicht der Historie als einer literarisch fiktionalen Textsorte vorweg.

Nichts davon trifft zu. Keine dieser Konsequenzen wurde von den Romantikern gezogen. Im Gegenteil legten sie gerade an der literarisch verstandenen Geschichtsschreibung Merkmale frei, die diese auf neue Weise von der Dichtung unterschieden. Friedrich Schlegel beispielsweise siedelt in seinen literarhistorischen Vorlesungen von 1812 die Historie „ihrer Natur nach in der Mitte [...] zwischen rhetorischer Darstellung und kritischer Forschung" an: Habe sie sich bei den Alten „mehr zur Poesie und Kunst" geneigt (KA 6, S. 39), so hätten die Neuern die Möglichkeit, „die Geschichte mehr als Wissenschaft [zu] behandeln" (KA 6, S. 337), soll heißen: die kritische Forschung mit dem „beseelenden Lebensgeist der Philosophie" zu verbinden (KA 6, S. 339). „Historie = Realphilosophie" notiert Schlegel in seinen Fragmenthefte (KA 18, S. 97 Nr. 818):

> Historie ist zugleich Universalphilosophie, Romanpoesie und Rhetorik. (KA 18, S. 114 Nr. 1030)
> Historie ist Poesie und Moral synthetisiert durch Philologie. (KA 18, S. 368 Nr. 568)
> Historie ist eben universell. Sie ist Poesie in der zweyten Potenz, ganz saturirt mit Philosophie und Philologie. (KA 18, S. 372 Nr. 620)

So verschieden die Akzente in diesen und Dutzenden weiterer Fragmente gesetzt werden, gemeinsam ist ihnen, daß die Historie darin neben dem poetischen stets auch einen kritischen und einen philosophischen Anteil zugesprochen bekommt. Nicht isoliert also, nicht absolut, nur im Verhältnis zu diesen anderen Anteilen ist das poetische Element der Historie für Schlegel zu bestimmen. Diese Einsicht ist festzuhalten: Wer die romantische Literarisierung der Geschichtsschreibung verstehen will, darf von ihrer wissenschaftlichen und philosophischen Bestimmung nicht absehen. Deshalb sollen hier zunächst diese ein wenig näher betrachtet werden.

4 DLD 17–19, hier: DLD 18, S. 54.

5 Auf diese Revolution des Dichtungsverständnisses hat Ernst Behler mehrfach hingewiesen, vgl. ausführlich und mit Nachweisen Diana Behler: *The Theory of the Novel in Early German Romanticism* (= Utah Studies in Literature and Linguistics. 11). Bern, Frankfurt, Las Vegas 1978, S. 12–16.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Da ist der Anteil der historischen Forschung (von Schlegel auch „Kritik" oder „Philologie" genannt). Als an der wichtigsten Errungenschaft von Pyrrhonismus und Aufklärung halten die Romantiker durchaus daran fest. „In der Historischen Behandlung geht immer die Materie voran […]", sagt Schlegel (KA 18, S. 48 f. Nr. 305) und führt aus:

> Wie das Phänomen durch das Experiment isolirt und zum Classischen erhöht wird, so macht die Recherche das Factum correct. – Die allegorischen Facta zu finden, ist Sache der Divinazion […]. (KA 18, S. 350 Nr. 356)

Erst werden (von den Geschichtsforschern) kritisch die Tatsachen ermittelt, dann werden sie (von den Geschichtsphilosophen) divinatorisch verknüpft – das ist der konventionelle Dualismus der aufklärerischen Erkenntnistheorie, haltbar gemacht vermutlich dadurch, daß er die Realität historischer Bildung um 1800 treffend beschreibt. In zahlreichen Formulierungen schleppen die Romantiker ihn fort, so z.B. Novalis:

> Der Geschichtschreiber organisirt historische Wesen. Die Data der Geschichte sind die Masse, der der Geschichtschreiber Form giebt, durch Belebung. Mithin steht auch die Geschichte unter den Grundsätzen der Belebung und Organisazion überhaupt, und bevor nicht diese Grundsätze da sind, giebt es auch keine ächten historischen Kunstgebilde, sondern nichts als hie und da Spuren zufälliger Belebungen, wo unwillkührliches Genie gewaltet hat.[6]

Auch August Wilhelm Schlegel gibt in seinen literarhistorischen Vorlesungen zunächst nur wieder, was er von Gatterer über die Theorie der Geschichte gelernt hat: daß nämlich „die Geschichte in ihrer rohesten Gestalt" aus einem bloßen „Aggregat von Vorfallenheiten" bestehe „ohne Zusammenhang, und ohne Sinn und Bedeutung im Ganzen", daß deshalb eine „Auswahl der Thatsachen" stattfinden müsse und eine „Verknüpfung […] als Ursachen und Wirkungen", daß dies jedoch ein eigenes, nachträgliches, ein philosophisches Geschäft sei (DLD 17, S. 11–14).

So eindrucksvoll die Beharrungskraft dieses Dualismus ist, theoretisch hatten ihn die Romantiker längst überwunden. Schon in den Athenäums-Fragmenten von 1798 stellen sie klar, daß sie die Tatsachen selbst als geistige Konstruktionen ansehen:

> Da man immer so sehr gegen die Hypothesen redet, so sollte man doch einmal versuchen, die Geschichte ohne Hypothesen anzufangen. Man kann nicht sagen, daß etwas ist, ohne zu sagen, was es ist. Indem man sie denkt, bezieht man Fakta schon auf Begriffe, und es ist doch wohl nicht einerlei, auf welche. Weiß man dies, so bestimmt und wählt man sich selbst unter den möglichen Begriffen die notwendigen, auf die man

6 Novalis: *Schriften*, Bd. 2, S. 455 Nr. 93 (vgl. auch Bd. 3, S. 335 Nr. 461). Die *Blüthenstaub-Fragmente* wurden 1798 im *Athenäum* zuerst gedruckt. Übrigens bestimmt Novalis die Aufgabe des Geschichtsschreibers auf ganz ähnliche Weise wie Schiller (vgl. oben S. 79) – ein weiterer Beleg dafür, wie verbreitet der Wunsch war, die Historie künstlerisch zu beleben und zu literarisieren.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

> Fakta jeder Art beziehen soll. Will man es nicht anerkennen, so bleibt die Wahl dem Instinkt, dem Zufall, oder der Willkür überlassen, man schmeichelt sich reine solide Empirie ganz *a posteriori* zu haben, und hat eine höchst einseitige, höchst dogmatizistische und transzendente Ansicht *a priori*. (KA 2, S. 201 f. Nr. 226)

Wie damit Tatsachen und Begriffe unzertrennlich werden, so sind auch der kritische und der philosophische Anteil der Historie nicht länger auseinanderzuhalten. Die Philosophie sickert in die historische Kritik ein, die historische Kritik sättigt sich mit ihr: zunächst mit Erkenntnistheorie, dann, wie sich unten zeigen wird (und wie die Rede von den „notwendigen" Begriffen bereits andeutet) vor allem mit Moralphilosophie. Die Forschung wird selbst philosophisch, nämlich zu einem ständigen Wechselspiel zwischen einheitstiftender Hypothese und wirklichkeitsorientierter Quellenanalyse. „Was man als *Eins* denken soll (in der Historie)", sagt Friedrich Schlegel, „ist willkührlich und bedarf also einer Regel" (KA 18, S. 351 Nr. 362).

Die Romantiker suchen nach dieser Regel. Sie suchen nach neuen Einheiten in der Historie. Die Tatsachen wie bisher als Ursachen und Wirkungen zu verknüpfen, erscheint ihnen nach der Kantschen Erkenntnistheorie selbst hypothetisch, dazu äußerlich, mechanisch, beinahe frevelhaft, reduziert es das menschliche Tun doch auf ein Prinzip seiner physischen Natur, ohne Raum für seine Selbstbestimmung zu lassen. Die Romantiker suchen andere, innere, sittliche Einheiten in der Geschichte. Sie nennen sie historische Ideen, um ihren hypothetischen Charakter zu kennzeichnen. Und sie erleben, daß dieses Vorgehen die Tatsachen aus einer klappernden Mechanik von Ursachen und Wirkungen in lebendige Einheiten von Sinn und Bedeutung verwandelt. Das ist die Urszene der romantischen Erfahrung, die Urszene der romantischen Forschungsrevolution: Die neue, durch Fichte vermittelte Transzendentalphilosophie gibt ihnen einen Zauberstab in die Hand, der vorgefundenes, totes (Fakten-) Material (hypothetisch) zu beleben vermag. Leben, verstanden als die Bedeutungsentwicklung von Individualitäten, wird zum Schlüsselwort der Romantiker.[7] Sie können solch verborgenes, schlummerndes Leben auferwecken, sie können es darstellen und durch ihre Darstellungen freisetzen, sie werden zu Lebens-Schöpfern, sie werden (fast) zu Gott. Man kann sich die Euphorie über diese Erfahrung gar nicht groß genug vorstellen. Sie macht die transzendentalphilosophisch gesättigte historische Forschung zu einem Mittel der geschichtlichen Auferstehung. Das ist der erste Grund, aus dem die Historie für die Romantiker poetisch erscheint: Bis zur Erlösung der Welt ist allein die Poesie Medium und Zufluchtsort jenes bedeutungsvollen höheren

7 Seinem ersten, 1828 gedruckten, umfassenden philosophischen Werk gibt Friedrich Schlegel den programmatischen Titel *Philosophie des Lebens*. Damit ist „das innere geistige Leben" gemeint (KA 10, S. 7) oder, wie Schlegel im Zusammenhang mit seiner Definition des Kunstwerks ausführt, „ein Gedanke, die Idee des Gegenstandes oder der Gestalt, als der innere Sinn und die innere Bedeutung desselben" (KA 10, S. 232).

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Lebens, wirkt umgekehrt die lebendige (bzw. künstlerisch wiederbelebte) Geschichte poetisierend in die Welt zurück.[8]

Neben der Forschung, wenn auch nicht wirklich von ihr zu trennen, steht im romantischen Verständnis der Historie die Philosophie. Daß sie als transzendentale Erkenntnistheorie die Forschung revolutionierte, war für die Romantiker beinahe Nebensache; ihr eigentliches Interesse galt der Moralphilosophie. Nicht die Lektüre von Kants *Kritik der reinen Vernunft*, sondern die seiner *praktischen Vernunft* wurde für Fichte zum Damaskus-Erlebnis. Von ihr aus erschließt er seinem Jenaer Kreis ein neues, ein romantisches Kant-Verständnis, an sie knüpft er seine eigene Philosophie an,[9] von ihr aus gelangen die Romantiker zu einem neuen Begriff der Geschichte.

Um diese Faszination durch die Moralphilosophie zu verstehen, muß man sich vor Augen halten, daß die *Kritik der praktischen Vernunft* eigentlich Kants Metaphysik darstellt. Mitten aus der „sinnlichen" oder „physischen Natur", in der alles (auch der menschliche Wille) dem Kausalprinzip unterworfen und deshalb heteronom, in der alles determiniert und deshalb sinnlos ist, in der alles nur als Erscheinung erkannt werden kann und nicht als Ding an sich, öffnet Kant den Blick in eine höhere, in eine „übersinnliche" Natur.[10] In ihr ist nicht der Wille der Natur, sondern die Natur dem Willen unterworfen (KpV A 77). In ihr ist Autonomie möglich, d.h. Selbstbestimmung; daraus entstehen Sinn und Bedeutung. Die Wirkungsrichtung des Kausalprinzips wird gleichsam umgekehrt: Der freie Wille kann praktisch werden, er kann sich Gesetze geben, die das menschliche Handeln so sicher bestimmen wie die Gesetze der physischen Natur. Übersinnlich ist diese zweite Natur, weil sie nicht empirisch gegeben ist und ihr auch keine Anschauung *a priori* entspricht. Kants Kritik kann deshalb – und auf dieser Grenze beharrt er – nicht mehr dartun als die objektive Möglichkeit dieser zweiten Natur; realisiert wird sie allein in der moralischen Praxis. Seine Überlegungen sind also, wie er selbst immer wieder betont, spekulativ, sie bewegen sich sämtlich im Modus des Möglichen. Und sie bleiben auf den Bereich der moralischen Praxis beschränkt, d.h. auf den Bereich der menschlichen Willensbestimmung und Handlungen.

8 „Wichtig vor allen Dingen […] für das ganze geistige Dasein einer Nation erscheint es […], daß ein Volk große alte National-Erinnerungen hat […] wenn ein Volk dadurch, daß es eine große Vergangenheit, daß es solche Erinnerungen aus uralter Vorzeit, daß es mit einem Wort eine Poesie hat, sich selbst in seinem Gefühle erhoben und gleichsam geadelt findet, so wird es eben dadurch auch in unserem Auge und Urteil auf eine höhere Stufe gestellt […] Dieses in betrachtenden und darstellenden Werken sich aussprechende Selbstbewußtsein einer Nation ist die Geschichte." (KA 6, S. 15 f.).

9 Marek J. Siemek: *Die Idee des Transzendentalismus bei Fichte und Kant* (= Schriften zur Transzendentalphilosophie. 4). Hamburg 1984, S. 76–89.

10 Immanuel Kant: *Critik der practischen Vernunft*. Riga 1788. Nachdruck Erlangen 1984 [nach dieser Ausgabe abgekürzt zitiert als: KpV A], S. 74–80, vgl. 193.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Wie immer bei Kant hemmt diese Einschränkung die Erkenntnis nicht, sie befreit sie. Gerade der doppelte Vorbehalt bahnt den Weg, um im Modus des Möglichen in die übersinnliche Natur hineinzuspekulieren: in die Welt der Dinge an sich, der Noumena, der Ideen (KpV A 170, 175). Dabei gelangte Kant zu Ergebnissen, die allerdings Aufsehen erregen mußten, deduziert er doch sowohl die Unsterblichkeit der Seele wie das Dasein Gottes, handelt vom „letzten Zwecke Gottes in Schöpfung der Welt" (KpV A 235) und führt noch einmal die biblische Heilslehre auf, jetzt aber auf der Grundlage des von ihm entdeckten Sittengesetzes (KpV A 147 ff.).

Daß er damit Anschlußunternehmungen geradezu herausforderte, kann nicht überraschen. Kant hatte der praktischen Vernunft einen Zugang in die übersinnliche Natur eröffnet, der jedem Selbstdenker zugänglich war. Mit dem Verfahren der Kritik und der Spekulation hatte er ein faszinierendes Argumentationsbesteck hinterlassen, das auch anderen Interessen dienen konnte als den seinen. In den Händen der älteren, wolffianisch geprägten Systematiker einerseits, der genialischen jungen Brauseköpfe andererseits ließen sich damit sehr verschiedene Ergebnisse erzielen. Im Geiste Kants über Kant hinauszugehen, lautete seit Reinhold die Parole einer Kant-Rezeption, die immer neue Lesarten seiner Metaphysik der Praxis produzierte.

Ein Hauptproblem dieser Interpretationen bestand darin, Kants Reich der Ideen überhaupt zu lokalisieren. So schroff hatte Kant erste und zweite Natur, Sensibilem und Intelligibilem, Sein und Sollen einander gegenüber gestellt, daß beides für die erste Generation der Kantianer in zwei getrennte Welten auseinanderfiel. Die Welt der Freiheit beschränkten sie auf die Innerlichkeit des moralischen Bewußtseins (womit sie sie von der äußeren Realität abschnitten), die äußere Realität entwerteten sie als moralisch sinnlose Welt der Unfreiheit.[11] Diesem Verdikt verfiel auch die Geschichte. Das ist insofern konsequent, als Kants späte Moralphilosophie ganz auf den Einzelnen, auf seine moralische Selbstbestimmung und Verantwortung ausgerichtet ist, allenfalls noch, aber das bedarf schon interpretatorischer Anstrengung, auf das transzendentale Subjekt; zu Kants vorkritischer Geschichtsphilosophie, die die Gattung in den Mittelpunkt stellt, führt davon nur über interpretatorische Klimmzüge ein Weg zurück. Wenn Kant in seiner *Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht* die Handlungen der Menschen noch „eben so wohl als jede andere Naturbegebenheit nach allgemeinen Naturgesetzen bestimmt" sieht,[12] wenn er den regelmäßigen Gang der Geschichte „im großen" gerade auf die „Naturanlagen" der Menschen gründet, auf ihren „Hang", ihre „Neigung" (A 392), also auf ihre sinnliche Natur, wenn er das

11 Siemek: *Transzendentalismus*, S. 83 f.

12 Zitiert nach dem Erstdruck in: *Berlinische Monatsschrift*. November 1784, S. 385–411 (abgekürzt: A), hier: S. 385.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

vernünftige Ziel der Geschichte entsprechend durch unvernünftige Mittel näherkommen sieht, hinter dem Rücken der Menschen, hervorgebracht durch eine List der Natur, dann stellt er die Geschichte in den Bann jener ersten, physischen Natur, die er später als Ort der Unfreiheit und Fremdbestimmung gekennzeichnet hat.[13]

Dagegen setzt Fichte eine neue Interpretation. Bereits in seinen Frühschriften zur Französischen Revolution gebraucht er das Kantische Sittengesetz als universellen Maßstab, um die aktuellen politischen Entwicklungen zu beurteilen. Politik und Geschichte werden bei ihm zum Schauplatz moralischer Handlungen, die vor den Richterstuhl der allgemeinen praktischen Vernunft zitiert werden können; umgekehrt begibt sich die praktische Vernunft damit in die Kämpfe der Politik und den Gang der Geschichte: Die Ideen von Freiheit und Autonomie erhalten soziale und historische Bestimmungen. Unter dem Primat der praktischen Vernunft läßt Fichte sinnliche und übersinnliche Natur ineinander übergehen (von Kant aus gesprochen: verwischt er die Grenze zwischen konstitutiven und regulativen Kategorien, zwischen Sein und Sollen); zum Bereich dieser Wechselwirkung, zum Ort, wo die Selbstbestimmung der Menschen aus ihren physischen Bedingungen herausentwickelt werden muß, wird bei ihm die Kultur.[14]

Kultur, das umfaßt bei Fichte Religion und Recht, Politik und Geschichte, alles jedoch unter der Kuratel der Philosophie. So weit geht Fichte in seiner Verabsolutierung der praktischen Vernunft, daß er die gesamte Sinnenwelt unaufhaltsam den Forderungen der praktischen Vernunft angepaßt werden sieht; die physische Natur wird von der geistigen gleichsam aufgezehrt. Entsprechend asymmetrisch ist das Verhältnis von Philosophie und Geschichte: Die Philosophie gibt die Ideen vor, nach denen die Geschichte sich zu entwikkeln hat.[15]

13 Vgl. Panajotis Kondylis: *Die Aufklärung im Rahmen des neuzeitlichen Rationalismus*. Stuttgart 1981, S. 637–649, besonders S. 642 f.

14 Siemek: *Transzendentalismus*, S. 84–89 und Kondylis: *Aufklärung*, S. 645. Vgl. Fichtes Definitionen im *Beitrag zur Berichtigung der Urteile des Publikums über die französische Revolution* (1793): „*Cultur* heißt Uebung aller Kräfte auf den Zweck der völligen Freiheit, der völligen Unabhängigkeit von allem, was nicht Wir selbst, unser reines Selbst ist." (wie alle weiteren Schriften Fichtes zitiert nach: *J. G. Fichte-Gesamtausgabe der Bayerischen Akademie der Wissenschaften*. Hrsg. v. Reinhard Lauth und Hans Gliwitzky. Stuttgart–Bad Cannstatt 1964 ff. [dabei bezeichnen die römischen Ziffern die Reihe, die erste arabische den Band], hier: I 1, S. 241) und in den Jenaer *Vorlesungen über die Bestimmung des Gelehrten* von 1794: „Die Erwerbung dieser Geschicklichkeit, theils unsre eigenen vor dem Erwachen unsrer Vernunft und des Gefühls unsrer Selbstthätigkeit entstandenen fehlerhaften Neigungen zu unterdrücken und auszutilgen; theils die Dinge ausser uns zu modificiren und sie nach unsern Begriffen umzuändern, – die Erwerbung dieser Geschicklichkeit, sage ich, heißt *Kultur*; und der erworbene bestimmte Grad dieser Geschicklichkeit wird gleichfalls so genannt." (Fichte-GA I 3, S. 31).

15 „Der Philosoph, der als Philosoph sich mit der Geschichte befaßt, geht jenem apriori

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Gegen dieses Ungleichgewicht steht im Kreis der Frühromantiker vor allem Friedrich Schlegel auf. Wenn er im *Athenäum* die Geschichte „eine werdende Philosophie, und die Philosophie eine vollendete Geschichte" nennt (KA 2, S. 221, Nr. 325), holt er die Philosophie so rückhaltlos in die Geschichte hinein, daß sie vollständig historisiert wird. Auch die reine praktische Vernunft weiß es nicht mehr besser als die Geschichte, sie steht nicht länger vor oder über ihr, sie erscheint selbst als Ergebnis der Geschichte. Damit macht Schlegel den Weg frei, um umgekehrt die Geschichte (und nur die Geschichte) als den Bereich zu identifizieren, wo die sensible und die intelligible Natur ineinander übergehen, als die Bühne, wo den natürlichen Bedingtheiten des Menschen Selbstbestimmung abgerungen wird, als die Alchemistenküche, wo die physische Natur so mit sittlichen Ideen amalgamiert wird, daß dadurch Sinn und Bedeutung entstehen.

„Der Gegenstand der Historie", heißt es 1798 in den Athenäums-Fragmenten, „ist das Wirklichwerden alles dessen, was praktisch notwendig ist" (KA 2, S. 178 Nr. 90). Und am gleichen Ort:

> Der Schein der Regellosigkeit in der Geschichte der Menschheit entsteht nur durch die Kollisionsfälle heterogener Sphären der Natur, die hier alle zusammentreffen und ineineinander greifen. Denn sonst hat die unbedingte Willkür in diesem Gebiet der freien Notwendigkeit und notwendigen Freiheit, weder konstitutive noch legislative Gewalt, und nur den täuschenden Titel der exekutiven und richterlichen [...]. (KA 2, S. 202 Nr. 227)[16]

fortlaufenden Faden des Weltplans nach, der ihm klar ist ohne alle Geschichte; und sein Gebrauch der Geschichte ist keineswegs, um durch sie etwas zu erweisen, da seine Sätze schon früher und unabhängig von aller Geschichte erwiesen sind: sondern dieser sein Gebrauch der Geschichte ist nur erläuternd und in der Geschichte darlegend im lebendigen Leben, was auch ohne die Geschichte sich versteht." (Fichte-GA I 8, S. 304).

16 Sowohl Schelling als auch Hegel sind der Jenaer Romantik darin gefolgt. Schelling deduziert 1800 in seinem *System des transzendentalen Idealismus* den Begriff der Geschichte in ausdrücklicher Abgrenzung von aller mechanischen Kausalität als „das allmähliche Realisiren eines nie völlig verlorenen Ideals durch eine ganze Gattung" (*Friedrich Wilhelm Joseph von Schellings Sämmtliche Werke*. Hrsg. v. Karl Friedrich August Schelling, 14 Bde. in 2 Abteilungen. Stuttgart, Augsburg 1856–61 [unter Angabe der Abteilung in römischen, der Bandnummer in arabischen Ziffern zitiert als: SW], I 3, S. 590). In den *Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums* von 1803 ergänzt er, „daß das reell-Werden einer Idee in beständigem Fortschritt, so zwar daß nie das Einzelne, aber doch das Ganze ihr angemessen ist, sich als *Geschichte* ausdrücke. Geschichte ist [...] was, mit dem Schein der Freiheit im Einzelnen, Notwendigkeit im Ganzen verbindet." (SW I 5, S. 280). Hegel kennzeichnet in seiner Rechtsphilosophie (§ 342) die Weltgeschichte als „Verwirklichung" des sich selbst auslegenden Geistes (*Werke* 7, S. 504); seiner *Philosophie der Geschichte* setzt er zum Ziel, „die Einsicht zu gewinnen, daß das von der ewigen Weisheit Bezweckte wie auf dem Boden der Natur so auf dem Boden des in der Welt wirklichen und tätigen Geistes herausgekommen ist" – soll heißen: in der Geschichte. Deren Betrachtung werde deshalb zu einer „Theodizee" (*Werke* 12, S. 28).

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Als „Gebiet der freien Notwendigkeit und notwendigen Freiheit" erhielt die Geschichte eine ganz neue Würde, wurde sie damit doch, was bei Kant die Prinzipien der reinen praktischen Vernunft waren: ein Medium metaphysischer Erkenntnis. Im letzten gingen alle sittlichen Ideen, die die Romantiker in der Geschichte aufsuchten, auf dieselben, schon von Kant explizierten Prinzipien zurück: auf das der Freiheit von mechanischer Fremdbestimmung, das der Spontaneität und Selbstgesetzgebung, das der schöpferischen Entwicklung. Der Inbegriff dieser Prinzipien, ihr Ursprung und Urbild, ihre Quelle und Zentrum aber war für die Romantiker (wie schon für Kant vor ihnen) Gott. Es ist durchaus falsch, das religiöse Interesse der Romantiker erst einer reaktionären Spätphase zuzuschreiben; in Wirklichkeit durchzieht es als metaphysische Leidenschaft und mystische Spekulation bereits die Frühromantik. Was sich veränderte, war seine konkrete Ausformung, doch in dieser unterschieden sich die Romantiker von Anfang an. Das Reich der Freiheit, das Reich der Ideen ist seit Kant das Reich Gottes (KpV A 235 f., 246) – sobald dieses Reich in der Geschichte (als dem Schauplatz der praktischen Vernunft) aufgesucht wird, sobald die Geschichte zur „natürlichen Metaphysik des menschlichen Verstandes" wird (KA 18, S. 265 Nr. 848), kehrt Gott in die Geschichte zurück.

„Die Geschichte ist das Höchste," sagt Schlegel, „denn sie ist die Synthese der Gottheit und der Menschheit" (KA 16, S. 292 Nr. 476). Das ergibt sich für die Romantiker als Konsequenz des (moral-) philosophischen Anteils an der Historie: Die Geschichte wird wieder Heilsgeschichte. Nicht mehr in dem Sinne, daß ein der Geschichte enthobener Gott einen vorgefaßten Heilsplan in ihr inszeniert, sondern so, daß mit der Selbstbestimmung der Menschen in der Geschichte zugleich etwas Göttliches emaniert, das Inbegriff und Quelle dieser Selbstbestimmung ist. Für die historische Erkenntnis bedeutet dies, daß sie in letzter Konsequenz Gottsuche wird, Anschauung Gottes in der Geschichte: „[…] die Welt und ihre Geschichte verwandelt sich Euch in die Heilige Schrift", sagt Novalis,[17] in ein „Gedicht des göttlichen Verstandes", so Schelling,[18] eine „Hieroglyphe" Gottes, so der vorsichtigere Ranke.[19] Und Schle-

Die Aufwertung der Geschichte bedeutet hier jedoch keine Aufwertung der Historie. Mag die Vernunft für Schelling und Hegel auch in die Geschichte gerutscht sein, den Zugang zu ihr erhält nicht die Historie, den behalten die Philosophen sich selber vor (vgl. SW I 5, S. 307 mit Hegel, *Werke* 12, S. 19 ff.). In ihrer Bestimmung der Historie gelangen Schelling und Hegel deshalb (anders als Schlegel) nicht über Fichte hinaus.

17 Novalis: *Schriften*, Bd. 1, S. 333 f., s. auch *Schriften*, Bd. 2, S. 24, wo Novalis die Geschichte als „das große heilige Buch der Natur" bezeichnet, aus dem der „erhaben[e] Glanz der Weltregierung Gottes" hervorleuchte. Vgl. *Schriften*, Bd. 3, S. 565 Nr. 70; S. 648 Nr. 544; S. 665 [Nr. 603]; S. 666, Nr. 604.

18 „Dennoch ist selbst unter dem Heiligsten nichts, das heiliger wäre als die Geschichte, dieser große Spiegel des Weltgeistes, dieses ewige Gedicht des göttlichen Verstandes: nichts das weniger die Berührung unreiner Hände ertrüge." (Schelling SW I 5, S. 309).

19 „Fichte sagt ja schon, denk' ich, daß dies Lieben eines vergangenen Lebens, nämlich

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

gel ergänzt: „Die Kritik ist nur Wurzel der Historie, Religion die höchste Potenz derselben […]" (KA 18, S. 311 Nr. 1419). Die historische Forschung erhält die Weihe eines Priester- und Prophetentums, sie wird zum religiösen Amt. „Alle Historie ist religiös", bemerkt Schlegel[20] und folgert daraus: „Die Idee des Schicksals der Nemesis, ist immer und ewig die Grundidee der Historie […]" (KA 18, S. 154 Nr. 370). Friedrich Schleiermacher, dessen *Reden über die Religion* von 1799 das berühmteste Zeugnis für die Rückkehr Gottes in die Geschichte sind,[21] erläutert diese Schlußfolgerung so:

> Wenn hier [= in der Geschichte, J.S.] in dem Anschauen eines allgemeinen Zusammenhanges Euer Blik so oft unmittelbar vom kleinsten zum größten und von diesem wiederum zu jenem herumgeführt wird, und sich in lebendigen Schwingungen zwischen beiden bewegt, bis er schwindelnd weder großes noch kleines, weder Ursach noch Wirkung, weder Erhaltung noch Zerstörung weiter unterscheiden kann, dann erscheint Euch die Gestalt eines ewigen Schiksals, deßen Züge ganz das Gepräge dieses Zustandes tragen, ein wunderbares Gemisch von starrem Eigensinn und tiefer Weisheit, von roher herzloser Gewalt und inniger Liebe wovon Euch bald das Eine bald das Andre

seiner Idee, dies innerliche Treiben und Kennenlernen des Altertums in seiner Tiefe zu Gott führt. […] In aller Geschichte wohnt, lebet, ist Gott zu erkennen. Jede Tat zeuget von ihm, jeder Augenblick prediget seinen Namen, am meisten aber, dünkt mich, der Zusammenhang der großen Geschichte. Er steht da wie eine heilige Hieroglyphe, an seinem Äußersten aufgefaßt und bewahrt, vielleicht damit er nicht verloren geht künftigen sehenderen Jahrhunderten. Wohlan! Wie es auch gehe und gelinge, nur daran, daß wir an unserm Teil diese heilige Hieroglyphe enthüllen! Auch so dienen wir Gott, auch so sind wir Priester, auch so Lehrer." Brief an Heinrich Ranke, Ende März 1820. Zitiert nach Leopold von Ranke: *Das Briefwerk*. Eingeleitet und hrsg. v. Walther Peter Fuchs. Hamburg 1949 [abgekürzt zitiert als: Brw], S. 18. Die Aussage des Vierundzwanzigjährigen ist Bekenntnis und Programm: Sie eröffnet und sie rechtfertigt die Studien, die zu Rankes erstem historiographischen Werk führen sollten, sie markiert den Durchbruch zu Rankes bleibendem Selbstverständnis als Historiker (vgl. die Sätze des Siebenundsiebzigjährigen im Brief an den Sohn Otto von Ranke vom 25. Mai 1873. Brw S. 518). Den Bezug zu Fichte und die interessante Vorgeschichte des Hieroglyphen-Motivs erläutert Carl Hinrichs: *Ranke und die Geschichtstheologie der Goethezeit* (= Göttinger Bausteine zur Geschichtswissenschaft. 19). Göttingen, Frankfurt, Berlin 1954, S. 107–124 und 139–141.

20 KA 18, S. 329 Nr. 62. Vgl. die zahlreichen anderen Fragmente gleichen Tenors, vor allem natürlich die berühmte Aussage „Der Historiker ist ein rückwärts gekehrter Prophet." (KA 2, S. 176 Nr. 80 und KA 18, S. 85 Nr. 667).

21 Religion und Geschichte werden darin zusammengeführt, die Religion geschichtlich gedeutet (alle positiven Religionen sind historische Realisationen der Religion überhaupt), die Geschichte religiös (als Anschauung des Unendlichen im Zusammenhang des Endlichen). Zu der epochalen Transformation, die alle oben zitierten Autoren vollziehen: der Verwandlung von Religion in Religiosität vgl. Reinhart Koselleck: Einleitung – Zur anthropologischen und semantischen Struktur der Bildung. In: *Bildungsbürgertum im 19. Jahrhundert. Teil II: Bildungsgüter und Bildungswissen*. Hrsg. v. Reinhart Koselleck (= Industrielle Welt. 41). Stuttgart 1990, S. 11–46, hier: S. 24–27; dort auch weitere Literatur.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

> wechselnd ergreift, und jezt zu ohnmächtigem Trotz, jezt zu kindlicher Hingebung einladet. […] so seht Ihr wie der hohe Weltgeist über alles lächelnd hinwegschreitet, was sich ihm lärmend wiedersezt; Ihr seht wie die hehre Nemesis seinen Schritten folgend unermüdet die Erde durchzieht, wie sie Züchtigung und Strafen den Übermüthigen austheilt, welche den Göttern entgegenstreben und wie sie mit eiserner Hand auch den wakersten und treflichsten abmäht, der sich, vielleicht mit löblicher und bewundernswerter Standhaftigkeit, dem sanften Hauch des großen Geistes nicht beugen wollte. […]
>
> Das Rohe, das Barbarische, das Unförmliche soll verschlungen und in organische Bildung umgestaltet werden. Nichts soll todte Maße sein, die nur durch den todten Stoß bewegt wird, und nur durch bewußtlose Friktion widersteht: alles soll eigenes zusammengeseztes, vielfach verschlungenes und erhöhtes Leben sein.[22]

Das ist der zweite Grund, warum die Historie für die Romantiker poetisch wird, „in der höchsten Potenz vielleicht eben so poetisch wie Religion" (KA 18, S. 370 Nr. 600): Sie ist ja nun Medium, ist „heilige Schrift" für eine Art Religion; und Religion jeder Art ist für die Romantiker eine Quelle der Poesie. Was aber hat man von einem Göttlichen, das sich nicht symbolisiert? Die Romantiker suchen eine Repräsentation des Göttlichen in der Geschichte. Ausgehend von der leidvoll erfahrenen Kluft zwischen ihren Sinnkonstruktionen und den Wechselfällen der Zeitgeschichte, verfallen sie auf die klassische Vorstellung der Nemesis. Ihre Metaphysik der praktischen historischen Vernunft kleiden sie in das alte Bild des Schicksals, auch wenn es von Mißverständnissen nur so umlauert ist.[23] Ranke wird es in seinem Erstling wieder in die Geschichtsdarstellung einführen.

Beide bisher betrachteten Anteile der Historie, der kritisch-erkenntnistheoretische wie der (moral-) philosophische, schlagen für die Romantiker um in etwas, das sie Poesie nennen: der kritische in wiedererwecktes historisches Leben (Sinn, dynamische Bedeutung, Ideen), der philosophische in Religion (weil die Idee der menschlichen Selbstbestimmung auf einen göttlichen Ursprung verweist). In beiden Fällen gebrauchen sie den Begriff der Poesie uneigentlich. Einem nüchterneren Dichtungsverständnis müßte der bezeichnete Sachverhalt philosophisch erscheinen: als erkenntnistheoretische und metaphysische Vorannahme, als Sache des Begriffs also, der Abstraktion, wie Schlegel selbst sagt,[24] allenfalls der „intellektuellen Anschauung".[25] Mit

22 Friedrich Daniel Ernst Schleiermacher: *Kritische Gesamtausgabe*. Hrsg. v. Hans-Joachim Birkner u.a. Berlin, New York 1980 ff., Abteilung I, Bd. 2, S. 233 f.

23 Vgl. Schlegels (selbst-) kritische Einschränkung KA 18, S. 350 Nr. 356. Ähnlich auch Schelling: „Die Meinung ist nicht, daß der Geschichtschreiber das Schicksal im Munde führe, sondern daß es durch die Objektivität seiner Darstellung von selbst und ohne sein Zutun erscheine." (SW I 5, S. 311).

24 „Gewöhnlich unrichtiger Gedanke, daß die Historiker die Begebenheiten aus einer gewissen *Entfernung* ansehn, und daß diese Entfernung das Wesen des historischen Gesichtspunktes sei. – Es ist *Abstraction*, aber nicht diese übersichtige Allgemeinheit und Flachheit." (KA 18, S. 24 Nr. 64).

25 Von Kant eingeführt, bezeichnet dieser Begriff bei ihm einen, von der sinnlichen und

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

der neuen Würde jedoch und dem neuen Rang, den die philosophische Bestimmung der Historie verleiht, macht sie auch eine neue Form der Darstellung erforderlich. „Der Historiker", sagt Novalis, „muß im Vortrag oft Redner werden – Er trägt ja *Evangelien* vor, denn die ganze Geschichte ist Evangelium" (Schriften Bd. 3, S. 586 Nr. 214). Damit kommt dann ein im engeren Sinn „poetischer" Anteil der Historie ins Spiel: die Frage nach der angemessenen Darstellung für einen solchen heiligen Text. Wie schreibt man Geschichte als Evangelium? Wie bringt man die Hieroglyphe Gottes zur Anschauung? Überraschenderweise wissen die Romantiker zu dieser Kernfrage wenig zu sagen.

Skeptisch fällt etwa die Antwort Friedrich Schlegels aus. Wie bereits die Aufklärer unterscheidet er zwischen verschiedenen „Gattungen" (z.B. KA 20, S. 379 Nr. 313) oder Behandlungsarten der Historie (KA 20, S. 381 Nr. 323). Immer wieder grenzt er die „darstellende Historie" – und nur um diese geht es hier – von anderen historiographischen Textsorten ab, so von der „wissenschaftliche[n] Historie" (KA 17, S. 289 Nr. 66), von der Universal- oder Weltgeschichte (KA 20, S. 316 Nr. 174), von der Biographie (KA 20, S. 333 Nr. 303 u.a.). In seinen *Vorlesungen über Universalgeschichte* von 1805/06 hat er diese Unterscheidung ausführlich begründet:

> Eine spezielle Geschichte muß ausführlich sein, da der Teil, auch der kleinste, in Beziehung auf das Ganze immer wichtig ist, aber eben wegen der Ausführlichkeit muß sie auch künstlich darstellend sein, und dadurch wird sie der Poesie und bildenden Kunst sehr ähnlich.

der reinen Anschauung streng zu unterscheidenden Blick in die übersinnliche Natur, „der uns aber freilich gar nicht verliehen ist" (KpV A 178, vgl. ebd. 78), eine Gott allein vorbehaltene Einsicht in die wirklichen Beweggründe menschlichen Handelns und ihre „Angemessenheit mit dem moralischen Gesetze" (KpV A 221 ff.). Fichte greift diesen Begriff auf und macht ihn zum Angelpunkt seiner *Wissenschaftslehre* (s. die *Zweite Einleitung* in dieselbe von 1797: „Die intellectuelle Anschauung ist der einzige feste Standpunkt für alle Philosophie. Von ihm aus lässt sich alles, was im Bewusstseyn vorkommt, erklären […]." Fichte-GA I 4, S. 219). Da Fichte alles Denken als Handeln versteht, öffnet sich dem Denken für ihn die gesamte Metaphysik der praktischen Vernunft, sobald es seiner selbst als Handeln bewußt wird. Entsprechend versteht Fichte unter intellektueller Anschauung die Selbsterkenntnis denkender Menschen, daß sie es sind, die den Dingen durch ihr Denken ihre Bestimmung verleihen, daß ihr Denken Handeln ist und zwar freies, selbstbestimmtes Handeln: „Dieses dem Philosophen angemuthete Anschauen seiner selbst im Vollziehen des Acts, wodurch ihm das Ich entsteht, nenne ich *intellectuelle Anschauung*. Sie ist das unmittelbare Bewusstseyn; daß ich handle, und was ich handle: sie ist das, wodurch ich etwas weiß, weil ich es thue." (Fichte-GA I 4, S. 216 f.). Angewandt auf die Geschichte heißt das: Die intellektuelle Anschauung wird zum Bewußtsein für das Vermögen der Menschen, sich in der Geschichte selbst zu bestimmen und diese Selbstbestimmung durch historische Erkenntnis darzutun.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

> Dies gilt aber ganz und gar nicht für die Universalhistorie: ein solche Ausführlichkeit würde hier über das Maß aller Darstellungs- und Fassungskraft weit hinausgehen, würde gar kein Ende nehmen; daher ist die Universalgeschichte auch nicht an das Gesetz der Darstellung gebunden; sie würde ihrer Natur nach die Schönheit der Darstellung nicht erreichen können. (KA 14, S. 4)

Nur Spezialgeschichten also sind für Schlegel überhaupt „an das Gesetz der Darstellung gebunden" und nicht einmal alle Spezialgeschichten, möglicherweise nur die „Nationalgeschichte" (KA 20, S. 382 Nr. 325) oder „Staatshistorie" (KA 20, S. 379 Nr. 313), ja vielleicht nicht einmal sie (KA 20, S. 380 Nr. 316; ebd. S. 381 Nr. 321). Obwohl nur darstellende Geschichte für Schlegel „die eigentliche Geschichte" ist (KA 14, S. 5), läuft ihre ständige Abspaltung auf Eskamottierung hinaus. Ihre Epoche nämlich, darin besteht die Pointe von Schlegels Darstellungstheorie, soll vorüber sein. „In neueren Zeiten ist die Tendenz der *Historie* offenbar *Wissenschaft* zu seyn und zu werden, so wie sie bey den Alten *Kunst war* […]" (KA 20, S. 302 Nr. 70). Die darstellende Geschichte habe bei den Alten ihren Höhepunkt erreicht – da die Neueren sie darin doch nicht erreichen könnten, sollten sie sich lieber den anderen historiographischen Gattungen zuwenden (KA 6, S. 339). Das ist durchaus *pro domo* gesprochen, schreibt Schlegel doch selbst keine historiographischen Werke. Er veröffentlicht Vorlesungen, und die gelten der Universalgeschichte sowie der Literarhistorie;[26] eigentliche Geschichtsschreibung, nämlich darstellende Geschichte, findet sich weder unter seinen Schriften noch unter denen der anderen Romantiker. Das erklärt, warum sie dem kritischen und philosophischen Anteil an der Historie so viel mehr und originellere Überlegungen widmen als dem darstellerischen, erklärt, warum sie behaupten, daß die Historie im Kern poetisch sei, während ihre eigenen historischen Arbeiten wissenschaftlich und philosophisch sind. Das Poetische an der romantischen Historie, könnte man mit Friedrich Schlegel sagen, beschränkt sich auf die philosophischen Ideen der Theorie; in der Praxis ist die romantische gerade eine unpoetische, eine reflexive Historie.

So weit geht August Wilhelm Schlegel nicht. Er betrachtet die „Trennung der Reflexion von der Erzählung" durchaus als ein Manko der modernen Historiographie, er baut darauf, daß diese „Störung" überwunden werden könne:

> […] so wie die Reflexion den höchsten Grad lebendiger Anschaulichkeit erreicht hat, wird sie wieder in die Darstellung übergehen, und es wird eine neue umfassendere Form für diese gefunden werden. Ich glaube allerdings, daß eine höhere Vollendung der Geschichte möglich ist, aber nur indem man mit Absicht und Besonnenheit zu dem

26 *Vorlesungen über Universalgeschichte*, gehalten in Paris 1805/06, zu Lebzeiten nicht veröffentlicht (KA 14), [Vorlesungen] *Über die neuere Geschichte*, gehalten in Wien 1810/11, gedruckt ebd. 1811 (KA 7, S. 125–407), [Vorlesungen über die] *Geschichte der alten und neuen Literatur*, gehalten in Wien 1812, gedruckt ebd. 1815.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

> zurückkehrt, was jene großen Meister [= die Alten, J.S.] unbewußt aus unmittelbarem Triebe thaten, sie muß sich zu ihren Werken wie Kunstpoesie zur Naturpoesie verhalten. (DLD 18, S. 55)

Der ältere Schlegel hofft auf eine Erneuerung der darstellenden Geschichte. Auch er sieht natürlich die Notwendigkeit, das kritisch gewonnene Material (die „Thatsachen", wie er aufklärerisch sagt, DLD 17, S. 11 ff.) reflektierend zu durchdringen und in Form von Ideen wiederzubeleben; anders als Friedrich Schlegel aber mißtraut er der damit verbundenen Abstraktion:

> Verstandesbegriffe können sie [= die Thatsachen, J.S.] nie ganz erschöpfen, ihr Geist und Wesen muß anschaulich gemacht werden. Gediegene Darstellung ohne alles Raisonnement und ohne hypothetische Erklärerey ist daher der eigentliche Charakter der Historie: in den einzelnen Theilen muß die vollkommenste Empirie herrschen, nur im Ganzen darf die Beziehung auf eine Idee liegen. So kehrt denn die Geschichte in ihrer vollendeten Gestalt gewissermaßen zum Styl der Chroniken zurück, indem sie das, was in diesen bewußtlos und aus bloßer Einfalt geschieht [...] mit Absicht und der tiefsten Bedeutung thut. (DLD 17, S. 13 f.)

Mehr als eine übrigens schon von den Aufklärern erhobene Forderung ist das nicht. Sie entspringt einem grundsätzlichen Vorbehalt, nicht gegen philosophische Begriffe in der Historie als solchen, wohl aber gegen ihre Überschätzung. Gemeint sind die abstrakten „Verstandesbegriffe" der Aufklärer (wie der „eines unendlichen Fortschritts im Menschengeschlechte" DLD 17, S. 13), genauso gut aber konnten die neuen Ideen der Fichteaner, konnten die Hypothesen der praktischen Vernunft von diesem Vorbehalt erfaßt werden. Wie wirklichkeitshaltig waren diese Hypothesen? Inwieweit erschlossen sie tatsächlich „Geist und Wesen" des historischen Materials? Abstrakt war das nicht zu entscheiden, weder durch wissenschaftliche noch durch philosophische Diskussion, Aufschluß versprach allein die Probe aufs Exempel. Eine neue darstellende Historie wäre eine solche Probe. Sie hätte beides vorzuzeigen, das historische Material und die belebenden Ideen, aber eben nicht reflexiv getrennt, sondern synthetisiert. Sie hätte die historischen Ideen *im* Material vorzuzeigen, unausgesprochen, indirekt, implizit, als Sinn und Bedeutung, die durch die künstliche Ordnung des Materials entstehen. Eine solche Darstellung müßte naiv, müßte wie Naturpoesie wirken, weil sie scheinbar nur Material ausbreitete, aber diese Naivität wäre eine künstliche, zweite Naivität, wäre Kunstpoesie, weil sie unendlich viel verborgene Reflexion enthielte. Das gesamte Instrumentarium der modernen Kritik und Philosophie könnte eine solche Darstellung in sich aufgenommen haben und trotzdem zu den Mustern der Alten zurückkehren. In dem Maße, in dem sie überzeugte, wäre sie nicht mehr zu widerlegen, auch nicht durch neue Ergebnisse der Wissenschaft: Einmal auf gültige Weise zur Anschauung gebracht, könnte jede Darstellung historischer Ideen bleibende Geltung beanspruchen. Sie wäre real zugleich (im Material) und ideal (in seiner sinnhaften Verknüpfung), sie würde unvergänglich werden wie Kunst, sie würde zu „historischer Kunst":

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

> [...] die wahre Historie beruht auf einer Synthesis des Gegebenen und Wirklichen mit dem Idealen, aber nicht durch Philosophie, da diese die Wirklichkeit vielmehr aufhebt und ganz ideal ist, Historie aber ganz in jener und doch zugleich ideal sein soll. Dieses ist nirgends als in der Kunst möglich, welche das Wirkliche ganz bestehen läßt, wie die Bühne reale Begebenheiten oder Geschichte, aber in einer Vollendung und Einheit darstellt, wodurch sie Ausdruck der höchsten Ideen werden. Die Kunst also ist es, wodurch die Historie, indem sie Wissenschaft des Wirklichen als solchen ist, zugleich über dasselbe auf das höhere Gebiet des Idealen erhoben wird, auf dem die Wissenschaft steht; und der dritte und absolute Standpunkt der Historie ist demnach der der historischen Kunst. (Schelling SW I 5, S. 309 f.)

„Historische Kunst" ist die Geschichtsschreibung für Schelling nicht, weil sie „den wirklichen Zusammenhang der Begebenheiten vernachlässig[t]e", sondern weil sie ihn durch die Art seiner Darstellung auf eine „höher[e] Ordnung der Dinge" hin durchsichtig macht: auf die der (hypothetischen) historischen Ideen. Historische Kunst, könnte man festhalten, ist also die indirekte Darstellung dieser Ideen im historischen Material; die Ideen selbst jedoch sind, darauf beharren alle Romantiker, philosophische bzw. wissenschaftliche:

> Erst dann erhält die Geschichte ihre Vollendung für die Vernunft, wenn die empirischen Ursachen, indem sie den Verstand befriedigen, als Werkzeuge und Mittel der Erscheinung einer höheren Notwendigkeit gebraucht werden. (Schelling SW I 5, S. 310)

Daß diese Vollendung ein verbreiteter Wunsch war, daß sogar Forscher, die mehr der Auffassung Friedrich Schlegels zuneigten, von ihm erfaßt werden konnten, zeigt das Beispiel Barthold Georg Niebuhrs.[27] Seine Vorlesungen über *Römische Geschichte* an der neu gegründeten Berliner Universität 1810/11 machten Epoche, weil Niebuhr darin quer zu allen erzählenden Quellen eine neue Sicht der römischen Früh- und Agrargeschichte präsentierte. Entwickelt hatte er diese Sicht, indem er für sein politisches Erkenntnisinteresse die überkommene antiquarische Geschichtserkundung auf transzendentalphilosophisch-idealistische Weise mit philosophischer Spekulation verband. An einem Lieblingsgegenstand der klassischen Bildung, aktuell geworden durch die Diskussion um die Bauernbefreiung, führte Niebuhr vor, wie ohne neue Quellen qualitativ neue historische Erkenntnis möglich war – allein durch die Umstrukturierung des Materials aufgrund neuer historischer Ideen. Breitenwirksam, vor großem Publikum vollzog Niebuhr die Forschungsrevolution, die die Romantiker theoretisch ermöglicht hatten. Inspiriert durch neue politische Fragen mußten Kritik und Philosophie einander durchdringen; nur im Modus der spekulativen praktischen Vernunft war ein qualitativer Fortschritt in der Historie möglich.

Sein Preis bestand in der von den Schlegeln beschriebenen Abstraktion. Mochte Niebuhr noch so sehr betonen, daß seine Einsichten sich vor allem

27 Das Folgende nach Gerrit Walther: *Niebuhrs Forschung* (= Frankfurter Historische Abhandlungen. 35). Wiesbaden 1993, vor allem S. 94–113, 186 ff., 200–216, 482–487.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

dem Vermögen der Einbildungskraft verdankten,[28] mochte er noch so lebhaft nach einer „Vergegenwärtigung" der Geschichte streben,[29] er selbst empfand, „daß der Theil der Untersuchungen mir besser gelingt, als ich es von der Erzählung hoffen kann".[30] Fast gegen seinen Willen nahm die *Römische Geschichte* die Form gelehrter Untersuchungen an. Statt das historische Material darzustellen, erörtert Niebuhr mögliche Deutungen, statt Geschichte zur Anschauung zu bringen, konstruiert er ihre leitenden Ideen. Als bloße „Kritik der römischen Geschichte" hat deshalb Hegel das Werk verhöhnt: Keineswegs besitze es „die Einheit der Geschichte"; was sich in Frankreich nur als kritische Abhandlung hervorwage, gebe sich in Deutschland für Geschichtsschreibung aus.[31] Nur allzu schmerzhaft empfand Niebuhr das selbst. Auch für ihn, der als Forscher Epoche machte, stand weit über der Forschung die Geschichtsschreibung. Auch für ihn bestand das Wesen dieser Geschichtsschreibung in einer Anschaulichkeit, deren Modell die unmittelbare Augenzeugenschaft des Miterlebens war:

> Eine wahre Geschichtschreibung, Historie, findet aber nur für Das statt was wir selbst erlebt haben; für die Vergangenheit kann man höchstens dahin gelangen, daß, wenn wir eine Gegenwart mit einer gewissen Anschaulichkeit erlebt haben, wir diese Anschauung auf frühere Zeiten übertragen […].[32]

Davon träumte der „Geschäftsmann" Niebuhr. Er, der als hoher Verwaltungsbeamter im Umkreis der preußischen Reformer durchaus für sich beanspruchen konnte, seine „Gegenwart mit einer gewissen Anschaulichkeit erlebt [zu] haben", spielte mit dem Gedanken, diese Anschaulichkeit auch für die römische Geschichte zurückzugewinnen:

28 Es erlangt in seiner Erkenntnistheorie eine ähnliche Schlüsselfunktion wie bei Schiller (s. oben S. 77 ff.) und den Romantikern, etwa bei Friedrich Schlegel: „In der Rhetorik – Historie – Kritik ist wohl Empirie und Idee einig – aber *Fantasie* fehlt in ihnen, die doch ein nothwendiges Mittelglied des Ganzen ist – ohne Poesie würde auch die Einheit zwischen Empirie und Idee bald zerrissen sein." (KA 17, S. 69 Nr. 189). Vgl. mit Walther: *Niebuhrs Forschung*, S. 201–208.

29 „So lebendig möchte ich die Geschichte schreiben, den schwankenden Vorstellungen feste unterschieben, die verworrenen entwickeln, damit man bei dem Namen eines Griechen aus Thukydides' und Polybius' Zeitalter, eines Römers aus Catos Zeit oder Tacitus' die Grundidee ihres ganzen Seins habe." *Die Briefe Barthold Georg Niebuhrs*. Hrsg. v. Dietrich Gerhard und William Norvin, 2 Bde. (= Das Literatur-Archiv. 1+2). Berlin 1926 und 1929, Bd. 2, S. 306.

30 *Niebuhrs Briefe*, Bd. 2, S. 177, vgl. ebd. S. 194.

31 *Werke* 12, S. 342 und S. 18. Vgl. ebd. S. 15: „Die Engländer und Franzosen wissen im allgemeinen, wie man Geschichte schreiben müsse, sie stehen mehr auf der Stufe allgemeiner und nationeller Bildung; bei uns klügelt sich jeder eine Eigentümlichkeit aus, und statt Geschichte zu schreiben, bestreben wir uns immer zu suchen, wie Geschichte geschrieben werden müsse."

32 Barthold Georg Niebuhr: *Geschichte des Zeitalters der Revolution. Vorlesungen an der Universität zu Bonn im Sommer 1829 gehalten*. [Hrsg. v. Marcus Niebuhr], 2 Bde. Hamburg 1845, Bd. 1, S. 37.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

> [...] es war für mich ein reizender Gedanke, wenn dies gelehrte Werk, wodurch der Stoff wieder geschaffen wird, vollendet seyn würde, eine ganz erzählende Geschichte der Römer zu schreiben, ohne Untersuchung, Erweis und Gelehrsamkeit; wie man sie vor 1800 Jahren geschrieben haben würde: alles was für mich unzweifelhaft ausgemacht wäre, so aufstellend.[33]

Da ist es wieder, das Ideal einer darstellenden Geschichte von der Unmittelbarkeit eines Livius, aber mit den Erkenntnissen der modernen, philosophisch revolutionierten Forschung. Alle vorhandenen historischen Studien, auch sein eigenes gelehrtes Werk betrachtete Niebuhr nur als Vorarbeiten dafür – die Forschungsrevolution der Romantiker war unvollendet, solange sie sich nicht durch eine Darstellungsrevolution in Geschichtsschreibung umsetzte. Niebuhr ist dahin so wenig gelangt wie die anderen aus der ersten Generation der Romantiker. Es mußte ein Jüngerer kommen, einer, der durch die Schule der idealistischen Philosophie und der neuen Kritik hindurchgegangen war, der sie für selbstverständlich hielt, für so wenig Aufhebens wert, daß er den Mut aufbrachte, alle Abstraktion, alle Spuren von Kritik und Spekulation aus der historiographischen Darstellung wieder zu tilgen. Enthusiastisch hat Niebuhr im Alter einen Geschichtsschreiber begrüßt, bei dem er dieses Darstellungsideal verwirklicht sah. „Es steht mir zu, zu sagen", schreibt er am 21. Juli 1829 an den Verleger der soeben erschienenen *Geschichte der serbischen Revolution*, „daß dies kleine Buch, als Historie, das vortrefflichste ist, was wir in unserer Litteratur besizen."[34] Der Autor dieses, aus berufenem Munde gepriesenen Werks war Leopold Ranke. Seine Darstellungsmittel, nicht in der eher untypischen serbischen Geschichte, sondern in seinem ersten historiographischen Werk, den *Geschichten der romanischen und germanischen Völker,*[35] sowie die Prinzipien dieser Darstellung bilden den Gegenstand der folgenden Untersuchungen.

Diesen Gegenstand überhaupt in den Blick zu bekommen, fällt nicht leicht, hat ihn die Wirkungsgeschichte des Werks bisher doch weitgehend verdeckt. Von Anfang an wurde Rankes Erstling nur in Ausschnitten rezipiert, von Anfang an waren es nur bestimmte Teile, auf die die Leser reagierten.[36] Schon

33 Brief an den Kronprinzen vom 17.11.1830. Zitiert nach Barthold Georg Niebuhr: *Briefe. Neue Folge 1816–1830*. Hrsg. v. Eduard Vischer, 4 Bde. Bern, München 1981–84, Bd. 4, S. 117. Vgl. Walther: *Niebuhrs Forschung*, S. 570.

34 Niebuhr: *Briefe. Neue Folge*, Bd. 3, S. 446.

35 Leopold Ranke: *Geschichten der romanischen und germanischen Völker von 1494 bis 1535*. Erster [und einziger] Band. Leipzig, Berlin bey G. Reimer 1824. Von nun an beziehen sich alle Seitenangaben im Text, wenn nicht ausdrücklich anders vermerkt, auf diese Ausgabe.

36 Zusammengestellt hat die Reaktionen zuerst Rainald Stromeyer: *Ranke und sein Werk im Spiegel der Kritik*. Diss. masch. Heidelberg 1950, vor allem S. 23–42. In sehr urbaner Form erzählt wird diese Rezeptionsgeschichte auch von Anthony Grafton: *Die tra-*

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

die Fachhistoriker, denen Ranke das Werk vorlegte, gingen kaum auf die eigentliche Darstellung ein.[37] Was sie interessierte, war die „Beylage", die Ranke den *Geschichten* mit auf den Weg gegeben hatte: ein eigenes Buch mit dem Titel *Zur Kritik neuerer Geschichtschreiber,*[38] in dem Ranke die quellenkritischen Studien ausbreitet, die der Darstellung zugrundeliegen. Hieraus erfuhren die Historiker Neues, hier sahen sie einen wissenschaftlichen Fortschritt, den sie anerkannten. Zum ersten Mal nämlich wurden hier die erzählenden Quellen, auf die man sich bei der Darstellung der Neueren Geschichte bisher vor allem stützte, wurden die humanistischen Geschichtsschreiber: ein Guicciardini, ein Giovio, ein Sleidanus, ein Comines,[39] wurden die Autoren der *historia perpetua*, die bisher als Augenzeugen der von ihnen verfaßten Zeitgeschichten galten, quellenkritisch unter die Lupe genommen. Und siehe da: Ihr Anspruch auf Unmittelbarkeit zu dem berichteten Geschehen erwies sich als unhaltbar. Alle hatten sie von irgendwelchen namenlosen Chronisten oder Sekretären abgeschrieben, alle hatten sie ihr Wissen aus ursprünglicheren, ungenannten, längst vergessenen Quellen geschöpft. Es bedurfte des Verdachts gegen sie, bedurfte eines quellenbesessenen Autodidakten, bedurfte dieses Oberlehrers in Frankfurt an der Oder, der seine Freizeit in der Westermannschen Gelehrtenbibliothek verhockte, um diese Abhängigkeiten aufzudecken. Und dabei blieb Ranke nicht stehen. Er begnügte sich nicht mit der negativen Kritik, er drang zu einer positiven Würdigung der Quellenautoren vor, er bot individualisierende Charakteristiken ihrer Kenntnisse und Absichten, ihres Verfahrens und ihrer Zuverlässigkeit. Mit einem Schlage war das Verständnis für die wichtigsten Quellen der neueren Geschichte revolutioniert. Das war es, was Ranke die Anerkennung der Historiker und die Professur in Berlin einbrachte,[40] das war es, was die Rezensenten an seinem Erstling hervorho-

gischen Ursprünge der deutschen Fußnote. Übersetzt v. Jochen Bussmann. Berlin 1995. Überarbeitet und erweitert u.d.T.: *The Footnote. A Curious History*. London 1997, S. 34–93.

37 Rankes Anschreiben in Brw 68 f. und in Leopold von Ranke: *Neue Briefe*. Gesammelt und bearbeitet v. Bernhard Hoeft. Nach seinem Tode hrsg. v. Hans Herzfeld. Hamburg 1949 [abgekürzt zitiert als: NBr], S. 54 f. Die Antworten von Heeren, Schlosser und Raumer bei Conrad Varrentrapp: Briefe an Ranke von älteren und gleichalterigen deutschen und französischen Historikern. In: *Historische Zeitschrift* 105 (1910), S. 104–131.

38 Leopold Ranke: *Zur Kritik neuerer Geschichtschreiber. Eine Beylage zu desselben romanischen und germanischen Geschichten*. Leipzig und Berlin bey G. Reimer 1824 [abgekürzt zitiert als: *Kritik*].

39 Die Schreibweise der Namen folgt hier wie in der folgenden Textanalyse der von Ranke verwendeten Form. Zumindest teilweise war diese auch in Rankes Zeit schon unüblich. Sie sollte altertümlich wirken, archaisieren, sollte den Ton der Quellen anklingen lassen. Damit gibt sie einen ersten Hinweis auf Rankes sprachliche Strategien.

40 Dem preußischen Kultusminister Altenstein sowie seinen Räten Johannes Schulze und

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ben,[41] das war es, was zusammen mit den (eigentlich ganz anders ausgerichteten) kritischen Studien Niebuhrs zum Gründungsmythos der „historischen Schule" wurde.[42]

Karl von Kamptz, denen Ranke das Werk nach Erscheinen übersandt hatte, imponierte nicht Rankes Geschichtsdarstellung, sondern seine Leistung als Quellenkritiker (vgl. Varrentrapp, S. 114 f. und Hermann Oncken: *Aus Rankes Frühzeit. Mit den Briefen Rankes an seinen Verleger Friedrich Perthes und anderen unbekannten Stücken seines Briefwechsels*. Gotha 1922, S. 127–131): „ungemeine historische Gelehrsamkeit, in der Prüfung der Quellen Scharfsinn und Genauigkeit, sowie eine lobenswerte Sinnesart" hoben sie (einem gleichlautenden Gutachten Raumers folgend) an Ranke hervor, als sie ihn 1825 zum außerordentlichen Professor der Universität Berlin ernannten, s. Max Lenz: *Geschichte der Königlichen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin, Bd. 4: Urkunden, Akten und Briefe*. Halle a.d.S. 1910, S. 464 und 460. Die Betonung der „lobenswerte[n] Sinnesart" verweist zugleich auf die politischen Gründe, die dabei eine Rolle spielten: Durch seine Beschäftigung mit der Frühen Neuzeit (statt mit der Gegenwart und der Französischen Revolution) wie auch durch seine – das wird zu zeigen sein – legitimistische Grundhaltung empfahl Ranke sich der restaurativen Kultusbürokratie als geeignete Besetzung für das politisch brisante Fach der Staatengeschichte.

41 Als „Geschichtsforscher vom ersten Range" wurde Ranke von Varnhagen begrüßt (*Spenersche Zeitung* vom 12. Februar 1825. Wieder in Karl August Varnhagen von Ense: *Zur Geschichtschreibung und Litteratur. Berichte und Beurtheilungen. Aus den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik und anderen Zeitschriften gesammelt*. Hamburg 1833, S. 596–600, hier: S. 597). Der Rezensent in den *Jahrbüchern der Literatur* (Bd. 34, April, May, Juny (1826), S. 1–41) – wahrscheinlich Josef von Hormayr, von dem Ranke sagt, er habe ihn mit einer „günstigen Recension erfreut" (Brief an Perthes vom 12. Juni 1827, gedruckt bei Oncken: *Aus Rankes Frühzeit*, S. 106; in der fraglichen Rezension werden ständig Werke und Zeitschriften Hormayrs zitiert!) – rühmt (sobald er über bloße Exzerpte hinausgeht) vor allem die „schöpferische Eigenthümlichkeit" von Rankes geschichtsphilosophischen Ansichten (S. 2) sowie seine quellenkritischen Untersuchungen (S. 26 ff.). Immerhin ist er der einzige unter Rankes ersten Lesern, der auch eine darstellerische Leistung, nämlich Rankes Personenporträts lobt. Ausschließlich den Geschichtsforscher und -denker beurteilt der anonyme Rezensent von Rankes ersten drei Büchern in den *Ergänzungsblättern zur Allgemeinen Literatur-Zeitung* (Nr. 23 und 24. Februar 1828, Sp. 177–189): Voller Lob für die *Kritik* meldet er gegen die *Geschichten* eine Reihe von Vorbehalten an, die sich alle auf deren geschichtsphilosophische Einleitung beziehen.

42 Treitschke z.B. hebt an Rankes Erstling nur das Programm der Geschehenstreue und die quellenkritischen Verdienste hervor: „[…] in der genauen Ergründung des Thatbestandes sah er das Nächste, was der noch ganz verwahrlosten neuen Geschichte noth that; und der Quellenkritik dieses Zeitraums brach der junge Meister sogleich selbst die Bahn […]." (Heinrich von Treitschke: *Deutsche Geschichte im Neunzehnten Jahrhundert. Dritter Theil: Bis zur Juli-Revolution*. Leipzig 1885, S. 698). Vgl. Ernst Bernheim: „Im Jahre 1824 erschien das Werk, welches die Geschichte als Wissenschaft im modernen Sinne eigentlich inauguriert hat, der erste Band von Leopold Rankes ‚Geschichten der romanischen und germanischen Völker von 1494–1535' nebst der Beilage ‚Zur Kritik neuerer Geschichtschreiber'". Eben dieser Beilage komme „epochemachende Bedeutung für die Entwicklung der Methodik" zu (Ernst Bernheim: *Lehrbuch der Historischen Methode. Mit Nachweis der wichtigsten Quellen und Hülfsmittel zum Studium der Geschichte*. Leipzig 1889, S. 144 f.).

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Weniger Zustimmung, aber immer noch Beachtung fanden die Vorrede und die Einleitung zu den *Geschichten* (S. III-XL). In der Form eines geschichtsphilosophischen Essays entfaltet Ranke darin die Idee einer Einheit der romanischen und germanischen „Nationen". Seit der Völkerwanderung konstitutiv aufeinander bezogen, sei die Geschichte der französischen, spanischen und italienischen, der deutschen, englischen und skandinavischen Nationen nur aus ihrer beständigen Wechselwirkung zu verstehen – ein Gedanke, aus dem bei Ranke eine übernationale Geschichtsbetrachtung unter dem Primat der Außenpolitik folgt.[43] So strittig dies von Anfang an war, auf die Dauer setzte es sich in universalhistorischen Überblicken zu Mittelalter und Neuzeit sogar bei Gegnern der Rankeschen Geschichtsbetrachtung durch.[44]

Erfolgreich also, in der unmittelbaren wie in der langfristigen Wirkung, waren die gelehrten und geschichtsphilosophischen Texte, mit denen Ranke seine *Geschichten* umgab; die eigentliche Darstellung verschwand dabei aus dem Blick. Wer sich überhaupt mit ihr auseinandersetzte, reagierte ratlos, verdrossen, gereizt. Friedrich von Raumer monierte den Stil,[45] Heinrich Leo kritisierte Stil und Darstellung vernichtend,[46] Schlosser bekannte, die „auf Stelzen einhergehend[e] Sprache" sei ihm so widrig gewesen, daß er sich kaum entschließen konnte, das Buch zu lesen.[47] Wer dies doch versuchte wie Julian

43 Diese Konsequenz unterscheidet sie von Friedrich Schlegels Vorlesungen mit dem (irreführenden Titel) *Über die neuere Geschichte*, gehalten in Wien 1810/11, veröffentlicht ebd. 1811 (KA 7, S. 125–407). Ansonsten jedoch finden sich alle Ideen, die Ranke über die gemeinsamen Unternehmungen des Völkervereins, über Völkerwanderung, Kreuzzüge und Welthandel entwickelt, bereits bei Schlegel.

44 Ein Beispiel ist Georg Gottfried Gervinus: *Einleitung in die Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts*. Leipzig 1853. Obwohl das Verhältnis der romanischen und germanischen Völker für Gervinus mehr durch Wesensunterschiede und Gegensätze geprägt ist als durch Gemeinsamkeiten, folgt er durchgängig Rankes Konzept einer konstitutiven Wechselwirkung zwischen ihnen.

45 „Ihre Darstellung hat noch etwas unruhiges, abgebrochenes, die Anfänge und Wendungen sind oft zu ähnlich, gleichartig; der große Strom der Geschichte fließt am besten ruhig, in gehaltenen Maßen." (Brief an Ranke vom 2. Januar 1825, gedruckt bei Varrentrapp: Briefe an Ranke, S. 112).

46 Rezension der *Geschichten* unter der Pseudonym H.L. Manin in: *Jenaische Allgemeine Literatur-Zeitung. Ergänzungsblätter* Nr. 17+18 (1828), Sp. 129–140. So ehrenrührig war diese Kritik, daß Ranke sich zu einer öffentlichen Reaktion entschloß: Erwiderung auf Heinrich Leo's Angriff. In: *Hallische Literaturzeitung* Nr. 131, Mai 1828, Sp. 193–199. Wieder in Leopold von Ranke: *Sämmtliche Werke* [abgekürzt zitiert als: SW], Bd. 53/54. Leipzig 1890, S. 659–666. Darauf antwortete auch Leo noch einmal in: *Intelligenzblatt der Jenaischen Allgemeinen Literatur-Zeitung* Nr. 39, Juni (1828), Sp. 305–312. Ausführlich dargestellt ist die Kontroverse bei Stromeyer: *Ranke und sein Werk*, S. 28–38 und bei Walther: Der ‚gedrungene' Stil.

47 Friedrich Christoph Schlosser: Ueber die neusten Bereicherungen der Literatur der deutschen Geschichte. In: *Archiv für Geschichte und Literatur* 2 (1831), S. 240–318, hier: S. 300 f.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Schmidt, dem ward „nicht wohl in diesen verworrenen Geschichten": „wir sehen das Einzelne deutlich genug, aber was das Ganze soll, davon haben wir keinen Begriff".[48]

Zwei Probleme waren es mithin, die den Zugang zur Darstellung verstellten. Erstens die stilisierte Sprache, in der das Buch geschrieben ist: eine Mischung aus antikisierender Syntax, teutonischen Konjugationsformen und frommem Demutston. Für Kenner hatte sie Zeichencharakter, sie klang an Johannes von Müller an, an den Nazarenerton der Romantik, das Kernteutsch der Burschenschaftler, sie wies das Werk als ein Erzeugnis der romantischen Schule aus;[49] Uneingeweihten jedoch mußte sie als bloßer Manierismus erscheinen. Zweitens, und das war gravierender, wird die Idee der Darstellung im Ganzen nirgendwo expliziert. Weder Vorrede noch Einleitung und schon gar nicht die Beilage verraten, welche Geschichte Ranke in den *Geschichten* eigentlich erzählt, jedenfalls lassen seine Ausführungen dort sich nicht ohne Schwierigkeiten auf die Darstellung beziehen. Hartnäckig hält sich deshalb der Zweifel, ob die Episoden in den *Geschichten* überhaupt zur Einheit einer Geschichte gediehen sind.

Beider Probleme war Ranke selbst sich bewußt. Erschrocken über seinen Verleger, der das Probemanuskript der *Geschichten* drucken ließ, ohne daß daran noch hätte letzte Hand gelegt werden können, findet er die eigene Darstellung „sehr mangelhaft, zuweilen ermüdend": Sie habe keineswegs die „Natur und Fülle", die er ihr zu geben hoffte (Brw 64), ja er fürchtet, man könne aus dem ersten Buch „die Idee noch nicht ganz ersehen" (Brw 60). Anders als von all seinen anderen Werken veranstaltete Ranke von den *Geschichten* keine Neuauflage; erst 1874, ein halbes Jahrhundert nach ihrem ersten Erscheinen, nahm er sie in seine *Sämmtlichen Werke* auf – nicht ohne zuvor „mancherlei Dunkelheiten, aus dem Alterthum herübergenommen[e] Constructionsweisen und ander[e] Mängel" weggeräumt, den Text also stilistisch eingehend überarbeitet zu haben.[50] Schien damit zumindest das Sprachproblem bereinigt, am Problem der konzeptuellen Einheit rührte diese Über-

48 Julian Schmidt: Moderne Historiker. Leopold Ranke. In: *Die Grenzboten* 6 (1847) Bd. 3, S. 401–410 und 441–449, hier: S. 405. Wie weit Schmidt in seiner Lektüre gekommen ist, geht aus der Behauptung hervor, das Werke behandle „vornämlich den Zug Karls VIII. nach Italien". Das trifft auf die ersten beiden Kapitel zu, nicht auf den Rest.

49 Schlosser beispielsweise ordnet Rankes Erstling nur aufgrund der Sprache einem „Zeitgeschmack" in der Historie zu (Schlosser: Ueber die neusten Bereicherungen, S. 299 f.), für den er teils Johannes von Müller, Fichte und Schelling, teils Görres und seine Schule verantwortlich macht (S. 281). Gekennzeichnet sieht er diese Mode durch einen philosophisch verstiegenen Wahrheitsanspruch (306 f.) und durch die Vermischung von Historie und Poesie, weil sie den Quellenton in die historische Darstellung aufzunehmen versuche (299).

50 *Geschichten der romanischen und germanischen Völker von 1494 bis 1514* [!] (= SW 33). Leipzig 1874, hier: S. x.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

arbeitung nicht. Hatte Ranke sich an dieses zweite, tiefer liegende Problem nicht mehr herangewagt? Oder fand er bei genauer Betrachtung, daß es nicht an seiner Darstellung lag, wenn die Leser darin keine Einheit erkannten?

Die Ranke-Forscher jedenfalls haben sie nicht entdeckt. So stolz sie die quellenkritische Beilage vorzeigen, mit der eigentlichen Darstellung wissen sie nichts Rechtes anzufangen. Mehr oder weniger pietätvoll bezeichnen sie sie als Jugendsünde,[51] als Irrweg, von dem Ranke rasch wieder abgekommen sei, als aufgegebenen Versuch, der anscheinend keine eingehende Betrachtung verdient – bisher hat niemand auch nur den Versuch unternommen, die Darstellung selbst, ihre Mittel und Konstitutionsprinzipien näher zu analysieren. Das soll sich hier ändern. Die folgende Untersuchung geht von der Feststellung aus, daß Vorrede, Einleitung und Beilage von Rankes Erstling, diejenigen Teile also, die als „Paratexte" das wissenschaftliche Handwerkszeug vorzeigen und für die *Geschichten* den Status einer wissenschaftlichen Arbeit beanspruchen,[52] daß diese gelehrten Teile zuletzt entstanden, nach der eigentlichen Darstellung, daß sie in einer Abgabepanik nachträglich um diese Darstellung herumgebaut wurden,[53] daß sie, statt in die Darstellung einzuführen,

51 Heinrich von Sybel gab in seiner Gedächtnisrede auf Leopold v. Ranke (*Historische Zeitschrift* 56 (1886), S. 436–481) die Richtung vor. Die *Geschichten*, sagt er, seien „das Ergebnis und zugleich der Abschluß" von Rankes Jugendzeit. Sie machten den Eindruck „einer originalen, naiven, in voller Selbständigkeit aus eigenem Kerne entfalteten Schöpferkraft" (S. 467), sie bezeugten die primär „ästhetische Freude an jeder Erscheinung eines besonderen Daseins" (S. 468), sie gingen „in der Abformung der konkreten Gegenstände und Begebenheiten auf" (S. 469).

52 Zu diesem Begriff s. Gerard Genette: *Paratexte. Das Buch vom Beiwerk des Buches.* Aus dem Französischen v. Dieter Hornig. Mit einem Vorwort v. Harald Weinrich. Frankfurt, New York 1989.

53 Am 26. Januar 1824 hatte Ranke das Manuskript des ersten Buchs der *Geschichten* (S. 1–186) an seinen Verleger Georg Reimer geschickt (der Begleitbrief bei Guy Stenton Ford: A Ranke Letter. In: *Journal of Modern History* 32 (1960), S. 142 f.). Reimer sollte es lediglich durch die Vorzensur bringen, beförderte es danach jedoch direkt zum Druck. Ranke mußte noch froh sein, wenigstens den Erscheinungstermin verschieben zu können. Das ermöglichte ihm immerhin, den *Geschichten* ein (bereits abgeschlossenes) zweites Buch anzufügen (S. 187–423), Vorrede und Einleitung dazu zu schreiben sowie die quellenkritischen Aufsätze, die dann als Beilage veröffentlicht wurden (s. den Brief an Reimer vom 12. April 1824 in Leopold von Ranke: *Zur eigenen Lebensgeschichte*. Hrsg. v. Alfred Dove (= SW 53/54), S. 127–129, vgl. Brw 59 f.). S. auch Grafton: *The Footnote*, S. 64 f. Anders Siegfried Baur: *Versuch über die Historik des jungen Ranke* (= Historische Forschungen. 62). Berlin 1996, S. 73, der die umgekehrte Reihenfolge behauptet: Die *Geschichten* seien aus der *Kritik* hervorgegangen. Um Ranke zum „exemplum" zu stilisieren (S. 45) begnügt Baur sich nicht damit, Rankes Durchbruch zur Forschung zu zeigen, vielmehr soll die Forschung bei Ranke auch unbedingten Vorrang haben „vor aller Geschichtschreibung und Lehre" (S. 62). Dieser angebliche Vorrang wird in die Entstehungsgeschichte von Rankes Werken projiziert – obwohl die genannten Quellen das Gegenteil bezeugen. Der Fehler liegt in Baurs Entgegensetzung von Forschung und Geschichtsschreibung; bei Ranke bildet beides durchaus eine Einheit.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

eher verdecken, was Ranke im Ursprung interessiert hat: eine neue, literarisch geformte Geschichtsschreibung zu entwickeln.[54] An dieser literarischen Form, an der Darstellung selbst also muß sich erweisen, welche Art Text Rankes Erstling ist, dem Zeugnis der Paratexte ist durchaus zu mißtrauen.[55]

Daraus ergibt sich das Vorgehen. Den Gegenstand der folgenden Untersuchung bilden die zwei Bücher historiographischer Darstellung in Rankes *Geschichten*. Gefragt wird nach der Konstitutionslogik dieser Darstellung. Die aber wird nicht von Leseanweisungen außerhalb der eigentlichen Darstellung, nicht aus Vorrede, Einleitung, Briefen oder Manuskripten im Nachlaß erschlossen, sondern immanent: durch die Frage nach den Mitteln und der Einheit von Rankes *Geschichten*, letztlich also durch die Frage nach deren eigentlichem Gegenstand. Erst in einem zweiten Schritt sind die dabei gewonnenen Ergebnisse mit Rankes Selbstdeutungen zu vergleichen.

54 So schon Theodor Wiedemann: Sechzehn Jahre in der Werkstatt Leopold von Rankes. Ein Beitrag zur Geschichte seiner letzten Lebensjahre [Teil 6]. In: *Deutsche Revue über das gesamte nationale Leben der Gegenwart* 17 (1892), Bd. 2, April, S. 100–116, hier: S. 102, Fußnote 5; Ottokar Lorenz: *Die Geschichtswissenschaften in Hauptrichtungen und Aufgaben kritisch erörtert, Bd. 2: Leopold von Ranke. Die Generationenlehre und der Geschichtsunterricht*. Berlin 1891, S. 21 f.; Ernst Schulin: Rankes erstes Buch. In: *Historische Zeitschrift* 203 (1966), S. 581–609. U.d.T. „Rankes Erstlingswerk oder Der Beginn der kritischen Geschichtsschreibung über die Neuzeit" überarbeitet wieder in Ernst Schulin: *Traditionskritik und Rekonstruktionsversuch. Studien zur Entwicklung von Geschichtswissenschaft und historischem Denken*. Göttingen 1979, S. 44–64 und 239–245; Anthony Grafton: *The Footnote*, S. 67–71. Allerdings wendet sich keiner der genannten Autoren der Darstellung selbst zu. Obwohl Schulin in seinem wegweisenden Aufsatz feststellt: Rankes „historische Kritik hatte keinen Selbstzweck, sondern sollte nur der Echtheit und Lebendigkeit der Darstellung dienen. Denn nicht an kritischen Untersuchungen oder an Quelleneditionen, sondern an der geschichtlichen Darstellung lag ihm alles." (S. 46), untersucht er selbst nicht die Darstellung, sondern Materialien dazu aus Rankes Nachlaß. Grafton hingegen möchte den Gründungsmythos der historischen Schule destruieren; an der Darstellung in Rankes *Geschichten* ist er nicht interessiert. – Die genannten Autoren dienen Baur als Beleg für die Behauptung, die Forschung habe sich bislang allein auf die *Geschichten* konzentriert und die *Kritik* nicht weiter beachtet (Baur: *Versuch*, S. 76, Fußnote 68). Damit rechtfertigt Baur, daß er selbst „Rankes erstes Buch" auf die *Kritik* reduziert, über die *Geschichten* nur die negativen Urteile der Tradition wiederholt und an die Darstellung darin keinen einzigen Blick verschwendet (Baur: *Versuch*, S. 81–84).

55 Eindringlich formuliert hat das auch Leonard Krieger: *Ranke. The Meaning of History*. Chicago, London 1977, S. 107–115. In den Veröffentlichungen des jungen Ranke konstatiert er eine tiefe Kluft zwischen den universalhistorischen Einheitskonzeptionen der Vorreden und Einleitungen einerseits, den detailliert disparaten eigentlichen Erzählungen andererseits. Sein Grundproblem: die Vermittlung des Allgemeinen und des Besonderen, der welthistorischen Ideen und der einzelnen Begebenheiten, habe der Ranke der zwanziger Jahre nicht zu lösen vermocht; insofern sei er als ein noch „unvollständiger Historiker" zu betrachten. Man wird sehen, ob Krieger mit dieser geistreichen Zuspitzung nicht eine mittlere (und vermittelnde) Ebene außer Acht läßt.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Verzichtet wird damit auf zwei andere Vorgehensweisen, die sich in der Ranke-Forschung großer Beliebtheit erfreuen: Weder Rankes Geschichtstheorie im Ganzen noch sein Bildungsgang sollen hier rekonstruiert werden, weder geht es um programmatische Aussagen noch um Einflüsse. Was das erste Vorgehen angeht, so zeigt gerade die Rezeptionsgeschichte von Rankes Erstling, wie groß die Gefahr ist, über Rankes expliziten geschichtstheoretischen Äußerungen die implizite Historik seiner Geschichtsschreibung zu verkennen,[56] für das zweite Vorgehen fehlt bisher eine zuverlässige Quellengrundlage. Statt Rankes Bildungsgang wieder und wieder den autobiographischen Diktaten nachzuerzählen (SW 53/54, S. 1–76), Quellen also, die mindestens fünfzig Jahre nach dem berichteten Geschehen entstanden, die allen Verfälschungen erinnernder Rückschau unterliegen und allen Neigungen zur nachträglichen Selbststilisierung, müßte Rankes Jugendentwicklung endlich aufgrund der authentischen Überreste erschlossen werden; diese jedoch sind bisher nur in Bruchstücken und unzuverlässig ediert.[57] So soll hier einstweilen nicht mehr rekonstruiert werden als die implizite Historik in Rankes *Geschichten*. Wenn sie auch vor die historiographische Darstellungstheorie der Romantiker gerückt wird, irgendwelche Einflüsse sind damit nicht gemeint. Nicht darum geht es, was Ranke von den oben zitierten Aussagen der Romantiker im einzelnen kannte, wie er sie verstand und womit er sie kombinierte, ob und wie stark er davon beeinflußt war – gezeigt werden soll lediglich, wie seine

56 Ihr erliegt z.B. Silvia Backs: *Dialektisches Denken in Rankes Geschichtsschreibung bis 1854* (= Dissertationen zur neueren Geschichte. 17). Köln, Wien 1985, S. 86–101. Da sie das Programm von Vorrede und Einleitung in den *Geschichten* nicht umgesetzt findet, hält sie diese für unzureichend bzw. sogar für mißlungen.

57 Es gibt in der Geschichte hochironische Erscheinungen. Dazu gehört, daß die Ranke-Forschung sich bisher nicht überwinden konnte, die quellenkritischen Grundsätze Rankes auf dessen eigene Hinterlassenschaft anzuwenden. Noch immer wird Rankes Jugend im Ausgang von den autobiographischen Diktaten erzählt; die prinzipiellen Einwände dagegen (z.B. von Günter Johannes Henz: *Leopold von Ranke. Leben, Denken, Wort. 1795–1814. Darstellende Untersuchung und Edition. Mit allgemeinen archivalischen und bibliographischen Beiträgen*. Diss. Köln 1968 oder auch von Grafton: *The Footnote*) haben bisher kaum Wirkung gezeigt. Alle vorhandenen Briefausgaben (SW 53/54; Brw; NBr) sind unvollständig, kürzen die Quellen, besitzen keinen kritischen Wert (vgl. Johannes Henz: Zu Leopold Rankes Briefwechsel. Forschungsbericht und Nachlese. In: *Archiv für Kulturgeschichte* 54 (1972), S. 285–324). Das Gleiche gilt für die Edition Leopold von Ranke: *Aus Werk und Nachlaß*. Hrsg. v. Walther Peter Fuchs und Theodor Schieder, 4 Bde. München, Wien 1964–1975 [abgekürzt zitiert als: WuN], vor allem für den hier interessierenden Band *Frühe Schriften* (WuN 3). Rankes Exzerpthefte, seine Lektürenotizen und Materialsammlungen sind darin einer unüberprüfbaren Systematik halber aus ihrem Entstehungskontext und Zusammenhang herausgerissen, vielfach auch nur in Auszügen wiedergegeben. Über diesen Forschungsstand käme nur hinaus, wer direkt aus dem Nachlaß arbeitete, am besten im Zusammenhang mit einer neuen Edition.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

eigene Darstellung sich in ihrer Eigenart zu den Theorien seiner Vorgänger und Wegbereiter tatsächlich verhält.[58]

Gleich der Eingang der *Geschichten* weist fast alle Mittel auf, die Ranke für seine Darstellung gebraucht, gleich hier sind seine Motive *in nuce* zu studieren:

> Während des Mittelalters haben die Capetingen Frankreich zweymal erobert. Von ihrem Herzogthum France gingen sie aus, stritten mit den Eudonen von Blois, mit den Plantagenets von Anjou und waren einmal auf allen Seiten von der Seeküste abgeschnitten; aber Philipp August nahm die englischen, Ludwig der Heilige die provenzalischen Besitzungen und Philipp der Schöne unterwarf seiner Krone den Papst. Das ist die erste Eroberung durch den graden Stamm Hugo Capets. Als derselbe ausgestorben, geschah die zweyte durch den Sieg seiner männlichen Abkömmlinge, der Valois, über die weiblichen, die Könige von England. Eine wahre Eroberung; denn Eduard III. besaß einmal halb Frankreich, und soviel demselben wieder abgewonnen worden, ja Paris und die Krone selbst hatte ein ander Mal Heinrich V. inne. Da ist es nun die Jungfrau gewesen, welche Karln VII. von Valois den Anfang des Sieges und Champagne wieder verschafft hat; aber die Hauptstadt, die Normandie, Guyenne und die vollkommene Oberhand verdankte er den Herzogen von Burgund und Bretagne. (3)

Sechs Sätze nur, doch sie durchmessen – die ersten Worte kündigen es an – das gesamte Mittelalter. Das ist wahrscheinlich das hervorstechende Merkmal dieses Einstiegs: seine eigentümliche Zeitgestaltung. Ranke nennt kein einziges Datum. Systematisch vermeidet er präzise Zeitangaben. Er nennt Zustände, die zeitlich unbestimmt bleiben („einmal", „ein ander Mal"), Ereignisse, die zeitlich in der Luft hängen („Als derselbe ausgestorben […]", „Da ist es nun die Jungfrau gewesen […]"), Könige, deren genaue Regie-

58 Nur diese Frage bewahrt vor Fehldeutungen wie derjenigen Daniel Fuldas, der behauptet, Ranke habe von Friedrich Schlegel gelernt, die Geschichte „nur in großen Massen aufzufassen und zu beschreiben" (*Wissenschaft aus Kunst*, S. 321), das damit verbundene „Bewußtsein des poetisch-konstruktiven Charakters" der Historie aber wieder verloren (S. 323 f.). Als Beleg zitiert Fulda eine Notiz aus Rankes Oktavheften, die, aus ihrem Zusammenhang gerissen, in WuN 1, S. 233 Nr. 242 abgedruckt und dort auf 1816/17, also auf Rankes Studienzeit in Leipzig datiert ist. Schon chronologisch hat diese Notiz mit den acht Jahre später erschienenen *Geschichten* nichts zu tun, inhaltlich widersprechen ihr diese geradezu. Denn in den *Geschichten* faßt Ranke die Begebenheiten keineswegs „in großen Massen", sondern als kleinteilige Ereignisgeschichte auf. Als Geschichts*schreiber* macht Ranke es anders als der Universalhistoriker Schlegel, anders auch, als seine eigene (frühere) geschichtstheoretische Äußerung vermuten läßt; allenfalls für den Geschichts*denker* (etwa der Einleitung in die *Geschichten*) mag die Äußerung ihre Geltung behalten haben. Sie bezieht sich auf das Genre der Universalgeschichte, nicht auf das der darstellenden Historie. Das Beispiel zeigt, wie leicht die tatsächliche (implizite) Historik der Darstellung hinter der zusammengestoppelten (expliziten) Geschichtstheorie verschwindet, es zeigt, wie schief es ist, Einflüsse zu behaupten, ohne zugleich deren genauen Geltungsbereich anzugeben.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

rungszeiten wahrscheinlich nicht einmal Kenner im Kopf haben. Wer diese Gegenstände zeitlich fixieren will, muß nachschlagen, muß Zusatzinformationen heranziehen, muß Kontextwissen mobilisieren. Dann erst zeigt sich, daß zwischen der Thronbesteigung Hugo Capets 987 und der letzten Eroberung Karls VII. 1453 fast fünf Jahrhunderte liegen. Aus Rankes Darstellung ist das nicht zu ersehen. Die Zeit bewegt sich nicht bei ihm („*während* des Mittelalters", hebt Ranke an), sie bildet einen Zeit-Raum, in dem und durch den etwas anderes sich bewegt: eine übergreifende Tendenz.

Diese Tendenz stellt keine stetige Entwicklung dar. Sie weist Rückschläge auf und Brüche, sie bedarf eines zweimaligen Ansatzes (erst der älteren Capetinger, dann der Valois). Sie entsteht durch das Handeln der französischen Könige, aber nicht aller (die genannten bilden keine geschlossene Reihe) und auch nicht ausschließlich; zuletzt ist es die Hilfe von anderen (der Jungfrau, der Herzöge von Burgund und Bretagne), die den Ausschlag gibt. In den Sätzen, die darüber berichten, dem zweiten, dem fünften, dem sechsten, führt jeder Teilsatz einen neuen Handelnden oder eine neue Begebenheit an; die Jahrzehnte dazwischen, unzählige Geschehnisse, werden dabei übergangen. Sprungraffungen nennt man das in der Erzählanalyse: Sie zeigen an, daß die dargestellte Tendenz auf einer Auswahl beruht: von Zuständen, von Handelnden, von Begebenheiten, daß sie sichtbar wird erst in der Verkürzung, in einer kühnen Hintereinanderordnung. Sie ist, heißt das, ein Gedanke – eine historische Idee.

Ranke bezeichnet diese Idee, sein erster Satz stellt sie als These voran, begrifflich benennt er sie nicht. Anders als die Handbuchautoren spricht Ranke nicht vom „Aufstieg des französischen Königtums", er umschreibt diesen Vorgang, er stellt ihn dar, er evoziert ihn. Offenbar trachtet er danach, systematisch jeden Begriff dafür zu vermeiden. Das läßt sich als erste, vornehmste Darstellungsabsicht erkennen: der Versuch, mit wenigen Anspielungen gerade die Begebenheiten zu vergegenwärtigen, die ein Begriff um der Zusammenfassung willen in sich verschlingt.

Daß dies nicht mehr sein kann als ein Bestreben, wird gleich im ersten Satz klar. Der nämlich gründet Rankes anschauliche Darstellung doch auf Begriffe, auf die Epochenbezeichnung „Mittelalter" nämlich und auf das, in der Rand- wie in der Kapitelüberschrift voranstehende Wort „Frankreich". So allgemein sind diese Ausdrücke, so alltagssprachlich unauffällig, daß sie beinahe wie Namen wirken; ihr Begriffscharakter ist kaum zu erkennen. Das enthebt Ranke der Notwendigkeit, diese Begriffe erörternd zu bestimmen, es ermöglicht ihm, sie in einer eigentümlichen Schwebe zu halten wie den Begriff „Frankreich", der zwischen geographischer und politischer Bedeutung oszilliert.

Gewiß – ein Begriff wäre kürzer, er wirkte wissenschaftlicher; Rankes Sprungraffungen erscheinen daneben umständlich. Aber sie machen Verkür-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

zungen deutlich, die auch jedem Begriff zugrundeliegen, nur daß man sie diesem nicht ansieht. Sie ermöglichen, was kein Begriff leisten kann: einen Wechsel der Perspektive und ambivalente Wertungen. Im fünften Satz der zitierten Passage geht Ranke zu den Widersachern der französischen, zu den englischen Königen über, seine Wortwahl („erobert", „Eine wahre Eroberung […]") rückt den dargestellten Vorgang ins Zwielicht. Vor allem aber vermittelt sein Bericht viel mehr an impliziten Theorien, als sie einem Begriff anzusehen sind. Was Ranke darstellt, erscheint als Kampf verschiedener Dynastien (der Capetingen, der Eudonen, der Plantagenets), die einzelnen Könige handeln als Agenten dieser Dynastien. Ihr Kampf spitzt sich zu einer Auseinandersetzung zu zwischen den „männlichen" und den „weiblichen" Abkömmlingen Hugo Capets, zu einer Art Geschwisterkampf, der zugleich ein Geschlechterkampf ist. Ranke betont, daß die männliche Linie siegt, aber erst durch die Hilfe „der Jungfrau" (nicht einfach: der Johanna von Orleans). Das sind Motive, die die Erzählung dann in großer Breite entfaltet.

Aber, wird man einwenden, opfert diese Darstellung ihren suggestiven Zusammenstellungen nicht die Präzision, die von einer wissenschaftlichen Arbeit zu fordern ist? In der Tat fällt auf, wie unbestimmt Rankes Zeitangaben bleiben. Daß der erste Abschnitt der *Geschichten* 474 Jahre durchmißt, der zweite über „Loys XI." 22 Jahre, der dritte über „Karls VIII. Anfang" gute 10, daß die folgenden drei Abschnitte („Zustand von Frankreich", „Absicht auf Neapel", „Auf Jerusalem") zeitlich auf der Stelle treten und erst der siebte („Rüstung, Karls Natur") das Geschehen noch ein Jahr weitertreibt, geht aus Rankes Darstellung allenfalls indirekt hervor, nur aus dem berichteten Geschehen nämlich und aus den Überschriften, die jedem Abschnitt am Rand beigegeben sind. In den genannten sieben Abschnitten (der ersten Erzählphase) steht nur eine einzige Jahreszahl. Und die bezeichnet den Moment, „als Karl 19 Jahr alt ward (1491), und ein Herz zu fassen, sein eigner Herr seyn zu wollen, und selbst etwas zu thun anfing" (5). Die übrigen Zeitangaben sind von epischer Unbestimmtheit: „Einst" (4), „sieben Jahre darauf" (4), „Eines Abends" (5), „sogleich hierauf" (5), „Den Tag, als dies geschah, und ehe man's erfahren […]" (6), „Da" (7), „in den ersten 30 Jahren nach Loys XI." (7), „immerfort" (11), „einmal" (11), „indeß" (12) usf. Die Aufzählung macht deutlich, worauf diese Angaben zielen: Sie verknüpfen die berichteten Begebenheiten untereinander, integrieren sie in einen Erzählzusammenhang. Den Zusammenhang der Jahreszahlen, die absolute Chronologie der Geschichtsforscher, blenden sie aus.

Warum sie das tun, ist etwa am fünften Abschnitt zu studieren. Überschrieben mit „Absicht auf Neapel", stellt Ranke darin die politischen Anstöße für Karls Italienzug dar. Wie immer in den *Geschichten* geschieht dies möglichst konkret, d.h. – möglichst personalisiert. Nachdem „damals" (wann das ist, wird nicht gesagt) „ein Genues, Namens Calvo" das angebliche Testament

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Johannas II. von Neapel zu Karl gebracht, seinen Ansprüchen also eine rechtliche Grundlage verschafft hat, läßt Ranke drei weitere Italiener auftreten, die Karl ihre Unterstützung für eine Invasion anbieten:

> Nun war schon lange Fürst Antonello von Salerno, von Neapel flüchtig, im Namen vieler anderer Geflüchteten, an diesem Hof [= dem französischen, J.S.], und trieb den König an [...]. Es war seit einiger Zeit der Cardinal Julian Rovere zugegen [...] und trieb ihn nicht minder an. Deren Macht war jedoch nur gering. Den Ausschlag gaben des Verwesers von Mayland, Lodovico des Mohren, Boten und Briefe. (9)

Schlägt man diese Angaben nach, so stellt sich heraus, daß Antonello bereits 1486 nach Frankreich geflohen war, Julian Rovere dagegen erst 1493, während der im Anschluß zitierte Brief Lodovico Moros von 1492 stammt. Natürlich können die drei Genannten alle auch 1493 auf Karl eingewirkt haben, streng chronologisch jedoch verteilen die Anstöße, die sie gaben, sich über gut sieben Jahre. Dieser chronologische Abstand wird durch Rankes unbestimmte Zeitangaben („schon lange", „seit einiger Zeit") gemildert. Erst sie ermöglichen ihm, die drei Aufforderungen zusammenzustellen, erst sie ermöglichen, extrem gerafft die diplomatischen Hintergründe der Invasion anzudeuten. Darüber hinaus erzeugt die Aufzählung dieser Anstöße ein suggestives Drängen: Die Leser werden in die Position des ritterlichen Karl versetzt, an dem alle Vertriebenen rütteln, doch endlich zur Wiederherstellung ihrer Rechte nach Italien zu ziehen. Die Stelle motiviert den Einmarsch also auch und erklärt ihn, nicht zuletzt gibt sie eine kunstvolle erzählerische Exposition. Alle drei Personen nämlich, die hier zum ersten Mal genannt werden, tauchen im Verlauf der Erzählung wieder auf, Lodovico Moro und Julian Rovere, der spätere Papst Julius II., werden sogar zu Hauptakteuren darin. Beide müssen erleben, daß sie nach vielen Wendungen mit ihren eigenen Projekten an den Franzosen scheitern; ja Lodovico wird durch diese zugrundegehen. Da ist es von höchster, dabei vollkommen diskreter Ironie, daß sie gerade als diejenigen eingeführt werden, die die Franzosen ins Land rufen.

Zeitlich Getrenntes unter systematischen oder, wie Friedrich Schlegel sagt, idealen Gesichtspunkten zusammenzurücken,[59] ist also der Zweck von Rankes unbestimmten Zeitangaben. Sie verwischen die äußere Ordnung der Chronologie, damit die Begebenheiten sich nach einer inneren Ordnung gruppieren. Sie vernachlässigen die zeitliche Folge als zufällig zugunsten der logischen als einer notwendigen. Sie führen zusammen, was nicht in der Zeit,

59 „Die chronologische, geographische und genealogische Ordnung und Classification in der Geschichte ist nicht anwendbar wegen der steten Regreßion und Regreßionen, historischen Sympathien des Entferntesten. Wenn Geschichte *Wissenschaft* seyn soll, muß die Ordnung *ideal* seyn (was etwas ist, wird erst mit dem Fortschritte der Zeiten sichtbar). – Alle jene sind *faktisch*, deuten auf einen Punkt, wo die Materialien zur Geschichte noch nicht *historisirt*, d.h. philosophirt und auch poetisirt sind [...]." (KA 18, S. 30 Nr. 125).

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

also auch nicht in der Empirie, sondern nur im Denken, der intellektuellen Anschauung eine gemeinsame Tendenz ergibt. Poetisch ist das Verfahren – was es ausdrückt, sind historische Ideen. Mit Hilfe der literarischen Zeitgestaltung wird die empirisch wahrnehmbare Geschichte in die transzendental vorgestellte überführt.

Doch bleiben beide aufeinander bezogen. Das unterscheidet die epische Unbestimmtheit der Rankeschen Zeitangaben etwa von derjenigen Kleists. Wird das Erzählte dort vollständig aus der absoluten Chronologie herausgelöst, so ist diese hier (wenn auch zuweilen nur indirekt, etwa durch die Namen der Könige, die zugleich für deren Regierungszeit stehen) als Bezugsrahmen ständig präsent. Sobald Ranke von der Vorgeschichte zur Haupthandlung übergeht, erzählt er die wichtigen Begebenheiten mit Jahr und Datum.[60] Auch die gedachte Geschichte, heißt das, findet *in* der empirisch wahrnehmbaren statt; bei Kleist dagegen verliert die letztere jegliche Verbindlichkeit.

Rankes Bindung an die absolute Chronologie zeigt sich auch im Titel des Werks. *Geschichten der romanischen und germanischen Völker von 1494 bis 1535* hat er es nach einigem Schwanken genannt.[61] Da der vorliegende Teil nur die Hälfte der konzipierten Arbeit darstellt, reicht er bloß bis 1514; diese zeitliche Erstreckung der Haupthandlung ist aus den Angaben im Text problemlos zu ersehen. Begründet hat Ranke sie allerdings nicht. Offenbar soll die Idee für sich selbst sprechen, soll die Erzählung selbst deutlich machen, warum er gerade diesen Zeitrahmen wählt. Ob sie das tatsächlich tut, wird an der Frage nach der Einheit des Werks zu prüfen sein.

Nach den gleichen Prinzipien wie die Zeit ist der Raum in den *Geschichten* gestaltet. Auch unter den Ortsangaben finden sich zahlreiche unbestimmte („Eduard III. besaß einmal halb Frankreich" (3)), finden sich Sammelbezeichnungen für räumlich Getrenntes („Da zog Karl in Freuden durch die Ortschaften, die sich aus wüsten Plätzen verjüngten, nach den Städten, die auch wieder außerhalb der Mauern anzubauen wagten." (7)), finden sich Gruppierungen malerischer, poetischer Art:

> Am Fuß der Pyrenäen sammelten sich die Gascogner; von den Küsten Bretagnes und von Portugal kamen die Pferde. In Marseille und Genua wurden die Schiffe gezimmert, und mit jenem Geschütz gerüstet, das, wie man von der Charlotte sagte, Accorde aus der Hölle singe. (12)

Die Kriegsvorbereitungen werden ästhetisiert und romantisiert, stellen zugleich jedoch einen historischen Gedanken dar. Sie verdeutlichen die Dimension von Karls Rüstungen: Mit den schottischen, niederländischen und deutschen Namen, die zuvor genannt werden, lassen sie Karls Italienzug als Unternehmen erscheinen, an dem alle romanischen und germanischen Völker

60 Z.B. in der dritten Erzählphase, S. 32, 36, 39, 41, 42, 43, 45.

61 S. Rankes Begründung im Brief an Reimer vom 13. November 1824 (Brw 66).

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

beteiligt waren, als Gemeinschaftstat des gesamten Völkervereins. Diese Idealisierung setzt den Bezug auf die reale Geographie nicht außer Kraft. Nirgendwo verstoßen Rankes Angaben gegen die realen Ortsverhältnisse, nirgendwo finden sich Synkretismen und Anachronismen wie bei Kleist. Kündigt die Folge der Ortsangaben dort den Bezug auf die reale Geographie auf, so dienen die Unbestimmtheiten bei Ranke gerade dazu, ihn auch dann zu bewahren, wenn räumlich Getrenntes unter deutenden Gesichtspunkten zusammenrückt.

Am sinnfälligsten wird dies am Handlungsraum der *Geschichten*. Die Eingangspassage geht von Frankreich aus, das zweite Kapitel beginnt in Spanien, das dritte in Österreich. Ganze Abschnitte der *Geschichten* handeln auf dem Boden der Schweiz, die Entdeckung Amerikas wird ebenso erzählt wie die ostindischen Eroberungskriege der Portugiesen. Doch sind dies alles Vor-Geschichten, Nebenhandlungen, äußere Begründungen für das eigentliche Geschehen. Dieses eigentliche Geschehen ist ausnahmslos in Italien angesiedelt. Die Haupthandlung beginnt mit der Invasion Karls VIII. (32 ff.); seine Eroberung von Neapel ruft Spanien und Österreich, die Schweizer und die Türken, später auch England auf den Plan. Eine nach der anderen führt Ranke diese Mächte ein, läßt sie Italien zu ihrem Zankapfel machen, zum Schauplatz ihrer Kriege, zur Schule ihrer Diplomatie. Der Kampf um Italien soll es sein, der den romanisch-germanischen Völkerverein spaltet und in etwas Neues verwandelt, Italien soll es sein, wo sich in dieser Epoche die Völker begegnen, Italien soll es sein, wo sie lernen, sich in großen, wechselnden Bündnissen aufeinander zu beziehen.

> Diese Unterhandlungen, diese Rüstungen [nach Karls Eroberung von Neapel, J.S.], mit welchen der wahre Streit der Spanier und Franzosen seinen Ursprung nahm, waren der Anfang einer durchgehenden und langwierigen Partheyung, welche Lage und Gestalt Europas gänzlich umänderte. (63, vgl. 123)

Indem er Italien zur Bühne erhebt, um darauf die Mächte der Epoche erscheinen zu lassen, impliziert Ranke, daß Italien Spielbrett zugleich und Siegespreis der Mächte war, die dort ihre Eroberungen machten. Untrennbar erscheinen Darstellung und Deutung verschränkt. Als Beute motiviert Italien die Einheit von Handlungen, denen es als Bühne zugleich die Einheit des Ortes verleiht.

Damit ist die Frage angesprochen, wer eigentlich als Akteur auf dieser Bühne erscheint. Dem Titel, der Vorrede und der Einleitung zufolge sollten es die „romanischen und germanischen Völker" sein:

> [...] sechs große Nationen, drey, in denen das romanische Element vorherrscht, die französische, spanische, italienische, drey, in denen das germanische, die deutsche, englische, scandinavische [...]. Sie sind von demselben oder von nah verwandtem Stamm, in Sitten ähnlich, in vielen Instituten gleich; ihre innern Geschichten hangen aufs genaueste zusammen; einige große Unternehmungen sind ihnen insgesamt gemein. (xviii)

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Nation" ist hier als Synonym für „Volk" gebraucht, in Rankes *Geschichten* sind beide Begriffe austauschbar. Sie bezeichnen etwas Gewachsenes, eine Geburts- und Sprachgemeinschaft, eine Landsmannschaft. Von Kultur ist dabei wenig, von Politik gar keine Rede. Nur dort spricht Ranke von den Deutschen, den Franzosen, den Spaniern, wo er eine elementare, historisch entstandene und wandelbare, aber naturwüchsig wirkende Eigenart der Handelnden zur Anschauung bringen will: ihren Volkscharakter.

Diese Eigenschaft interessiert Ranke sehr, oft dient sie ihm zur Erklärung von historischen Vorgängen. So macht er für den Krieg zwischen Graubünden und Tirol eine deutsche Neigung zum Nachbarschaftsstreit verantwortlich (141), begründet er das Ende der italienischen Selbständigkeit mit dem Sittenverfall der Italiener (342–345), führt er den Ausgang vieler Schlachten auf die Tapferkeit der deutschen bzw. schweizer Landsknechte zurück (90 f., vgl. z.B. 70 ff., 211, 311, 360 ff.). Überhaupt ist es vor allem der Krieg, in dem sich für ihn die Volkscharaktere offenbaren, herrscht in den aus vielen Völkern zusammengewürfelten Heeren nach Rankes Darstellung doch ein ständiger Wettstreit, welcher Truppe der Preis für besondere, ihrer Volksnatur gemäße Ruhmestaten zusteht. Rankes Schlachtenbeschreibungen sind durchsetzt von Genreszenen, in denen sich französische und spanische Ritterlichkeit (197–201; 209–211; 354–364), portugiesischer Wagemut (287–294), deutsche Stärke und Tapferkeit (68 f., 79 f., 148 f., 361 f., 364, 400–402, 416), italienische Unbeständigkeit (311 f., 415 f.) erweisen. Für merkwürdig hält Ranke solche Taten „ihrer Tugend, nicht ihres Erfolges wegen" (80). Ihre Darstellung verselbständigt sich ihm zuweilen, geprägt durch die Volksgeistdiskussion wird ihm das Ausmalen pseudoindividueller Genrebilder manchmal zum Selbstzweck.

Doch nicht nur ihrer Charaktere wegen sind die Völker interessant, auch das historische Handeln sollen sie tragen. Zumindest legt Rankes Einteilung der Erzählphasen das zunächst nahe. Ohne weitere Erläuterung führt sie anstelle der Völker politisch verfaßte Gemeinwesen ein, die zumeist, wenn auch nicht immer, die Namen der Völker tragen und als deren politische Organisationsform erscheinen: Frankreich, die italienischen Staaten, Spanien, Österreich (!), Schweiz (!), Portugal, England. Dabei geht Ranke so vor, daß er eine Macht wählt, deren Vorstöße die Handlung in Gang bringt, deren Aktionen ihren Leitfaden abgeben, deren Eroberungen diese Bevorzugung rechtfertigen. Das ist Frankreich mit seiner Expansion nach Italien. Von Frankreich geht die Darstellung aus, mit Karls VIII. Invasion hebt die Haupthandlung an, seine Eroberung Neapels wird im ersten, sein Rückzug von dort im zweiten, die Italien-Expedition Ludwigs XII. im vierten Kapitel erzählt. Mit der Eroberung Mailands und Neapels sowie dem Sieg der französischen Verbündeten im Kirchenstaat ist am Ende des ersten Buchs der Höhepunkt der französischen Macht erreicht. Das zweite handelt vom Verfall der französischen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Koalition, von ihren Verlusten, schließlich von der Niederlage der französischen Partei in Italien. Fast am Ende des Werks rekapituliert Ranke diesen Gang der Handlung auch explizit. Hier läßt er sich in die Werkstatt sehen, hier verrät er, nach welchen Gesichtspunkten er die Begebenheiten einteilt, hier begründet er, warum seine beiden Bücher die Zeit von 1494 bis 1514 umfassen:

> Die Geschichten Ludwigs XII. haben sich, wie die Geschichten Karls VIII. entwickelt. Der Anfang ist in beyden die schnelle Eroberung, der Wendepunct die Entzweyung mit dem Pabst; hierauf tritt eine Liga ein; es erfolgt ein Verlust der Eroberungen. Nur ist diese Entwickelung unter Ludwig XII. durch einige Zwischenhandlungen, die Entzweyung des Hauses Oestreich-Spanien und den Streit zwischen Julius und Venedig, aus dem der venetianische Krieg kommt, aufgehalten und unterbrochen. (403)

In diese Haupthandlung flicht Ranke die Geschichten der anderen beteiligten Gemeinwesen ein und zwar so, daß er immer, wenn sie erstmals als Verbündete oder Opponenten Frankreichs hervortreten, in einer Rückwendung ihre Vorgeschichte nachholt, ihre Verfassungen darstellt, ihre Sitten erörtert. Ihre Bündniswechsel, Siege und Niederlagen erklärt er mit innenpolitischen Umschwüngen, die er als Nebenhandlungen einfügt.

Dieses Vorgehen entspricht den Grundsätzen, die schon die Göttinger Aufklärungshistoriker für universalhistorische Völkergeschichten formuliert hatten;[62] als Muster des Genres galt Herodot.[63] In ihrem Aufbau erweist Rankes Darstellung sich durchaus als konventionell. Streng folgt der junge Geschichtsschreiber den Regeln, die die Autoritäten für sein Genre vorsehen – und muß zu seiner Enttäuschung feststellen, daß das Ergebnis den großen Vorbildern doch nicht entspricht. Vor lauter Rückwendungen, Nebenhandlungen und Exkursen kommt die eigentliche Erzählung nur stockend in Gang. Die Exposition ist viel zu umfangreich, aufwendiger fast als die zügig erzählte Haupthandlung. Immer wieder tritt die Erzählung auf der Stelle, immer wieder verliert sie sich in mäandrierende Seitenarme. Der Hauptstrang in Italien wie auch die Geschichten der beteiligten Gemeinwesen werden ständig unterbrochen; sie erscheinen in Teilabschnitte zerlegt, die soweit auseinanderliegen, daß nur durch ständiges Blättern und Suchen die Anschlüsse herzustellen sind.

Für eilige Leser entsteht dadurch der Eindruck des Verwirrenden, Labyrinthischen, für Ranke selbst zeigte sich, daß die konventionellen Dispositionsregeln für eine Völkergeschichte sich mit seinen eigenen Darstellungszielen nicht vertrugen. Gerade indem er diese Regeln praktisch ausprobierte, lernte er, daß sie für ihn nicht taugten. Seinem Streben nach Anschaulichkeit und Lebendigkeit nämlich, dem Streben nach einer Individualität, die er nicht

62 Gatterer: Vom historischen Plan, S. 635 f. Gatterers Überlegungen zur Darstellung des europäischen Staatensystems ab 1492 (!) (S. 645) erscheinen wie eine direkte Vorstufe von Rankes Disposition. Vgl. Schlözer: *Vorstellung*, S. 20–23.

63 S. z.B. Friedrich Schlegel KA 20, S. 154 Nr. 301 und ebd. S. 379, Nr. 313.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

zuletzt mit Hilfe der Volkscharaktere zu beschwören sucht, läuft die Erzählphasengliederung in Völkergeschichten zuwider. Ranke sucht plastisch zu erzählen, die Völkergeschichten zwingen zu perspektivischen Verkürzungen. Er sucht die Erzählung zu konzentrieren, sie zerstreuen. Er sucht in seiner Haupthandlung die Einheit der französischen Invasionsversuche samt den dadurch entstandenen Bündnissystemen darzustellen, sie zwingen ihn dazu, diese Einheit ständig zu zerreißen. Das ist die darstellerische Seite. Wie immer bei Ranke entspricht ihr eine geschichtstheoretische. Denn wer ist es eigentlich, der bei ihm handelt? Sind es wirklich die Völker, für deren Handeln Ranke sich interessiert? Ist die Völkergeschichte überhaupt das richtige Genre für seine Interessen?

Tatsächlich sind die Völker mit den politischen Einheiten, von denen Ranke in den *Geschichten* handelt, den Herrschaften und Staaten, keineswegs identisch. Weder die italienischen Staaten noch Österreich oder die Schweiz repräsentieren ganze Völker, und selbst in den anderen Gemeinwesen, wo dies der Fall zu sein scheint, stellen die Völker nur den Untergrund, die Voraussetzung, die Kraftquelle für das Handeln der Herrschenden dar.[64] Überall bilden sie nur die eine Komponente der Gemeinwesen, die Ranke durch seine Erzählphasengliederung als Akteure erscheinen läßt; ihre andere, übergeordnete Komponente, die eigentlich Aktivisten in den *Geschichten* sind, schon die Eingangspassage zeigt es, die Dynastien. Ob Ranke von den Capetingern und Valois in Frankreich handelt (3–7) oder die Vereinigung von Castilien und Aragon in Spanien erzählt (48–54), ob er die Stellung der Habsburger im Reich erläutert (84–84–86, 93 f.) oder die Macht der Tudors in England beschreibt (365–370), stets sind es die Dynastien, die für ihn im Vordergrund stehen. Ihr Aufstieg, ihr Machterwerb, ihre Konsolidierung bringen die politischen Einheiten und damit Rankes Akteure hervor; nur vom Aufstieg der Dynastien ist deshalb in den Vorgeschichten die Rede, mit denen er die Haupthandlung durchsetzt.

Die Dynastien geben den Völkern die politischen Ordnungen, zur Dekkung kommen beide nicht. Die Völker erscheinen elementarer als die dynastischen Herrschaften, sie waren vor ihnen da, überschreiten sie, gehen nicht darin auf. Auch agieren die Dynastien zunächst nur für sich selbst. Sie treiben Hausmachtspolitik, sie „erobern" ihre Herrschaften von anderen Dynastien (3). Doch haben sie dabei nach Ranke nur Erfolg, sofern sie auf Dauer das Einverständnis, die Anhänglichkeit, die Kraft der Völker mobilisieren kön-

64 Auch nicht als Massen treten die Völker in Erscheinung. Anders als z.B. in Schillers niederländischer Geschichte erhalten die Volksmengen bei Ranke weder Handlungsrecht noch eigenes Profil (s. z.B. 43–46). Selbst Schlachtenbeschreibungen löst Ranke in die Taten von Einzelnen auf. Zu Rankes sozialen Kategorien vgl. Rudolf Vierhaus: *Ranke und die soziale Welt* (= Münstersche Beiträge zur Geschichtsforschung. 1). Münster 1957.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

nen, sofern die Interessen ihres eigenen Hauses also den höheren Interessen der Völker entsprechen (auf ein Ende der Bürgerkriege etwa, auf Rechtssicherheit, auf Religionsfortschritte gegen die Ungläubigen). Auf dieser gewachsenen Übereinstimmung mit den Völkern läßt Ranke die Legitimität der Dynastien beruhen. Sie soll die dynastischen Herrschaften in Frankreich, Spanien, Österreich und England von den italienischen Renaissance-Staaten unterscheiden (23 f.).

Für die Darstellung dieser Staaten wirkt dieser Unterschied zunächst marginal. Auch die italienischen Staaten betrachtet Ranke als Erzeugnis von „Familie[n]", nur eben von Familien ohne fürstliche Herkunft. Auch in Italien begründen diese Familien Dynastien oder versuchen es zumindest. Auch die „Lage Italiens" beruht für Ranke „vornehmlich" auf einer dynastischen Verbindung, nämlich auf der „des sforzisch-aragonischen Hauses" (13–32). Dessen Einigkeit habe die Freiheit Italiens garantiert, seine Spaltung erst die Valois (25–32), dann die Castilier und Habsburger ins Land gerufen, schließlich den Untergang der Aragonen und Sforzen sowie den Verlust der italienischen Unabhängigkeit bewirkt (181–183).

In dynastischen Kategorien also ordnet Ranke die politischen Verhältnisse, in dynastische Geschichte mündet bei ihm die Völkergeschichte, dynastische Verbindungen und Rivalitäten machen den Gegenstand seiner *Geschichten* aus. Und dabei ist die Legitimität dann doch von Belang. In klaren Kontrasten nämlich schildert Ranke den Aufstieg der großen, legitimen, europäischen Dynastien auf der einen Seite, den Sturz der kleinen, illegitimen, italienischen auf der anderen. Und zwar verlegt er den Aufstieg der Dynastien zumeist in die Rückwendungen, Nebenhandlungen, Exkurse; in der Haupthandlung zeigt er sich fasziniert von den Untergängen. Karls Neapelzug führt nach Rankes Darstellung in Mailand zum Ende der Visconti (33–35), in Florenz zur Vertreibung der Medici (35–40), in Neapel zum Sturz der Aragonen (43–47) (aufgehalten durch eine vorläufige Restauration (77–83), der jedoch bald der endgültige Untergang folgt (177–181)). Auch die Geschlechter, die im Bund mit den Valois zunächst aufsteigen, in Mailand die Sforza, im Kirchenstaat und der Toskana die Borja, läßt Ranke nach qualvollen Wendungen kunstvoll zur Hölle fahren (149–167; 212–224). Er malt aus, wie die Anhänger Julius II. sich gegenseitig zerfleischen (338–340) (und dessen Politik zur Befreiung Italiens scheitern lassen 391–393); so liebevoll wie die Errichtung der Republik in Florenz (103–123) beschreibt er ihre Vernichtung (383–390). Bevor er sie untergehen läßt, schildert er die Kämpfe, die Anstrengungen, den Ehrgeiz, die Leistungen dieser illegitimen Herrschaften, das macht seine Faszination ambivalent. Mit dieser Ambivalenz weisen die *Geschichten* auf ihre Entstehungszeit, auf die Stimmungen und Obsessionen der Restaurationsepoche zurück.

Auch der Zeithorizont des Werks ist durch Rankes dynastisches Denken bestimmt. Anders als etwa der vollendete Teil von Schillers niederländischer

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Geschichte beschränkt es sich nicht auf die Handlungszeit einer einzigen Generation. Bereits im dritten Kapitel stirbt Karl VIII., mit dessen Einfall nach Italien das eigentliche Geschehen eingesetzt hat und wird im vierten Kapitel durch Ludwig XII. ersetzt. Fünf Päpste läßt Ranke auf- und wieder abtreten und noch weit mehr Heerführer und Condottieri. Ständig wechseln die Protagonisten, ständig tauchen neue Namen auf. Neben der komplizierten Erzählphasengliederung ist das der zweite Grund, warum das Werk unübersichtlich erscheint. Einzelfiguren kommen in ihm immer nur vorübergehend in den Blick, die Darstellung geht über sie hinweg, läßt sie als Glieder von dynastischen Ketten erscheinen.

Damit ist die dritte Ebene der Akteure in Rankes *Geschichten* angesprochen: die der Einzelfiguren. Sie sind wichtig für Ranke, denn sie sind konkret. Wie Kleist schwelgt Ranke in Eigennamen. Wo es ihm möglich ist, führt er namentlich bezeichnete Personen ein, oft nur für einen einzigen Satz, oft ohne Erläuterung, als müßten die Leser die Namen schon kennen; zuweilen mit einer Erläuterung, aber die setzt er dann viele Seiten später, nach hunderten von anderen Namen einfach voraus.[65] Offenbar erwartet Ranke von seinen Lesern, daß sie jeden erwähnten Namen im Gedächtnis, jede gegebene Information präsent halten. Nicht zuletzt diese Überforderung mag die Gereiztheit vieler Leser erklären.

Doch hat sie wie auch die Erzählphasengliederung einen Sinn. Sie ergibt sich aus dem Bemühen, Begriffe zu vermeiden; nicht vom Aufstieg des Königtums zu sprechen, sondern von den Königen, die ihn bewerkstelligen, nicht *über* die Vorgänge in der Geschichte zu reden, sondern sie darzustellen. Ranke versucht dies durch größtmögliche Personalisierung. Soweit er es vermag, zeigt er historische Zusammenhänge als Handeln von Personen. Die Rechtsbestimmungen von Verträgen übersetzt er in die Intentionen der Vertragschließenden (6 f.), Strukturen präsentiert er als Ergebnis kollektiver Praxis (z.B. 7 f., 103–111, 264–273). Das bedingt die Flut der Namen, bedingt, daß die genannten Personen meist gesichtslos bleiben. Sie gehen in den Handlungen auf, die von ihnen berichtet werden, ihre Handlungen bedeuten etwas, nicht sie selbst. So wenig Ranke je Begebenheiten um ihrer selbst willen aufführt, so wenig tut er dies mit Personen; alle repräsentieren eine übergeordnete Ten-

65 Zwei Beispiele von vielen: S. 42 erwähnt Ranke in einem Nebensatz Zjemi, einen Bruder des türkischen Sultans Bajazeth, S. 47 gibt er eine Vorausdeutung auf Zjemis Tod, S. 63 f. erzählt er diesen Tod und die Spekulationen darüber. Noch anspruchsvoller nennt er S. 19 einen Johann Jacob Triulz, der vor Lodovico Sforza aus Mailand fliehen mußte, erwähnt S. 31, daß dieser sich in Neapel den Aragonen verdingt, S. 45, daß er zu Karl VIII. überläuft, S. 60, daß u.a. deshalb Lodovico das Bündnis mit Karl beendet, erzählt S. 72 eine blutige Anekdote über ihn, streift S. 100 seine Agitation gegen Lodovico, zeigt ihn S. 149 f. als Heer-, S. 159 f. als Parteiführer in Mailand, S. 162 als Flüchtling, S. 166, wie er Lodovico Sforza gefangennimmt. Erst S. 336, erwähnt er ihn wieder, S. 376, 397 und S. 399–402 zeigt er ihn noch einmal als Handelnden.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

denz. Dadurch läuft er Gefahr, die vermiedenen Begriffe durch Eigennamen zu ersetzen, die zur Beglaubigung auf symbolischen Handlungen kleben.

Immerhin, einige Personen würdigt Ranke mit einem Porträt. Ausgehend von einer bezeichnenden Tat (z.B. 5 f.), entwickelt er diese Porträts unmittelbar aus den Handlungsberichten. Auch hier meidet er die Begriffe, auch hier sucht er Züge der Wirklichkeit selbst zum Sprechen zu bringen. Oft enthält er sich jeden Kommentars, fügt er einer mit Bedacht ausgewählten Anekdote allenfalls ein emblematisches Bild hinzu. Nachdem er beispielsweise Isabella von Spanien durch Bericht (50 f.) und Anekdote (53 f.) als willensstark, tatkräftig und streng charakterisiert hat, zeigt er sie als Personifikation der neuen spanischen Königsmacht:

> Und so saß Isabella vor ihrem aus Castell, Stab, Löwe und Adler vereinigten Wappen, zwischen den Heiligenbildern ihrer Capelle, Cardinäle, Erzbischöfe, Bischöfe, Oratoren auf der einen, den Connetable, Almirante, Herzöge, Marques und Grafen auf der andern Seite, die Priester im Schmuck vor ihr, alle ihrem Winke dienend. Ihre Staatskunst wollte über ein rechtgläubiges Königreich vollkommene Macht. (54)

Jedes Detail in diesem Bild hat eine, oft mehrere Bedeutungen. Die Elemente des Wappens zeigen die Vereinigung von Castilien und Aragon und stehen zugleich für Charakterzüge der Königin. Ort und Ausstattung, Heiligenbilder und Capelle, verweisen auf die religiöse Triebfeder dieses Königtums, die Sitzordnung des Hofes zeigt die Machtbalance an, auf der es beruhte (vgl. 53). Was die Geschichtswissenschaft der letzten Jahre mühsam wiederentdeckt: die Gesten, das Zeremoniell, die Architektur der Macht, bei Ranke ist es von Anfang an Prinzip der historischen Darstellung (vgl. 62 f., 89, 111, 135 f., 269, 275 u.ö.).

In einigen Personenporträts fügt er Anekdote und Emblem noch eine Beschreibung hinzu, ja in besonderen Fällen erörtert er die dargestellten Charaktere geradezu. Dann tritt er als Erzähler aus dem Bericht heraus, offenbart er seine Maßstäbe, fällt er seine Urteile. Dann zeigen sich seine Interessen und seine Ideologie. Deshalb sollen diese Erörterungen erst im Zusammenhang mit der Erzählperspektive betrachtet werden.

Neben der Technik der Porträts gibt vor allem die Wahl der Porträtierten Aufschluß über Rankes Interessen. Gewürdigt werden zunächst die Könige, die für seine Erzählung wichtig sind: Karl VIII. (5 f., 12 f.), Ludwig XII. (130 f., 189 f.), Isabella von Spanien (50 f., 53 f.), Juana die Wahnsinnige (193, 253 f., 259), Maximilian I. (86–88, 101, 406 f.), Heinrich VIII. (367–406); ferner die Päpste: Alexander VI. (27 f., 170 f., 213–215), Julius II. (274, 391 ff., 377 f., 391–393), Leo X. (385–387, 393 f.); sodann die Häupter der italienischen Geschlechter: Ferrante (13–15, 17 f., 28 f.), Alfonso (15 f., 29–31, 42–44) und Ferrantin von Neapel (31 f., 43–46, 82 f.), Piero de Medici (35 f.), Lodovico Sforza (20 f., 135 f., 149–154, 165 ff.), Cesare Borja (171–173, 177, 201–207, 222 f.), Johann Bentivoglio (275, 277), Alfons von Este (324,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

334). Sie alle sind Regenten, sie alle sind wichtig für Rankes dynastisches Verständnis der politischen Gemeinwesen.

Daneben erhalten nur die wichtigsten Dienstleute der Regenten noch ein Porträt: vor allem die Heerführer Gonzal de Cordova (186, 199 f., 249–252), „der Bayard" (als müsse der Leser ihn kennen, 198), Gaston de Foix (354 f., 359 f., 364), Pitigliano und Alviano (307 f.); die Entdeckungsreisenden Christof Colon (55–57) und Vasco de Gama (284–286), die, wie Ranke betont, im Auftrag ihrer Könige dem Handel neue Wege bahnen; schließlich zwei Männer der Religion, die ebenfalls als Ratgeber und Verbündete der Könige dargestellt werden, Savonarola (106–123) und Ximenes (255–257).

„Krieg, Handel und Priesterschaft" bezeichnet Ranke als „die drey ursprünglichen Beschäftigungen der Menschheit" (24): Sie führt er, personalisiert in diesen Porträtierten, vor Augen, sie sind in den *Geschichten* leitmotivisch ständig präsent. Die Haupthandlung ist eine einzige Folge von Kriegen, diese Kriege werden durch den Handel ernährt (7 ff., 15, 104 f., 304–316), teils auch um seinetwillen geführt (264–270, 281–294), teils für ein, in Rankes Darstellung, edleres, religiöses Ziel: Vom Kampf gegen die Ungläubigen (außerhalb und innerhalb der Kirche), von der Ausbreitung der Religion ist bei ihm ständig die Rede.[66]

Alle drei Beschäftigungen betrachtet er wegen ihrer politischen Konsequenzen. Wie er ihre Vertreter als Dienstleute der Regenten in den Blick nimmt, interessieren ihn Krieg, Handel und Priesterschaft nur in ihren Folgen für den Kampf der Dynastien. Positiv formuliert: Durch die drei Leitthemen erweitert Ranke seine politische Geschichtsbetrachtung um eine sozial- und strukturgeschichtliche Dimension.[67]

Aus dem Augenmerk für die Dynastien ergibt sich eine weitere Besonderheit von Rankes Personengruppierung: die Rolle der Frauen. Schon in der Eingangspassage spitzt er den Kampf der Dynastien zu einer Auseinandersetzung zwischen den männlichen und den weiblichen Abkömmlingen Hugo Capets zu (3), zu einer Geschwisterrivalität, in der die männliche (= legitime) Linie sich gegen die weibliche (= unrechtmäßige, aber mächtigere) Linie durch-

66 Z.B. 10 f., 33, 37, 40, 42, 47, 54–57, 64, 66, 83, 106–123, 194, 260–263, 284–294, 314–316, 425.

67 Dies strenge Auswahlprinzip wie auch die konsequente Perspektivierung auf die dynastische Politik zeigen an, wie falsch die gängige Meinung ist, Ranke habe in seinem Erstlingswerk naiv individuelles Dasein um seiner selbst dargestellt (vgl. oben Fußnote 51). Zugleich relativiert es die These von Schulin, der aufgrund ausgeschiedener, im Nachlaß erhaltener Textteile behauptet, Ranke habe eigentlich die Grundkräfte „Literatur, Politik, Religion" darstellen wollen, sei damit aber nicht zurande gekommen (Schulin: Rankes Erstlingswerk, S. 52–57). Wieso auch immer Ranke sich für Krieg, Handel und Religion entschied, seine Darstellung dieser drei „ursprünglichen Beschäftigungen" und ihrer politischen Bedeutung erscheint durchaus gelungen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

setzen muß. Der Ursprung dieses Konflikts (der Ursprung des Hundertjährigen Krieges) liegt für Ranke bei einer Frau – und genauso motiviert er die anderen dynastischen Auseinandersetzungen, die er erzählt: die „tödtliche Feindschaft zwischen Burgund und Orleans" (137), die zwischen Orleans und den Sforzen (138) sowie die „Entzweyung des spanisch-östreichischen Hauses" (225 ff.). Vor allem jedoch motiviert er auf diese Weise seine Haupthandlung, motiviert er den europäischen Kampf um Italien. Dessen Ausgangspunkt nämlich, das betont Ranke mehrmals (24, 26, 182), sei die innere Entzweiung der italienischen Dynastien, die „Spaltung des sforzisch-aragonischen Hauses" (25). Und auch diese führt er auf die Rivalität zweier Geschwisterkinder zurück, darauf, daß Beatrice, „die jüngere, die unrechtmäßige" an der Seite Lodovico Sforzas die Macht usurpiert, während Isabella, „die ältere, die rechtmäßige", mit dem Herzog Giangaleazzo verheiratete, zusammen mit diesem beiseite geschoben wird (25). „Nun wäre es ein göttliches Herz," kommentiert Ranke,

> das in der Betrachtung der Gefahr für ihr gesammtes Haus dennoch still geduldet hätte. Sie [= Isabella, J.S.] handelte menschlich, da sies nicht ertrug, sondern zuerst in Milano bald klagte, bald drohte, und zuletzt ihren Vater in Neapel um Hülfe bat. […] Das war der Bruch des Bundes von Italien. (26)
>
> Nun mußten sich diese beyden Geschlechter [= die Sforzen und die Aragonen, J.S.] hauptsächlich um zweyer Frauen willen trennen; das eine mußte die Franzosen, das andere die Spanier rufen; nachdem sie einander geschwächt, half keine Vereinigung; die Gerufenen traten zusammen, und vernichteten Beyde. (182)

„Hauptsächlich" sagt Ranke – den europäischen Hegemonialkampf ganz auf dieses Motiv zurückzuführen hütet er sich denn doch. Er gäbe damit auch einen großen Vorteil seiner Darstellung preis, kann er in ihr doch verschiedene Handlungsmotive andeuten, ohne deren Rangfolge erörtern zu müssen. Zudem entbehrt seine Ursachenforschung bei den Frauen nicht des realen Grunds. In dynastischen Verhältnissen ist es tatsächlich der Frauentausch, der die Beziehungen zwischen den Häusern reguliert, sind es tatsächlich die Frauen, die Titel, Besitz, Erbrechte übermitteln, sind es tatsächlich die Frauen, die bei Konflikten zwischen die Fronten geraten. An mehreren Beispielen führt Ranke das vor (191–194, 235–240).

Dennoch streift seine Geschehensmotivation hier das Mythische. Statt die eifersüchtigen Frauen könnte er auch die ehrgeizigen Männern verantwortlich machen, die die ererbte Rangfolge verletzen (z.B. Lodovico Sforza) – es liefe auf das Gleiche hinaus: Ein komplexes, gesamteuropäisches Geschehen leitete er aus einem Familiendrama ab.[68] Das ist die Kehrseite seines Strebens

68 Ranke bewegt sich damit durchaus in den Bahnen der klassischen Geschichtsschreibung. So pflegten etwa Herodot oder Livius politische Umstürze als Rache für die Entehrung einer Frau darzustellen oder Kriege als Kämpfe für die Rückgewinnung einer geraubten Frau. Vgl. Hellmuth Petriconi: *Die verführte Unschuld. Bemerkungen*

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

nach symbolischer Verdichtung, die Kehrseite seiner Personalisierungen, die Kehrseite seiner dynastischen Betrachtung der politischen Gemeinwesen. Sie verleiten ihn zu Reduktionen, die ins Mythische übergehen, sie versetzen seine historiographische Darstellung (wie übrigens auch diejenige Schillers) mit Elementen der Sage, sie zielen offensichtlich auf die Rührung der Leser:

> Denket nun an Isabellen. Mußte sie schon durch ihren Brief den gefährlichen Krieg für ihren Vater, ihres Mannes Tod veranlaßt zu haben glauben, wie ward ihr jetzt zu Muth, als man ihr sagte, Lodovico sey Herzog, auch ihre Kinder seyen hoffnungslos und beraubt! Das Andere hatte sie ertragen: da sank sie zu Boden. (34)

Noch wirkungsvoller ist die Figur Joannas von Spanien eingesetzt. Als Tochter Ferdinands und Isabellas erbt sie durch eine Reihe von Todesfällen die vereinigten Königreiche von Spanien. Das macht sie in Rankes Darstellung zur Ursache für die „Spaltung des österreichisch-spanischen Hauses" (236). Denn nun kämpfen ihr (nicht erbberechtigter) Vater Ferdinand (238) und ihr ehrgeiziger Ehemann Philipp (der Erzherzog von Österreich) um ihr spanisches Erbe (241–244), nun läßt Ranke sie in den Konflikt geraten zwischen ihren Pflichten als Tochter und ihrer Liebe zu dem untreuen Gemahl (253 f.). Darauf führt er ihren Wahnsinn zurück, den er in düsteren, dadurch umso rührenderen Bildern malt (254, 259).

Wieder nutzt Ranke die Möglichkeiten des Erzählens zur Darstellung von Ambivalenz, wieder weckt er Mitgefühl für eine Frau, die er zuvor hat (schuldlos) schuldig erscheinen lassen. Bewußt, aber wohl dosiert und diskret erzeugen seine Personenporträts höchst gemischte Gefühle. Das macht ihren Reiz und ihre Lebendigkeit aus, das dürfte das Mißverständnis hervorgerufen haben, sie malten die dargestellten Charaktere um ihrer selbst willen. In Wirklichkeit erfüllen die erzeugten Gefühle genauso eine Funktion im Rahmen des Gesamtwerks wie die Personen, die darin nur wegen ihrer Rolle im Kampf der Dynastien erscheinen.

Wie jede darstellende Geschichte wendet Rankes Erzählung sich an den ganzen Menschen: an die Vernunft und an die Sinnlichkeit, an den Verstand und das Gefühl. Ohne Anziehung und Abstoßung, ohne Faszination und Abscheu, ohne, aristotelisch gesprochen, Furcht und Mitleid ist keine Anschauung von Charakteren zu haben; neutrale Beobachtung gibt es nicht. Diskutiert werden kann deshalb nicht ob, sondern nur wie eine Geschichtsdarstellung

über ein literarisches Thema (= Hamburger Romanistische Studien. 38). Hamburg 1953, S. 15 ff. sowie Johanna Kahr: Literarische Darstellungsschemata als Kompensation in der Geschichtsschreibung der Französischen Revolution. In: *Erzählforschung*, S. 591–619, hier: S. 600 ff. In poetischer Verdichtung repräsentieren die Frauen die Selbstwahrnehmung einer Allgemeinheit: ihr Gefühl von Zurücksetzung, von erlittenem Unrecht durch anmaßende Machthaber, von verletzter Sittlichkeit; zugleich erregt die Darstellung der Frauenschicksale die gleichen Gefühle bei den Lesern. Die symbolische Verdichtung macht politische Vorgänge interessant und weckt Teilnahme daran.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Gefühle erzeugt und leitet; wofür sie sie einsetzt und wie das mit ihrem Gegenstand zusammenhängt.

Und da ergeben die angeführten Beispielen nun, daß Rankes Personenporträts emotionalisieren, ohne zur Identifikation einzuladen. Sie bringen die Figuren nahe, stellen ihre Situation vor Augen, wecken Mitgefühl für sie, aber sie wahren einen Sicherheitsabstand zu ihnen: Sie führen sie vor („Denket nun an Isabellen." (34)), nicht in sie hinein, reflektieren über sie („wer kennt die unergründete Tiefe der Seele" (253 f.)), ohne sie zu vereinnahmen. Reservierte Nähe könnte man die Haltung nennen, die sie erzeugen; schon die alles durchwaltende Ambivalenz verhindert jede Distanzlosigkeit. Bevor er das Mitgefühl weckt, hat Ranke immer schon skeptische, oft kritische Urteile über die dargestellten Personen nahegelegt, immer sind die Leser schon vorgewarnt, ehe an ihre Sympathie appelliert wird, und am nächsten kommen sie solchen, die scheitern, untergehen, sterben (z.B. 45, 82, 153, 165 ff., 363 f.).

Die gleiche reservierte Nähe erzeugen die Bericht- und Redeformen in Rankes Erzählung. Von den extremen Sprungraffungen der Eingangspassage an nimmt die Intensität der Zeitverdichtung ständig ab, bis sie in der Haupthandlung das Maß eines zügig voranschreitenden Berichts erreicht (s.o. S. 225). Im ersten Kapitel etwa umfaßt die Haupthandlung sieben Monate (von August 1494 bis Februar 1495), die in sieben (jedoch nicht zeitlich, sondern gedanklich unterteilten) Abschnitten erzählt werden (32–47). Damit gewinnt Ranke einen Zeitduktus, der es gestattet, ständig am Rand der szenischen Darstellung entlangzuerzählen, um bei Bedarf jederzeit in sie überzugehen:

> Zu derselben Zeit befahl König Karl, für seinen Sieg über die Sarazenen in allen Kirchen Umzüge zu halten und zu beten. Er ließ die Leichen St. Denys und seiner Gefährten nach der alten Sitte französischer Könige aus ihren Gewölben in die Kirche heraufbringen; und also am 29. August 1494 hörte er in Grenoble die Messe, nahm Abschied von der Königin und brach auf. Er hatte verordnet, wer in seiner Abwesenheit das Königreich, wer jedes Herzogthum verwalten sollte; von dem Hause Sauli in Genua hatte er 100000 Ducaten aufgenommen; von den Hausmeistern war der Weg bereitet; so zog er in Freuden von Briançon Mon Gineure hinan, das Thal von Suzane hinab, die Thäler der Waldenser vorüber, bis nach Turin, und Maulthiere trugen dem Heere das Gepäck nach. Hier an den Thoren empfing sie die Dame von Savoyen, Bianca, auf ihrem Zelter und der junge Herzog, noch ein Kind, den man aber doch gelehrt, artige Worte zu sagen. Denn nahe Verwandtschaft und häufige Entscheidungen in vormundschaftlichen Streitigkeiten hatten den französischen Königen in Savoyen, so wie andre Dinge in Monferrat und Saluzzo, das Ansehn wahrer Lehnsherrn gegeben. Unter Clarinen und Trompeten zog man die Gassen entlang, wo Karl des Großen fabelhafte Thaten in Mysterien dargestellt wurden. […] (32 f.)

Kreuzzug und Festzug, *trionfo* und Typologie – die ganze Vieldeutigkeit von Karls Italienzug, seine Finanzierung und diplomatische Absicherung in Savoyen zeigt diese Darstellung in Bildern – in bewegten, ständig sich verändernden Bildern, das ist entscheidend. Anschaulich genug, um in der Einbildungskraft der Leser Gestalt zu gewinnen, verfestigen sie sich doch niemals

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

zur vollen szenischen Vergegenwärtigung. Nie halten sie inne, nie kommen sie in einer Szene zum Stillstand. Selbst wenn Ranke, was selten geschieht (meist gebraucht er indirekte Rede, direkte nur in vereinzelten Sätzen), Situationen mit Rede und Gegenrede szenisch darstellt (z.B. 45, 153 f.), bleiben sie transitorisch: skizzenhaft durch verweigerte Ausmalung, flüchtig durch extreme Kürze, ungreifbar durch den ständig weiterfließenden, alles verwandelnden Erzählstrom. Große, wuchtige, über den normalen Bericht herausragende Auftritte verweigert er seinen Lesern – und damit die Illusion, dem historischen Geschehen selbst beizuwohnen. Rankes Erzählen erzeugt Bilder wie mit Rauch gemalt, Vorstellungen, Gedankenbilder. Keines davon kann für sich stehen, alle benötigen den Zusammenhang. Der Erzählstrom entläßt sie nicht aus sich, dadurch verweisen sie ständig auf ihre Hervorbringung, auf das Erzählen und die Erzählinstanz, zurück. Bilder ja, aber nur Gedankenbilder – reservierte Nähe auch hier.

Das gilt sogar für den Einsatz der erlebten Rede. Ranke hat keine Scheu, die Erzählperspektive nahe an (mögliche) Perspektiven seiner Protagonisten heranzuführen. Schon wenn er den „Zustand Frankreichs" als Szenerie darstellt, wie sie sich Karl VIII. bei einem Umritt durch sein Land darbieten könnte („Da zog Karl in Freuden durch die Ortschaften […]" (7)), nimmt er fast den Sehepunkt des Königs ein. Noch weiter geht diese Annäherung, wenn er die Absichten, Pläne, Hoffnungen und Befürchtungen der auftretenden Figuren erörtert, etwa die politischen Kalkulationen Lodovico Sforzas in einem Abschnitt mit der Bezeichnung „Worauf er traute":

> Ich weiß nicht, was ihm jetzt sein Astrolog sagen mochte; die Umstände aber lagen so, daß er sich wenig zu fürchten brauchte. Sein Bruder Ascanio […] war bey ihm, und hielt die Gibellinen, wie er selbst die Guelfen, auf seiner Seite; da konnte er sich seines Landes sicher glauben. Sollte er nun den Angriff von Venedig fürchten? In den Türken erweckte er der Stadt einen Feind, der sie genugsam beschäftigen konnte. Oder die Lanzen der Franzosen? Er hatte ihnen andere und überdies starke Festen entgegenzusetzen. Gefährlicher war es, wenn Ludwig Schweizer warb; denn kein italienisches Fußvolk war gemacht, diesen zu widerstehen. Aber auch Lodovico war mit Schwyz und Unterwalden, mit Bern und Luzern in engem Bund […]. Also blieb Lodovico muthig. (136 f.)

Indem Ranke sich zunächst als Erzählinstanz ins Spiel bringt, kennzeichnet er den Abschnitt als Erörterung, als Reflexion des Erzählers auf die Situation seiner Figur. Durch die emotional gefärbte Wortwahl jedoch („fürchten", „sicher", „gefährlicher", „muthig"), durch das deiktisch in die Situation versetzende „nun", durch den Wechsel von bohrenden Fragen und beschwichtigenden Antworten wie dadurch, daß nicht mehr die Erzählinstanz, sondern nur noch Lodovico Sforza als Subjekt erscheint, läßt Ranke die Passage in erlebte Rede übergehen. Der Erzähler scheint mit der Figur zu verschmelzen. *Sein* Kommentar stellt *ihre* unausgesprochenen Empfindungen dar (Zweifel, Furcht, Zutrauen, Beruhigung). Was nirgendwo aus den Quellen belegt werden kann,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

die Gedanken und Erwägungen Sforzas, eine reine Konstruktion also, erhält hier eine Suggestivkraft, die zur Identifikation aufzufordern scheint.

Zwei Besonderheiten der Darstellung verhindern diese Identifikation. Zum einen ist die erlebte Rede hier wie stets in den *Geschichten* als Erzählerkommentar ausgewiesen, bleibt sie stets als Äußerung der Erzählinstanz kenntlich, behält sie trotz ihrer Form den Status einer Erörterung. Der Erzähler reflektiert auf die politische Lage seiner Protagonisten, personalisiert seine Ergebnisse und verwandelt sie in eine Hypothese darüber, was Sforza empfunden haben müßte. Durch seine Kennzeichnung der erlebten Rede als Kommentar bleibt er wie ein Filter zwischen Leser und Figuren präsent, läßt er eine Verschmelzung der beiden nicht zu. Zum anderen erzeugt er Distanz, indem er in der erlebten Rede in der Regel die Irrtümer, die Täuschungen, das falsche Bewußtsein seiner Figuren darstellt. Im zuletzt zitierten Abschnitt wird dies durch behutsame Einschränkungen angezeigt: „daß er sich *wenig* zu fürchten brauchte", „konnte er sich seines Landes sicher *glauben*" (136 Hervorhebungen von mir, J.S.). Zwei Seiten vorher hat die Erzählinstanz mit den gleichen Worten bereits eine andere Überzeugung Sforzas dargestellt, die sich dann als Täuschung erwies (134 f.); im anschließenden Porträt („Er hielt sich für den klügsten Kopf in Italien." (135)) hat sie ihn indirekt als überheblich charakterisiert. Wer auf solche Signale achtet, wer die Zeichen zu deuten weiß, die die Erzählinstanz in ihre Darstellung einflicht, sieht voraus, daß Sforza kein gutes Ende nehmen kann. Dann sind die feinen Einschränkungen, ist die Reserve des Erzählers gegenüber Sforza nicht mehr zu übersehen. Immer wenn die Nähe zu den Figuren am größten wird, wachsen bei genauem Hinsehen die Vorbehalte; immer hat dann das Scheitern der Figuren bereits begonnen.[69]

Indirekt ist mit diesen Ergebnissen auch die Erzählinstanz von Rankes *Geschichten* schon charakterisiert. Ihre wichtigste Eigenschaft nämlich, so hat sich gezeigt, ist die Diskretion. Ob sie historische Tendenzen durch Einzelhandlungen darstellt, ohne sie begrifflich zu benennen oder eine komplexe Geschichte mit Vor- und Nebenhandlungen erzählt, deren Grundidee sie erst am Schluß offenbart, ob sie Personen kommentarlos durch deren Handeln charakterisiert oder die Bedeutung dieses Handelns in emblematischen Bildern zeigt, ob sie sich diesen Personen mit vorher erzeugter Skepsis nähert oder das Mitgefühl mit ihnen durch ihre Täuschungen und ihr Versagen relativiert, stets hält sie sich im Hintergrund, stets agiert sie doppelsinnig, stets bedeutet ihr Handeln mehr, als sie offenbart.

Zu einem Teil beruht diese Zurückhaltung auf einem didaktisches Kalkül. Das verrät sich in den expliziten Erzählerkommentaren, wo der pädagogische Eifer immer wieder durchbricht: „Man muß fragen, worauf er denn seine Macht gegründet." (19), „Denket nun an Isabellen." (34), „Nun muß man sich erin-

69 Vgl. z.B. 46, 65, 68, 98, 134, 138 f. u.ö.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

nern [...]" (38), „Nun höret, wie die Vereinigung, wie die Erhebung dieser Reiche geschah." (49).[70] Daß der Geschichtsdidaktiker seine Lehren zu verschweigen, daß er sie darzustellen habe und zwar so, daß seine Leser allein darauf kommen, war in Spätaufklärung und Romantik ein oft wiederholter Grundsatz.[71] Ranke treibt ihn nur weiter als andere, er macht damit in einem zuvor unbekannten Maße ernst. Durchgängig eignet seiner impliziten Darstellung ein didaktischer Zug. Wenn sie sich (wie z.B. in der Eingangspassage) mühelos in einen abstrakten Begriff zurückübersetzen läßt, wirkt sie, als meine sie diesen auch, als solle sie ihn nur anschaulich machen, als denke Ranke ihn selbst ständig mit. Solche Stellen lassen die Aussparung der Begriffe manieriert erscheinen. Sie schulmeistern die Leser, verwickeln sie in ein pädagogisches Spiel. Auch das mag die Gereiztheit gegenüber Rankes Erstling erklären.

Sich zurückhalten heißt jedoch nicht sich verleugnen. Keineswegs macht die Erzählinstanz in Rankes *Geschichten* sich unsichtbar, keineswegs versteckt sie sich hinter ihren Hervorbringungen. Wenn Ranke viel später einmal ausruft, er wünsche sein „Selbst gleichsam auszulöschen, und nur die Dinge reden, die mächtigen Kräfte erscheinen zu lassen" (SW 15, S. 103), so hat er diesen Wunsch doch nie verwirklicht; gerade seine Omnipräsenz in den *Geschichten* ist für deren Status von größtem Belang. Schon als indirekter Erzähler hindert er durch distanzierende Formulierungen und warnende Informationen die Leser an Verschmelzung und Identifikation. Mehr noch leitet er sie durch seine expliziten Aussagen. Vom ersten Satz an („Während des Mittelalters haben die Capetingen Frankreich zweymal erobert." (3)) ist die Erzählinstanz behauptend und deutend, erörternd und kommentierend im Text der *Geschichten* anwesend. Nur verdoppelt sie ihre implizite Darstellung nicht einfach, vielmehr fügt sie ihr mit den expliziten Aussagen eine eigenständige Dimension hinzu. Was Rankes Erzählinstanz darstellt (durch ihre Wortwahl, ihre Zeichen, ihr Arrangement), ist durchaus zu unterscheiden von dem, was

70 Die Beispiele sind Legion, vgl. 51, 53, 61, 70, 91, 104, 114, 169 u.v.a.m. Nach Conrad Rethwisch: *Leopold von Ranke als Oberlehrer in Frankfurt a.O.* (= Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht des Kgl. Kaiserin-Augusta-Gymnasiums zu Charlottenburg. Ostern 1908). Berlin 1908, S. 19 f. schlägt in diesen didaktischen Leseranreden Rankes Lehrtätigkeit durch.

71 Vgl. z.B. Ludwig August Schlözer: „Keine Raisonnements, keine Schilderungen, keine homiletische Betrachtung. Nur Facta, aber zweckmäßig ausgewählte, und so neben einander gestellte Facta, daß der Leser von selbst das Urtheil hinzudenken muß." (*Vorstellung*, S. 26); *Athenäums*-Fragment Nr. 223: „[...] nichts stört mehr in einer historischen Darstellung als rhetorische Seitenblicke und Nutzanwendungen." (KA 2, S. 201 Nr. 223); Friedrich Schlegel: „Die wahre Historie charakterisirt die Begebenheiten, die falsche erklärt sie [...]." (KA 18, S. 243 Nr. 597); August Wilhelm Schlegel: „Gediegene Darstellung ohne alles Raisonnement und ohne hypothetische Erklärerey ist daher der eigentliche Charakter der Historie [...]." (DLD 17, S. 13).

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

sie erklärt (kommentiert, erörtert, deutet). Deshalb greift immer zu kurz, wer Rankes Erzählhaltung nur in ihren moralischen Sentenzen aufsuchen will.

Am engsten hängen Kommentar und Darstellung der Erzählinstanz noch in Behauptungen zusammen wie der des ersten Satzes, die sofort durch Beispiele illustriert wird.[72] Die Erzähleraussage nimmt hier die Darstellung vorweg, stellt den Blick auf sie ein, macht sie durchsichtig für die darin sich äußernde allgemeine Tendenz. Beide bedürfen und ergänzen einander, beide sind konstitutiv aufeinander bezogen.

Eigenständiger ist bereits eine zweite Gruppe von expliziten Erzähleraussagen: die moralischen Urteile und Reflexionen. Als Mittel, um Personen zu charakterisieren, erscheinen sie entweder direkt im Rahmen eines Porträts oder kommentieren besondere Taten und Schicksalsschläge. Offene moralische Entrüstung beispielsweise bekundet der Erzähler beim Porträt Alfonsos von Neapel (15 f.); dessen Abdankung und Flucht bezeichnet er später als gerechte Strafe für die begangenen Verbrechen (43 f.). Schon die Wahl des Borja-Papstes Alexander VI. umgibt er mit moralischen Verdikten (27 f.), sein Porträt gestaltet er als Aufzählung von Lastern (170), sein Ende deutet er als Strafgericht Gottes (214 f.). Umgekehrt rechtfertigt er den Hilferuf jener Isabell, die das sforzisch-aragonische Haus entzweite (26) oder nimmt das Volk von Neapel gegen den Vorwurf der Unbeständigkeit in Schutz (78).

Daran zeigt sich jedoch, daß diese Urteile Teil einer Doppelstrategie sind. Denn den Vorwurf der Unbeständigkeit, gegen den die Erzählinstanz das Volk ausdrücklich in Schutz nimmt, hat sie durch ihre implizite Darstellung selbst provoziert (46, 64 f., 77). Isabell muß die Erzählinstanz rechtfertigen, weil sie selbst sie dafür verantwortlich macht, daß der Bund von Neapel zerbricht und die italienische Freiheit verloren geht (26, 34, 182). Alexander VI. verurteilt sie als Person, seine Wahl auf den Papstthron erklärt sie zum konsequenten Resultat der herrschenden Verhältnisse (27, 169 f.). Alfonso von Neapel repräsentiert in ihrer Darstellung zugleich den Typus des Renaissance-Fürsten, dessen grausames „Wesen nicht einmal recht seinem eignen" entsprach (15). Die biederen Moralurteile enthalten also keineswegs die ganze Wahrheit über die dargestellten Personen. Kommentar und Darstellung treten auseinander, die Spanne zwischen ihnen wird zum Freiraum, um von den Personen ein reicheres Bild, bei den Lesern aber zwiespältige Gefühle zu erzeugen, letztlich vielleicht auch, um die klaren, die eindeutigen Festlegungen zu vermeiden.

Und doch hat diese Doppelstrategie eine geheime Logik, läßt sich bei geduldigem Hinsehen die Regel erkennen, nach der die Erzählinstanz bei ih-

72 Ähnlich z.B. S. 10, 13, 15, 19, 23, 24, 26, 49, 53, usf. Auf dieser untersten Ebene: der der Begebenheiten, ihrer Zusammenhänge und Deutungen, räumt Rankes Erzähler zuweilen auch Wissenslücken ein. Er bekennt Unsicherheiten und Zweifel, er macht sich in der ersten Person als Deutungsinstanz kenntlich (z.B. 19, 38, 74).

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

rer mehrschichtigen Personengestaltung verfährt. Den Schlüssel dazu enthält die dritte Gruppe von Erzählerkommentaren, zugleich die oberste Deutungsebene, die von der Erzählinstanz angeboten wird: ihre metaphysische Geschichtsinterpretation.[73] „In dem entscheidenden Augenblick", läßt Ranke seinen Erzähler über plötzliche Umschwünge in der Geschichte sagen, „tritt allemal ein, was wir Zufall oder Geschick nennen, und was Gottes Finger ist" (139).

Gottes Finger in der Geschichte sichtbar zu machen, die Geschichte als Offenbarung zu deuten, sie so zu schreiben, daß diese Offenbarung Gottes deutlich wird, erweist sich als das höchste, das äußerste Darstellungsziel von Rankes *Geschichten*. Auch gibt die zitierte Stelle Auskunft darüber, wo diese Darstellungsarbeit ansetzt: beim Zufall. Wirklichen Zufall: den Zusammen-Fall getrennter, unabhängiger Kausalketten, so ist aus der Stelle zu schließen, gibt es für Rankes Erzählinstanz nicht. Was „wir" so nennen, ist allemal Täuschung, ein Oberflächenphänomen, das nur unser Unverständnis bezeugt. Darunter muß ein Zusammenhang verborgen sein. Dem sehenden Historiker, dem Historiker als Seher, dem rückwärts gekehrten Propheten enthüllen gerade die vermeintlichen Zufälle eine höhere Notwendigkeit.

Uns Heutigen enthüllt dieser Grundsatz zumindest die Deutungsgewißheit des jungen Ranke. Sie ergab sich aus den transzendentalen Voraussetzungen der idealistischen Geschichtstheorie. Diese bestanden nicht zuletzt in der Annahme, daß die Geschichte und zwar die ganze Geschichte, daß alles in der Geschichte für die intellektuelle Anschauung (im Modus des Hypothetischen) sinnvoll und vernünftig sei.[74] Deshalb durfte es für den transzendentalphilosophischen Blick auf die Geschichte keine Lücken geben, keine Zufälle und Motivationsreste, hätten sie doch angezeigt, daß das empirische Material noch nicht genügend idealisiert und strukturiert, noch nicht genügend verstanden war. Vor allem die Brüche in einer Entwicklung, die unvermuteten Umschwünge in der Geschichte machten eine besondere Deutungsleistung erforderlich. Rankes Lösung des Problems war wie die der anderen idealistischen Geschichtsdenker, etwa diejenige Hegels, metaphysisch: In der unvorhergesehenen Verknüpfung verschiedener Ereignisketten entdeckte er eine prästabilierte Harmonie.

73 Eine solche „Dreistöckigkeit" sieht auch Hermann von der Dunk: Die historische Darstellung bei Ranke: Literatur und Wissenschaft. In: *Leopold von Ranke und die moderne Geschichtswissenschaft.* Hrsg. v. Wolfgang J. Mommsen. Stuttgart 1988, S. 131–165.

74 „Der einzige Gedanke, den die Philosophie mitbringt, ist aber der einfache Gedanke der *Vernunft*, daß die Vernunft die Welt beherrsche, daß es also auch in der Weltgeschichte vernünftig zugegangen sei." (Hegel: *Werke* 12, S. 20). Vgl. Rüdiger Bubner: *Geschichtsprozesse und Handlungsnormen. Untersuchungen zur praktischen Philosophie*. Frankfurt 1984, S. 105–129.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Sein vornehmster Beleg dafür ist der Schweizerkrieg. Aus trivialem Anlaß, dem Privatgezänk zweier Adliger, so stellt der Erzähler es dar, entwickelt sich erst ein Konflikt zwischen Tirol und Graubünden, dann zwischen Maximilian und den Schweizern ein Krieg (139–149). Dieser Krieg hindert Maximilian daran, seinem Schwager Lodovico Sforza beizustehen, umgekehrt verschafft er Ludwig XII. die volle Unterstützung der Schweizer (142); in der Fernwirkung führt das zu einem völlig unvorhergesehenen, auch völlig unvorhersehbaren Umsturz der Machtverhältnisse in Italien, letztlich zum Untergang des sforzischen Hauses.

Diese Fernwirkung erscheint der Erzählinstanz von Belang: In ihr offenbare sich eine höhere Ordnung als die von Menschen erdachte, offenbare sich „Gottes Finger" (139), für sich selbst stelle der Krieg ein bedeutungsloses Geplänkel dar (145 f.). Wenn der Untergang der Sforzen Sinn haben soll, darf er nicht auf bloßem Zufall beruhen. Dann muß, was als Zufall erscheint, höhere Absicht, der Wille Gottes sein. Also hat Gott in Rankes Darstellung den Schweizerkrieg inszeniert, um Lodovico Sforza zu verderben. Darauf läuft die postulierte höhere Vernunft in der Geschichte beim jungen Ranke hinaus: auf eine Mediatisierung der einzelnen Begebenheiten zugunsten der welthistorischen Kombinationen.

In einem zweiten Fall schränkt die Erzählinstanz diese Mediatisierung immerhin ein. Der neue Handelsweg, den die Portugiesen durch ihre Entdekkungsfahrten und Kriege nach Indien bahnten, wirkt auf die italienischen Verhältnisse zurück, indem er dem wichtigsten Profiteur der alten Handelswege, Venedig, die Finanzgrundlage zerstört (281–294; 314–316). Allerdings, räumt die Erzählinstanz ein, haben „diese Begebenheiten noch ganz ein anderes Prinzip […] als Vortheil oder Verlust von Venedig"; eine Hinderung, sie um dieser Wirkung willen dennoch auf „das Gemeinwesen unsrer Nationen" zu beziehen, ja diese Wirkung als „gewiß" anzusehen und für den eigentlichen Sinn der Ereignisse auszugeben, erblickt sie darin nicht (292). Auch in anderen Fällen präsentiert sie die unvorhergesehene Verkettung verschiedener Ereignisse wieder als Willen Gottes, mediatisiert sie wieder Begebenheiten wegen ihrer Fernwirkung auf andere.[75]

Nicht nur in expliziten Aussagen nimmt sie solche Verkettungen vor. Im Gegenteil – wie die vielen Begebenheiten bei den Kämpfen in Italien zusammenwirken, ist ja ihr Thema. Wie die Dynastien aufeinander reagieren, wie sie sich bekämpfen und sich verbünden, sich stärken und sich schwächen, wie ihre auswärtige Machtstellung von der heimischen abhängt und umgekehrt, all diese Zusammenhänge und Wechselwirkungen freizulegen ist das Prinzip ihrer Erzählstruktur, ihrer ständigen Wechsel in Vorgeschichten und Nebenhandlungen. Entsprechend steckt auch diese implizite Darstellung voller Hin-

75 Z.B. 4, 55 (einschränkend 57), 91, 112 f., 209, 237, 315 f., 393, 396, 413.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

weise auf die prästabilierte Ordnung der Geschichte, voller Zeichen und Wunder, voller Signale für das, was Ranke den Willen Gottes nennt. Nur legt die Erzählinstanz sie hier den beteiligten Personen als Selbstdeutung in den Mund, als Prophezeiung, Gerücht, Volksglauben, Sage, die sich an die berichteten Ereignisse knüpfen – doch dann erzählt sie diese Ereignisse so, daß sie die frommen Deutungen bestätigen.[76] Oder sie gebraucht die Anrufung Gottes als Zeichen für die Rechtschaffenheit und Erfolgsgewißheit der Akteure. Darauf können sich die Leser verlassen: Sobald jemand in den *Geschichten* niederkniet, betet, Messe hört, Kreuze aufrichtet, werden seine nächsten Taten erfolgreich sein. Sie stehen, legt die Erzählinstanz nahe, im Einklang mit Gott, sie führen Gottes Willen aus. „Unter Menschen muß man *Gott* suchen", hat Novalis als Prinzip der romantischen Metaphysik formuliert:

> In den menschlichen Begebenheiten, in menschlichen Gedanken und Empfindungen offenbart sich der Geist des Himmels am hellsten. Religionslehre ist davon ganz abgesondert […]. (*Schriften* Bd. 3, S. 565 Nr. 70)

Nicht in der Religionslehre, nicht in der Orthodoxie, „unter Menschen", durch das Handeln von Menschen, in der Geschichte soll Gott sich offenbaren – das versuchen die *Geschichten* zu zeigen. Wie bei der Ereignisverkettung aber schlägt dieses Bemühen auch für das menschliche Handeln um in Mediatisierung. Denn woher weiß die Erzählinstanz, wessen Handeln das richtige ist, das gottesfürchtige, wahre? Was verleiht ihr die Einsicht in Gottes Willen? Allein der geschichtliche Erfolg. Nur diejenigen Protagonisten schmückt sie in ihrer Darstellung mit den Attributen der Gottesfurcht, die Erfolg haben, nur solange schmückt sie sie damit, wie sie Erfolg haben. Während seines Zugs nach Italien beispielsweise wird Karl VIII. als gläubiger Idealist dargestellt: Seine Siege verdankt er dem Willen Gottes, weil er Neapel nicht um seiner selbst willen erobert, sondern für einen Kreuzzug. Daß er es wieder verliert, läßt die Erzählinstanz Savonarola sagen, sei ein „Ruthenschlag" Gottes (66) dafür, daß Karl den „Türkenzug aufgegeben" (63 f.) und die „Kirche nicht verbessert" (66), daß er nichts für den Glauben getan hat.

76 Etwa die Siege der Portugiesen in Indien, die, gemessen an der Zahl ihrer Gegner, völlig unwahrscheinlich sein sollen, weshalb die Erzählinstanz sie den Portugiesen selbst als „wunderbar" (287), als „Wunder" (288), als Wirken Gottes für einen „wahren Kreuzzug" (289) gegen die Ungläubigen erscheinen läßt. Ähnliche Beispiele 10 f., 13, 37, 43, 66, 109, 288, 396 u.ö. – Bei der Darstellung der Indienfahrten stützt Ranke sich offenbar auf das portugiesische Nationalepos: *Die Lusiaden*; in ihm hat Luiz Vaz de Camoes 1572 Vasco da Gama als Kreuzfahrer des christlichen Imperiums legendarisch verklärt. Die populär gewordene Geschichtsdichtung dient dem romantischen Historiker als Material, um mit dem angeblichen Volksglauben zugleich seine eigenen heilsgeschichtlichen Konstruktionen darzustellen. Zum Bild dieser Indienfahrten in der populären Erinnerungskultur s. Sanjay Subrahmanyam: *The Career and Legend of Vasco da Gama*. Cambridge 1997.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Immer ist es der Erfolg, den sie in ihrer Darstellung zum Zeichen für Gottes Willen macht, zum Beweis seines Wohlgefallens, seiner Gnade, seiner Belohnung menschlicher Gottesfurcht. Umgekehrt deutet sie jeden Mißerfolg als Bestrafung für eine Schuld. So wenig wie einen sinnlosen Zufall darf es für ihre Deutung einen sinnlosen Mißerfolg geben. Immer muß er bedeutungsvoll, muß er verschuldet sein. „Es ist ein Gewebe von bunten Fäden", sagt sie, „unabänderlich, eng verwoben, von Glück und Lust, Verschuldung und Mißgeschick, und das ist das Menschenleben" (153). „Verschuldung und Mißgeschick", das ist durchaus als Kausalzusammenhang zu verstehen. Wenn beispielsweise Ludwig XII. „eine lebensgefährliche Krankheit" ereilt, nachdem er sich im Vertrag von Blois mit den Habsburgern verbündet hat, dann deutet die Erzählinstanz das als eine göttliche Warnung: Der König hat einen Fehler begangen, hat seinen Krönungseid und die wahren Interessen Frankreichs verletzt; erst als er bereut und jenen Vertrag bricht, wird er „allmählig wieder gesund" (237 f.). Was bleibt da übrig von der Selbstbestimmung der Menschen in der Geschichte?

Andere Protagonisten verlieren mehr als ihre Gesundheit, sie verlieren ihre Macht, ihren Besitz, ihre Länder, ihr Leben, und je mehr sie verlieren, je tiefer sie fallen, desto schwerer das Verschulden, das die Erzählinstanz bei ihnen entdeckt. Ihre Deutungsarbeit verselbständigt sich. Indem sie ihre Protagonisten zum Organ der göttlichen Offenbarung erhöht, entmündigt sie sie. Zuletzt braucht es nicht einmal ihr eigenes Verschulden zu sein, an dem sie zugrunde gehen sollen: Ferrantin von Neapel büßt die Sünden seiner Vorfahren (43, 46), Lodovico Sforza (neben seinem eigenen, allerdings unsicheren Verbrechen 34 f.) die Schuld seines Vaters (166 f.), Astorre Manfredi gleich die „Uebelthaten des ganzen Geschlechts" (177). Wer immer in den *Geschichten* eine Niederlage erlebt, wer immer scheitert und untergeht – und es sind vor allem die Vertreter der illegitimen Geschlechter – bekommt attestiert, daß er selbst daran schuld sei – als könne nur auf diese Weise die Idee der menschlichen Selbstbestimmung bewahrt werden.

Der neue, romantische, durchaus ketzerische Versuch, die Geschichte als Offenbarung Gottes zu schreiben: beim jungen Ranke schlägt er um in die alte protestantische Gnadenlehre. Schon im Ansatz macht sie Ranke zu einem Historiker der Sieger, zu einem Parteimann des Erfolgs in der Geschichte. Das ist die Kehrseite des Mitgefühls, das er für seine Protagonisten erweckt, die Erklärung für seine doppelsinnige Figurengestaltung. Mitgefühl weckt er für Scheiternde, für alle, die untergehen; zuvor aber hat er sie immer schon ins Zwielicht eines Schuldzusammenhangs gerückt. Sein Mitgefühl balanciert eine Deutung aus, die das Scheitern so wenig als sinnlos durchgehen lassen kann wie den Zufall und es deshalb zum Resultat von Verschulden erklärt. Wie ein schaler Nachgeschmack erinnert Rankes Mitgefühl an die Idee der menschlichen Selbstbestimmung: Sie war es doch, die den Romanti-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

kern als das Göttliche in der Geschichte erschien; bei ihm verkehrt sie sich in die Vorstellung einer Strafinstanz. Die Übersteigerung lückenloser Deutung schlägt um in Entmündigung.

Nicht mehr ganz romantische Geschichtsschreibung also, eher schon nazarenische – so könnte das Gesamturteil lauten.[77] Um sie mit diesem Analogon aus der Malerei zu charakterisieren: Wie die Nazarener orientiert Ranke sich an einem alten, vermeintlich ursprünglichen, vermeintlich volkstümlichen Darstellungsstil: dem der Chronisten und humanistischen Historiker, dem seiner wichtigsten Quellen also, deshalb die tümelnde Sprache. Wie die Nazarener gibt er sich naiv – und ist doch reflektiert und sentimentalisch. Wie die Nazarener malt er Konkretes, meint aber Ideen, wie bei den Nazarenern sind seine Details Embleme, seine Figuren Allegorien. Wie für die Nazarener ist sein wichtigstes Thema die moderne Subjektivität in Spannung mit einer transzendental gedachten göttlichen Ordnung, ist er besessen vom Ausgang des Mittelalters, von Renaissance-Italien, wo diese welthistorische Wende sich vollzieht.[78] Romantische Schule also, wie Schlosser diagnostiziert, aber im Klima der Restauration, historische Kunst im Sinne A.W. Schlegels, Schellings und Niebuhrs.

Ranke selbst hat seine Darstellungsziele in den *Geschichten* nicht expliziert, nur in einer Nebenbemerkung verrät er einmal deren Prinzip. Um zu

77 Im Jahr 1817, noch als Student, unternahm Ranke eine Wanderung an den Rhein. Dabei besuchte er die Ruinen des Doms von Speyer, die in den Befreiungskriegen zu einem Nationaldenkmal erhoben worden waren. In dem ein Jahr später entstandenen Aufsatz *Aus den Papieren eines Landpfarrers* (WuN 3, S. 467-483) faßt Ranke seinen Eindruck von diesem Bau in ein emblematisches Bild: „Ein Reisender stand vorigen Herbst unter den aufgewühlten Gräbern der deutschen Kaiser im Dom zu Speyer: ganz früh eines Sonntags: die Sonne war noch nicht auf. Alles im Dom fand er zertrümmert, die kühle Morgenluft strich durch die offnen Fenster, Kalk und Schutt, die Überbleibsel edler Denkmale, lagen umher. Ein einziges von allen ist übrig, der Grabstein Rudolfs von Habsburg: in dem langen, faltigen Gewand liegt Rudolf da: fromm und groß: inbrünstig umfaßte er das hohe, liebe Bild, lag über ihm da mit Tränen. Da schien die Sonne grad herein […]." (WuN 3, S. 478). Jedes Detail dieser Allegorie hat historisch-politische Bedeutung: inmitten von Zerstörung und Nacht beschwört es die Morgenröte eines neuen, frommen, deutschen Kaisertums. Mit diesem Verfahren wie in seinen Motiven scheint Rankes literarisches Bild direkt von der nazarenischen Malerei beeinflußt. Auf derselben Reise besuchte Ranke in Heidelberg die Sammlung Boisseree: eine breitenwirksame Institution für die Vermittlung der nazarenischen Ästhetik. Es könnte sich lohnen, nachzuforschen, welche nazarenischen Gemälde Ranke kannte und wo sie seine Einbildungskraft ebenso prägten wie in der zitierten Passage. Übrigens wurde der Speyrer Dom später durch nazarenische Künstler ausgemalt.

78 Vgl. seine Deutung der Renaissance als Ursache für Sittenverfall und politische Schwäche der Italiener: Die „Nachahmung des Alterthums" komme einem Verzicht auf Selbstbildung gleich, sie habe die Eigenart der Italiener verkümmern lassen (342–345). Rankes Schüler Burckhardt wird diese Deutung erheblich differenzieren.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

begründen, warum er die Unternehmungen, „die Ludwig mit den Venetianern, mit dem Papst und mit Ferdinand nach einander ausführte", im zweiten Buch der *Geschichten* jede für sich erzählt, erklärt er, sie hätten „mehr die Einheit der Begebenheit, als die Einheit der Handlung" (133). Das besagt: Seine Darstellung erwächst aus einer beständigen Übersetzung. Offenbar geht es ihm darum, die „Einheit der Begebenheit": einen logischen, einen gedachten Zusammenhang, eine Idee, eine wissenschaftliche Konstruktion des Historikers, zu überführen in die „Einheit der Handlung", in den erzählten, anschaulich dargestellten Zusammenhang, in den unmittelbaren Eindruck der Leser. Nur wo die Verwandlung nicht ganz gelingt, wo eine Diskrepanz bleibt zwischen der logischen Zusammengehörigkeit und der erzählerischen Sequenz, legt Ranke Rechenschaft darüber ab. Ansonsten setzt er Leser voraus, die genug literarische Kompetenz besitzen, um in der vermeintlich unmittelbaren Darstellung die wissenschaftlichen Ideen erkennen, Leser, die die Logik der Darstellung, so sie das für nötig halten, zurückübersetzen können in die zugrunde liegende Logik der Ideen. Und das gilt nicht nur für die Einteilung der Erzählphasen, das betrifft genauso die Auswahl der Personen, ihre Charakterisierung durch Handlungen und Attribute, das Verhältnis von Völkern, Dynastien und Einzelnen, die Gestaltung des Raums und der Zeit. Alle Elemente der darstellenden Geschichte sind in diese Übersetzung einbezogen, alle verweisen auf ungenannte Begriffe und Ideen, alle stellen sie historische Gedanken dar.

Nichts Anderes meint Rankes berühmtes, so hartnäckig mißverstandenes Wort aus der Vorrede, er wolle „bloß sagen, wie es eigentlich gewesen" (vi). Nicht die Tatsachen sind damit in erster Linie gemeint, sondern der darin verborgene Zusammenhang, nicht eine vermeintlich voraussetzungslose Empirie, sondern die Konstruktion des Historikers im empirischen Material, nicht wie es *wirklich*, sondern wie es *eigentlich* gewesen – und dieses eigentliche Wesen der Geschichte, dieses „es", das Ranke darstellt, sind historische Ideen.[79]

Nur mit diesen idealistischen Voraussetzungen ist Rankes Geschichtsschreibung zu verstehen. Nur sie erhellen deren ungeheuren Anspruch: die (göttlichen) Ideen, die sich in der Geschichte offenbaren, nicht begrifflich

79 Anders Walther Peter Fuchs: Was heißt das: ‚bloß zeigen, wie es eigentlich gewesen'? In: *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht* 30 (1979), S. 655–667; Konrad Repgen: Über Rankes Diktum von 1824: ‚bloß sagen, wie es eigentlich gewesen'. In: *Historisches Jahrbuch* 102 (1982), S. 439–449; Michael-Joachim Zemlin: ‚Zeigen, wie es eigentlich gewesen'. Zur Deutung eines berühmten Rankewortes. In: *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht* 37 (1986), S. 333–350. Alle drei hantieren mit Parallelstellen, alle drei interpretieren die Äußerung mit Argumenten aus Rankes späteren Schriften, als bilde sein Gesamtwerk eine entwicklungslose, widerspruchsfreie Einheit. Auf die historische Darstellung in den *Geschichten* hingegen, in die die Vorrede doch einführt, beziehen sie Rankes Aussage nicht.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

freizulegen, sondern mimetisch darzustellen, sie nicht zu benennen, sondern zur sinnlichen Lektüreerfahrung der Leser werden zu lassen. In der Tat, Rankes *Geschichten* sind ein Vexierbild. Je länger man darin liest, desto mehr implizit ausgedrückte Zusammenhänge und Ideen entdeckt man. Das entspricht Rankes eigener Erfahrung als Geschichtsforscher. Wie er als transzendentalphilosophisch geschulter Historiker bei der kritischen Rekonstruktion des Geschehenen die höhere Notwendigkeit umfassender Zusammenhänge entdeckte, so sollen die Leser seiner idealisierten, gereinigten, zurechtgemachten, scheinbar aber naiv konkreten Darstellung ebenfalls darauf stoßen können. So schreibt Ranke die Hieroglyphe Gottes, so stellt er die heilige Schrift der Geschichte dar: als Mimesis der Ideen *im* historischen Geschehen.

Das unterscheidet Ranke prinzipiell von der vorkritischen Geschichtsschreibung. Es geht ihm nicht um die Nachahmung des historischen Geschehens selbst, es geht ihm nicht darum, seine Leser in die Situation von Augenzeugen zu versetzen und die Illusion zu erzeugen, sie erlebten die dargestellten Begebenheiten mit. Vielmehr halten sein Andeutungsstil, halten seine verfließenden Bilder und seine reservierte Nähe zu den Personen immer bewußt, daß die erzeugte Anschauung intellektuell ist, daß hier Ideen dargestellt werden, nicht „die Begebenheit selbst", wie Ranke in der Vorrede mißverständlich behauptet (viii).

Gemessen an diesem Darstellungsanspruch hat Ranke in seinem Erstling erstaunlich viel erreicht. Indem er Zeit und Raum oft ungefähr bezeichnet, das berichtete Geschehen gerade so weit rafft, daß seine Erzählung stets am Rande zur szenischen Darstellung bleibt, indem er in angedeuteten, bewegten, ständig zerfließenden Bildern erzählt und in den Erzählkommentaren Festlegungen verweigert (oder sie durch die Darstellung relativiert), erzeugt er tatsächlich jenes fragile Gleichgewicht zwischen Anschaulichkeit und Idealisierung, das seinem Darstellungsanspruch entspricht. Dreifach staffelt er seine Akteure, zeigt im Vordergrund das konkrete Handeln der Einzelnen, im Hintergrund die pittoresken Eigenschaften der beteiligten Völker, beide jedoch als Ausführende, als Gehilfen oder Ressourcen seiner eigentlichen Protagonisten, der Dynastien. Mit ihnen gewinnt er eine Kategorie, wie sein Darstellungsanspruch sie erfordert: Einerseits Verbände von konkreten Personen, die Bündnisse schließen, heiraten, Kriege führen, rivalisieren, Herrscher von Völkern, deren politische Ordnungen sie bestimmen, verfolgen die Dynastien andererseits generationenübergreifende Tendenzen, erweisen sie sich in Rankes Darstellung als geistige Ordnungsschemata, schließen sie, erweitert um die drei „ursprünglichen Beschäftigungen der Menschheit", Krieg, Handel und Priesterschaft, dem Historiker die gesamte frühneuzeitliche Geschichte auf.

Diese Geschichte beginnt, so die implizite These von Rankes Darstellung, mit dem Kampf um Italien: Er bringt die wichtigen europäischen Dyna-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

stien in Verbindung, enthüllt ihre Ziele, klärt ihre Beziehungen, erzeugt ihre Bündnisse und Rivalitäten, er schafft die Konstellation für die Jahrhunderte bis zu Rankes Gegenwart. So unübersichtlich seine Erzählphasengliederung zunächst wirken mag, so viele Einzelne, Dynastien und Völker sie einbezieht, sie gewinnt jenem Schlüsselereignis der neuzeitlichen Geschichte die Einheit des Ortes und die Einheit der Handlung ab. Indem Ranke sie an den Vorstößen der französischen Könige ausrichtet, verleiht er dieser Handlung sogar die – relative – Geschlossenheit, die der Geschichtsschreiber im historischen Geschehen maximal aufweisen kann. Und zwar gilt dies bereits für die vorliegenden Bücher. Bis zu seinem Zielpunkt hat Ranke das Werk nicht geführt,[80] keineswegs jedoch ist es darum Fragment. Das Ende des zweiten Buches stellt durchaus einen sinnvollen Einschnitt dar; die beiden Geschehenssequenzen, in die Ranke seine Haupthandlung gliedert, die Geschichten Karls VIII. und Ludwigs XII. in Italien, sind zu einem sinn- und bedeutungsvollen Abschluß gebracht.

In sich ist Rankes Erzählung geschlossen. Das heißt, sie beruht auf einem strengen Konzept, sie besitzt ein solches Konzept. Anders als in der Rezeptionsgeschichte immer wieder behauptet, stellen Rankes *Geschichten* keine konturlose Darstellung beliebiger Individualitäten dar, sind sie keine Geschichtsschreibung ohne Problem. Ja, ihr Problem ist sogar ein spezifisch historisches, ein politisches: der Aufstieg der großen, legitimen Dynastien und der Untergang der kleinen, illegitimen. Für die Restaurationsepoche eine aktuelle politische Frage, wurde sie nach 1830 möglicherweise nicht einmal mehr erkannt. Schneller als vorauszusehen wurde das dynastische Geschichtsdenken des jungen Ranke anachronistisch, entwickelte er selbst es in den Aufsätzen für die *Historisch-politische Zeitschrift* zum Konzept der großen Mächte weiter,[81] standen spätere Leser dem politischem Problem der *Geschichten* verständnislos gegenüber. Das ist der erste Grund, warum Ranke das Werk nicht vollendete.

Der zweite Grund sind die inneren Probleme, die die Darstellung aufgeworfen hatte. Seine Erzählphasen gliedert Ranke in all die nachholenden Vorgeschichten und Seitenstränge, die für eine universalhistorische Völker- und Staatengeschichte gefordert wurden, nicht bedenkend, daß seine eigentlichen Akteure weder Völker noch Staaten waren, sondern Dynastien. Er hatte ein Genre gewählt, das seine politischen Kategorien nicht recht zur Geltung brachte

80 Der Titel der *Geschichten* weist als Abschluß auf das Jahr 1535, vermutlich also auf das Bündnis, das Franz I. in diesem Jahr mit den Türken schloß: Mit ihm hätte sich die Tendenz der französischen Monarchie, von der Ranke ausgegangen war, hätten sich die Kreuzzugspläne Karls VIII. in ihr genaues Gegenteil verkehrt.

81 Vgl. das Nachwort von Ulrich Muhlack zu Leopold von Ranke: *Die großen Mächte. Politisches Gespräch*. Hrsg., kommentiert und mit einem Nachwort versehen von Ulrich Muhlack. Frankfurt 1995, S. 113–139.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

und vor allem: Es durchkreuzte sein Bemühen um Prägnanz und Faßlichkeit. Ständig brachte es das empfindliche Gleichgewicht durcheinander, in dem zwischen Anschaulichkeit und Idealisierung, Verbildlichung und Abstraktion, die historischen Ideen erscheinen sollten. Ständig zwang es Rankes Erzählhaltung aus der ihr gemäßen reservierten Nähe in weit ausholende Vorgeschichten, immer wieder führte es von der Bühne Italien auf zahlreiche Nebenschauplätze. Für die Einheit der Haupthandlung zerstückelte es die Geschichten von Frankreich, Spanien, Österreich und der Schweiz, von Neapel, Florenz und Venedig; um den komplexen Zusammenhang des Ganzen sichtbar zu machen, vernachlässigte es die innere Entwicklung der Dynastien. Immer drohten seine Konstruktionen die einzelne Begebenheit zu mediatisieren, immer wieder ging der Willen Gottes in der Geschichte doch nur aus retrospektiven Zirkelschlüssen hervor.

Zudem mußte Ranke den Reaktionen seiner Leser entnehmen, daß er sie überfordert hatte. Offenbar verstanden sie seine Darstellung nicht. Offenbar erkannten die wenigsten sie als Vexierbild, vermochte kaum einer in den konkreten Elementen die gemeinten Ideen zu erkennen. Wie die meisten Erzeugnisse der romantischen Schule erwiesen Rankes *Geschichten* sich als esoterisch. Dabei sollten sie mit ihrer Anschaulichkeit und vermeintlichen Naivität doch volkstümlich sein, sollten sie den Kreis der Fachgelehrten überschreiten, sollten sie von allen gelesen werden können. Der gesamten Nation sollten sie die transzendentalphilosophisch-religiöse Geschichtserfahrung der Romantiker vermitteln. Das erwies sich als Illusion. Den Traum von der romantischen Geschichtsschreibung: indem Rankes *Geschichten* ihn verwirklichten, zeigten sie, daß er auf falschen Voraussetzungen beruhte.

Das führt zu dem dritten Grund, aus dem Ranke das Werk nicht vollendete: sein Verhältnis zu den verwendeten Quellen. Wie die Aufklärer und die Romantiker betrachtete Ranke nur die darstellende Historie als eigentliche Geschichtsschreibung, wie seine Zeitgenossen orientierte er seine Vorstellung von dieser Historie an dem, was Hegel in seiner Typologie historiographischer Hervorbringungen die „ursprüngliche Geschichte" nennt.[82] Die Romantiker bezeichneten dieses Genre *pars pro toto* als Chroniken, rechneten aber auch die literarischen Geschichtswerke von Herodot, Thukydides und Tacitus dazu sowie die chronikalische Historiographie des späten Mittelalters und der Humanisten.[83] Entscheidend ist, daß sie es als die ursprüngliche Form der Geschichtsschreibung verstanden, als *die* Form der Geschichtsschreibung schlechthin, als elementares Protokoll des historischen Geschehens, auf eigenem Miterleben und der Befragung von Augenzeugen beruhend, an Vollstän-

82 *Werke* 12, S. 11–14 und S. 543–549.

83 S. z.B. August Wilhelm Schlegel (DLD 17, S. 11–14; DLD 18, S. 54 f.), Friedrich Schlegel (KA 6, S. 34 f. und 37–39).

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

digkeit, Lebendigkeit und Treue nicht zu übertreffen, durch andere Quellen allenfalls in Details zu korrigieren, aber nicht zu ersetzen. Nur solche erzählenden Quellen verwendete der Lehrer Ranke in seinem Geschichtsunterricht, vorwiegend solche erzählenden Quellen fand er in der Westermannschen Bibliothek in Frankfurt an der Oder vor, fast ausschließlich auf solche Quellen gründete er sein erstes historiographisches Werk.

Diese Quellen hatten eine doppelte Bedeutung für ihn: Sie dienten ihm als Informationsgrundlage und Darstellungsideal zugleich. Wovon August Wilhelm Schlegel und Niebuhr nur träumten, Ranke versuchte es in der Praxis: die erzählenden Quellen mit allen Kniffen der historischen Kritik zu berichtigen und zu ergänzen, die Arbeit dieser Kritik aber unsichtbar zu machen und ihre Ergebnisse wieder so darzustellen wie in den Quellen. Dieser zweiten, höheren, reflektierten Unmittelbarkeit diente die tümelnde Sprache, diente die Anschaulichkeit, diente das Erzählen am Rande der szenischen Darstellung. Im Ursprung diente ihr auch die historische Kritik – bis sie sich verselbständigte und Rankes Darstellungsideal die Grundlage entzog.

Wie bei Niebuhr sollte die Kritik, der Ranke seine Quellen unterwarf, diese Quellen sichern: Indem er die Befangenheiten, Fehler und Ungenauigkeiten der kanonischen Autoren korrigierte, dachte er ihre Autorität zu stärken, um sie desto ruhiger zur Grundlage seiner Darstellung zu machen. Stattdessen zwang ihn die Kritik, seine Einschätzung dieser Autoren vollständig zu revidieren. Sie waren eben, das ist die Pointe der nach den *Geschichten* entstandenen *Kritik neuerer Geschichtschreiber*, nicht die ursprüngliche, nicht die vornehmste, nicht die erste und nächste Quelle für das historische Geschehen, sie waren durch andere Quellen zu überprüfen, sie waren insgesamt durch andere Quellengattungen zu hintergehen. Daraus folgte, daß der kritische Geschichtsschreiber seine Darstellung nicht wie bisher auf die *historia perpetua* gründen konnte, vielmehr hatte er sich gleich jenen anderen, besseren, dem Geschehen näheren Quellen zuzuwenden, auf denen auch die erzählenden Quellen beruhen. Ranke hat diese Konsequenz denn auch bald gezogen.[84] Schon für den geplanten zweiten Teil der *Geschichten* wandte er sich einer neuen Quellengattung zu: den Berichten der venetianischen Gesandten an den europäischen Höfen, immer noch Augenzeugenberichten also, aber überwiegend echten, vertrauenswürdigen, durch ihren pragmatischen Zweck verläßlichen Augenzeugenberichten, während die Autopsie der Geschichtsschreiber sich allzuoft als fingiert erwiesen hatte. Den Zugang zu diesen venetianischen Relationen erlangte der junge Professor in Berlin, den dortigen Bestand zu ergänzen war der Zweck seiner Studienreise nach Wien und Italien, auf diese Quellen gründete er seine Werke von den *Fürsten und Völkern Südeuropas* (1827) bis zur Papstgeschichte (1832–36). Auch die venetiani-

84 Das Folgende nach Hermann Oncken: *Aus Rankes Frühzeit*.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

schen Relationen jedoch erwiesen sich bei der Arbeit mit ihnen als unzuverlässig, auch sie mußten durch das Urkunden- und Aktenmaterial, das Ranke in den besuchten Archiven entdeckte, ständig korrigiert werden. Deshalb wandte er sich in letzter Konsequenz, seit der Arbeit für die *Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation*, ganz dem Aktenmaterial zu. Bereits am Schluß der kritischen Beilage zu seinem Erstling deutet Ranke in einem Abschnitt „Von dem, was noch zu thun sey" diese Entwicklung an:

> Das wichtigste aber ist ohne Zweifel in Deutschland selbst zu thun. Es sind über diese Zeit Acten, Briefe, Lebensbeschreibungen, Chroniken von der größten Wichtigkeit vorhanden, für die es aber ist, als wäre die Buchdruckerkunst noch gar nicht erfunden. (*Kritik*, S. 177)[85]

Im Folgenden entwirft er ein umfangreiches Programm zur systematischen Sammlung und Edition der genannten Quellengattungen, wobei er die Reichstagsakten voranstellt, die „gesandtschaftliche[n] Schreiben" aber als die „allerwichtigsten" Quellen bezeichnet (*Kritik*, S. 179). Schon hier also ist die Bedeutung der erzählenden Quellen relativiert, schon hier hatten sie ihre Autorität als Informationsquelle verloren. Wie sollten sie da als Darstellungsideal ihre Autorität bewahren? Mit seinen *Geschichten* realisierte Ranke den Traum von einer neuen, kritischen Geschichtsschreibung in der Form der erzählenden Quellen, mit seiner kritischen Beilage entzog er diesem Traum die Grundlage. Die Diskussion der Aufklärer und Romantiker kommt hier an ein Ende: Ranke erfüllt ihre Forderungen und zeigt zugleich, daß ihre entscheidende Voraussetzung nicht stimmte. Die kritische Geschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts konnte sich nicht länger an der *historia perpetua* orientieren, sie mußte eigene Formen der erzählenden Historie entwickeln. Mit seinen historiographischen Werken seit der Papstgeschichte hat Ranke entscheidend dazu beigetragen.

In der historiographiegeschichtlichen Diskussion um den Beginn der modernen Geschichtswissenschaft hat man Rankes erstes Buch unlängst als Ausdruck von Professionalisierung gedeutet. Es setze die transzendentalen Annahmen der neuen, idealistischen Erkenntnistheorie stillschweigend voraus,

85 S. auch Rankes *Geschichten*, S. 93: „Wer sich in diese trocknen Studien [über die Verhältnisse im Reich, J.S.] ganz vertiefte, wem alle Bücher, zumal die Wahlacten der geistlichen Fürsten zur Hand wären, der könnte von Friedrichs III. Zeit eine neue, dem Häberlin ganz unähnliche, auf Personen und lebendige Verhältnisse gegründete Geschichte entdecken." Vgl. aber auch S. 234, wo Ranke beklagt, daß die Bemühungen um eine Reichsreform keinen zeitgenössischen Chronisten fanden und deshalb für die Nachwelt nie jene Lebendigkeit erlangen könnten, die ein Augenzeugenbericht ihnen verliehen hätte. Das ist noch das alte Denken in den Kategorien der *historia perpetua*, das belegt einmal mehr, daß Vorrede, Einleitung und *Kritik* eine spätere Bewußtseinsstufe repräsentieren als die Darstellung in den *Geschichten*, daß von diesen nicht auf jene zurückgeschlossen werden darf.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

etabliere neue Maßstäbe der Quellenkenntnis und Quellenkritik, ohne darüber viele Worte zu verlieren, breite vor seinen Lesern weder die Mühen der wissenschaftlichen Detailforschung aus noch die Reflexionen über die Darstellungsform, sondern präsentiere ohne Umschweife das Ergebnis all dieser Vorarbeiten. Mit diesem gedrängten, abkürzenden, die Zwischenschritte überspringenden Stil vollziehe es den Durchbruch zu einem neuen: dem historistischen Wissenschaftsparadigma in der Historie.[86]

Die hier gewonnenen Ergebnisse bestätigen diese Diagnose, modifizieren aber ihre Deutung. Schon die Rezeptionsgeschichte von Rankes Erstling zeigt, wie wenig die professionellen Historiker mit Rankes Darstellung anzufangen wußten. Weder bei ihrem Erscheinen noch später scheint ihr Darstellungsanspruch erkannt und verstanden worden zu sein; aus dem 19. Jahrhundert gibt es kein einziges Zeugnis einer gelungenen Rezeption. Als professionell, als wissenschaftlich wurden ausschließlich Vorrede und Einleitung, vor allem aber die Beilage anerkannt, gerade die Texte also, in denen Ranke wenigstens indirekt die Zwischenschritte vorführte, die er in seiner Darstellung aussparte. Das gibt einen Hinweis auf deren Status. Indem Ranke seine Arbeit als Forscher aus der literarischen Darstellung heraushielt, indem er darauf verzichtete, seine methodischen Schritte einzeln zu rechtfertigen, gibt er zu verstehen, daß er diese Schritte als Vorarbeiten betrachtet, die er für abgeschlossen hält. Der wissenschaftlichen Diskussion bleiben sie weithin entzogen, Revision und Korrektur sind für sie nicht vorgesehen (außer durch den Autor selbst), als abgeschlossenes Ganzes ist ihre Darstellung kaum wieder aufzubrechen.

Das macht deutlich: Rankes Darstellung ist eben kein Gebrauchstext, keine wissenschaftliche Studie, der nach dem Durchbruch des Forschungsprinzips die eigene Vorläufigkeit immer schon einbeschrieben ist.[87] Vielmehr beansprucht sie wie die alte, erzählende Historie, wie die traditionelle Geschichtsschreibung bleibende Geltung. Nur die Begründung hat sich verändert. An die Stelle des unersetzbaren Augenzeugen tritt der erkenntnisgewisse Geschichtsschreiber, dessen Darstellung seine, im Modus der intellektuellen Anschauung gewonnene, notwendige Geschichtserkenntnis ein für alle Mal gültig zum Ausdruck bringt.

86 Walther: Der ‚gedrungene' Stil. Walther betrachtet vor allem Rankes „Erwiderung auf Heinrich Leo's Angriff", eine Rechtfertigung, in der Ranke sich gegen den Vorwurf verteidigt, seine *Geschichten* seien fehlerhaft und konfus. Naturgemäß hebt er dabei die wissenschaftlichen Elemente seines Werks hervor.

87 Anders Baur: *Versuch*, S. 61 f. Dessen Behauptung, der Vorrang des Forschungsprinzips zeige sich an Rankes Gewohnheit, seine Geschichtswerke mit jeder Auflage zu überarbeiten, wäre durch genaue Textanalysen erst einmal zu prüfen. Im Fall der *Geschichten* beschränkt die die Neuausgabe von 1874 sich auf stilistische Retouchen; an der Gegenstandskonstitution durch die Fabel ändert sie nichts.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Mit diesem Anspruch schreibt Ranke sich mindestens so sehr aus der Profession heraus, wie er sich durch seine kritische Beilage in sie eingeschrieben hatte. Jeden Zunfthistoriker mußte eine solche Darstellung provozieren, war aus ihr doch gerade das getilgt, was er als das Wichtigste, das wissenschaftlich Wertvolle ansah. Nur so ist die Aversion zu verstehen, mit der ein Leo, ein Schlosser, ein Rehm, ein Droysen auf Ranke reagierten.

Fragwürdig erscheint deshalb auch die Behauptung, die seit der Aufklärung geforderte, von Schiller, Johannes von Müller und Ranke ins Werk gesetzte Literarisierung der Historie stelle einfach die Kehrseite ihrer Verwissenschaftlichung dar.[88] „Verwissenschaftlichung", damit ist hier die Durchsetzung des methodisch geregelten Forschungsprinzips gemeint. Das Wissen sei von den einzelnen Wissenden abgelöst, sei zu einem allgemeingültigen System wahrer Sätze entwickelt, sei zum Selbstzweck erhoben worden, dessen Gewißheit methodisch gesichert werde – eben durch die Mühe der Forschung. Als (Quellen-) Kritik zersetze sie die bedeutungsvollen Geschichten der Überlieferung, löse sie deren Einheiten auf in ein Aggregat gesicherter, aber unverbundener Tatsachen, entfremde sie die Forscher von ihrem Wissen über die Vergangenheit. Diesem Zersetzungs- und Entfremdungsprozeß wirke die Ästhetisierung der Historie entgegen. Im Medium der kunstvollen, literarischen Erzählung erzeuge sie einen Schein von Ganzheit, wenigstens symbolisch stelle sie die Illusion eines umfassenden Lebenszusammenhangs wieder her, die Mühe der rationalen Forschung verwandele sie in den Genuß der sinnlichen Darstellung.

Wissenschaft und Kunst werden hier komplementär bestimmt – als wäre die Wissenschaft nur rational und die Kunst nur sinnlich, die Wissenschaft nur Analyse, die Kunst nur Synthese, als bestünde die Geschichtswissenschaft nur aus mühevoller Quellenkritik und die historische Kunst nur aus schönem, leider unrealistischem Schein. Auf welcher Seite dabei das Schwergewicht liegt, auf welcher Seite sich diejenigen sehen, die mit solch restringierten Bestimmungen arbeiten, ist klar. Die Geschichtsschreibung von Schiller bis Ranke erscheint ihnen bestenfalls als rührende Kompensation, als Panazee für die ärgsten Folgen der Modernisierung,[89] schlimmstenfalls aber als ideologische Vernebelung, als arglistige Täuschung über das der Moderne einzig angemessene Geschichtsbewußtsein, als ästhetisch erschlichenes Trugbild von Ganzheit in einer fragmentierten, entfremdeten Welt.[90]

88 So z.B. Wolfgang Hardtwig: Die Verwissenschaftlichung der Historie und die Ästhetisierung der Darstellung. In: *Formen der Geschichtsschreibung*, S. 147–191. Wieder in ders.: *Geschichtskultur und Wissenschaft*, S. 58–102. Mit etwas anderem Akzent Daniel Fulda: *Wissenschaft aus Kunst*.

89 So Wolfgang Hardtwig: Die Geschichtserfahrung der Moderne und die Ästhetisierung der Geschichtsdarstellung: Leopold von Ranke. In: *Geschichte und Gesellschaft* 23 (1997), S. 99–114.

90 So z.B. Hans Robert Jauß: Der Gebrauch der Fiktion, S. 415–451.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Ihrem Gegenstand werden diese Deutungen nicht gerecht, verstellt ihnen doch ihr eigenes, positivistisch verkürztes Wissenschaftsverständnis den Blick. Was sie Rankes Darstellung ankreiden, den Schein von Ganzheit, die Illusion eines geschlossenen Lebenszusammenhangs, ergibt sich in Wirklichkeit aus Rankes idealistischem Begriff von Wissenschaft. Wissenschaftliche Positionen sind es, die der Geschichtsschreiber Ranke zum Ausdruck bringt, historische Ideen, die seine Geschichtsschreibung zum Thema macht. Nur ist das eine Wissenschaft, die entschieden von transzendentalen Voraussetzungen ausgeht: über die theoretische Vernunft ebenso wie über die praktische, die deshalb eine Ideenlehre ebenso einschließt wie eine Morallehre und eine Metaphysik. Die Synthese, die Ganzheit, die Rückverwandlung der disparaten Tatsachen in geistiges Leben, in Sinn und Bedeutung, der Gebrauch der Einbildungskraft, der intellektuellen Anschauung, der Rührung, all das gehört zu Rankes Wissenschaft; seine literarische Darstellung ist nur die diesem Wissenschaftsverständnis angemessene Form.

Insofern ist die Literarisierung der Historie tatsächlich die Kehrseite einer wissenschaftlichen Revolution: nicht als vorübergehende Milderung eines linearen Verwissenschaftlichungsprozesses hin zu immer genauerer, immer nüchternerer, immer aufgeklärterer Tatsachenbastelei, sondern als gültiger Ausdruck einer bestimmten Art von Wissenschaft, einer Wissenschaft, die wie die Kunst alle Vermögen des Menschen einbezieht, die wie die Kunst auf umfassende Erkenntnis zielt, die durch die Einheit des Menschlichen in anderem Material als die Kunst und mit anderen Verfahren doch mit ihr konvergiert.

Man mag diesen Wissenschaftsbegriff ablehnen (schon in seiner Zeit war er keineswegs unumstritten), man mag ihn als metaphysisch bekämpfen – man sollte es nicht unter einem Vorwand tun.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

SCHLUSS: KEINE ANGST VOR CLIO

[…] alias in historia leges observandas […], alias in poemate.[1]

Worin soll sie nun bestehen, jene angebliche Ästhetisierung der Historie durch das Erzählen? jene angebliche Fiktionalität der Geschichtsschreibung? Die eingehenden Werkanalysen haben sie nicht zu entdecken vermocht.

Richtig ist und als Ergebnis für die weitere Diskussion festzuhalten: Es gibt kein absolutes Kennzeichen, das Geschichtsschreibung und Geschichtsdichtung, pragmatische und fiktionale Texte voneinander unterscheidet. Alle Erzählmerkmale, die man konventionellerweise für solche Kennzeichen halten möchte, erweisen sich bei näherem Hinsehen als uneindeutig.[2]

Etwa die auktoriale Erzählperspektive mit der Fähigkeit, ins Innere der Protagonisten zu schauen, in ihre Erwägungen und Absichten, ihre Gefühle und Leidenschaften, in eine persönliche Tiefenschicht, von der die Quellen gewöhnlich schweigen: auch die Geschichtsschreiber Schiller und Ranke nehmen diesen Blick für sich in Anspruch, auch sie stellen diese Tiefenschicht dar, indirekt anhand von Gebärde und Verhalten, direkt durch Erzählerkommentare, stellenweise fast unmittelbar in Form der erlebten Rede. Oder das wirkungsästhetische Moment des Rührenden, die Emotionalisierung der Leser bis hin zur Erschütterung: Schiller und Ranke arbeiten damit wie Maler mit grellen Farben, sparsam, aber gezielt.

Auf der anderen Seite verzichten auch die Romanciers keineswegs etwa auf den Wirklichkeitsbezug durch verbürgte Eigennamen, Landschaften, Orte, Ereignisse. Auch die Verfahren der Historiker, ihren Wirklichkeitsbezug nachzuweisen, als Quellenbezug nämlich, durch Zitate und Fußnoten, tauchen bei

1 Cicero: *De legibus* I 1, 5.

2 So auch Hans Michael Baumgartner / Jörn Rüsen: Erträge der Diskussion. In: *Erzählforschung*, S. 691–701. Anders Gerard Genette: Fiktionale Erzählung, faktuale Erzählung. In ders.: *Fiktion und Diktion*, S. 65–94. Genettes Versuch, an den Fiktionalitätsindices Käte Hamburgers festzuhalten, beruht auf einer positivistisch verkürzten Vorstellung der „faktualen Erzählung". Vorkritisch hält Genette diese für einen faktographischen Diskurs, in dem jede Vermutung oder Erklärung als unsicheres Einsprengsel gekennzeichnet werden könne (a.a.O., S. 77 f.). Daß ihr Gegenstand insgesamt eine Konstruktion darstellt, die überall Setzungen, Vermutungen und Annahmen enthält, bedenkt er nicht. Allerdings gebraucht er bei genauem Hinsehen höchst relativierende Formulierungen, konzediert er durchaus, daß die angeblichen Fiktionalitätsindices auch in „faktualen Erzählungen" auftauchen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

den Geschichtsdichtern wieder auf. Wieland und Kleist zitieren Dokumente, geben Belegstellen an, ihre Erzählinstanzen gerieren sich als Quellenkritiker und Forscher. Es gibt kein Textelement der einen Seite, dessen sich nicht irgendwann auch die andere Seite bedient hätte. Geschichtsschreiber und Romanciers stehen in dem hier untersuchten Zeitraum in ständigem Austausch. Sie orientieren sich aneinander, lernen voneinander, konkurrieren miteinander, übernehmen die erzählerischen Innovationen der anderen Seite – das macht ihre Texte an der Oberfläche zum Verwechseln ähnlich.

Gleich jedoch macht es sie keineswegs. Denn nicht einzelne Merkmale entscheiden über den Status der Texte, sondern wie und das heißt wozu sie verwendet werden, nicht ihr Vorhandensein oder Fehlen, sondern die Art ihres Gebrauchs. Allerdings ist das nicht zu erkennen, solange isolierte Elemente aus den Texten herausgelöst und neben andere Textsorten gehalten werden. Nur einer Methode, die danach fragt, wie die Erzählkategorien im einzelnen realisiert, wie sie belegt werden, wie ihre Belegungen untereinander zusammenhängen und welche Wechselwirkung sie haben, geben die verschiedenen Erzählelemente den Status der Texte zu erkennen.

Dann zeigt sich nämlich, daß z.B. der Blick ins Innere der Protagonisten im Fall der Geschichtsschreibung nicht irgendwelche Erfindungen zum Gegenstand hat, sondern methodisch gewonnene Mutmaßungen darüber, wie eine Person aufgrund bekannter Charaktereigenschaften in einer gegebenen Situation gedacht haben müßte. Was in der antiken und humanistischen Geschichtsschreibung die erfundenen Reden darstellten: idealtypische Rekonstruktionen im Sinne Max Webers, wird in der Geschichtsschreibung einer innerlich gewordenen Moderne als Innenschau entwickelt, nicht begrifflich erörternd wie in einer Untersuchung, sondern dem mimetischen Charakter der Geschichtsschreibung entsprechend anschaulich konkret. Der hypothetische Status des solcherart Dargestellten wird dabei in keiner Weise verleugnet. Vielmehr gebrauchen die Geschichtsschreiber Schiller und Ranke, wie oben gezeigt, zahlreiche Mittel der Einschränkung und Distanzierung, die die Innensichten stets auf die Erkundungs- und Darstellungsarbeit der Erzählinstanz zurückbeziehen, den literarisch kompetenten Lesern also signalisieren, daß sie hier das Analogon zu einer begrifflichen Konstruktion vorgelegt bekommen.[3]

Genauso verhält es sich mit dem vermeintlichen Quellenbezug in der autonomen Geschichtsdichtung. Hält man die Fußnoten und Literaturangaben in Wielands *Agathon* neben die durchgängige Ironie der Erzählinstanz, so

3 Ein Beispiel für die methodisch kritische Deutungsarbeit des Historikers, die solchen Innensichten zugrundeliegt, in der Darstellung aber vorausgesetzt wird, gibt Ranke in seiner „Erwiderung auf Heinrich Leo's Angriff", vgl. dazu Walther: Der ‚gedrungene' Stil, S. 111 ff.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

werden sie sofort als spielerischer Gestus erkennbar. Selbst wo dieser Gestus bitter ernst genommen ist wie im *Michael Kohlhaas* durchkreuzen epische Unbestimmtheiten, Leerstellen und immanente Widersprüche den vermeintlichen Bezug auf die Prozeßakten. Erst dieser Zusammenhang, die Kombination der erzählerischen Mittel macht den fiktionalen Charakter des Textes deutlich, dann allerdings unmißverständlich.

Noch einmal sei betont, daß damit ein immanentes Kriterium für die Beurteilung der verschiedenen Textsorten gewonnen ist. Die Fiktionalität von Kleists *Kohlhaas* beruht nicht auf der Tatsache, daß Kleist seine Prozeßakten erfunden hat. Selbst wenn er die wirklichen Akten gekannt und verwendet hätte, durch die Art ihres Gebrauchs hätte er damit – sein Umgang mit dem authentischen Lutherbrief zeigt es – einen fiktionalen Text erzeugt. Denkbar und bereits erprobt ist eine Geschichtsdichtung, die vollständig aus Realitätspartikeln besteht und die künstlerische Arbeit auf Segmentierung, Kombination und Montage beschränkt; gerade durch diese extreme Reduktion der Erzählinstanz gibt sie sich als fiktional zu erkennen.

Ausschlaggebend für den Status einer Geschichtserzählung scheint also die Art der Erzählinstanz zu sein. Das läßt sich mit dem transzendentalen Charakter der modernen Geschichtsschreibung begründen. Die hier vorgelegten Untersuchungen haben ergeben, daß die moderne Geschichtsschreibung nicht beansprucht, ein Abbild des historischen Geschehens vorzugaukeln. Der von ihr konstituierte Gegenstand ist nicht, wie die Ideologiekritiker ihr vorwerfen, das vergangene Leben selbst, sie behauptet nicht, eine Mimesis der Vergangenheit zu sein. Vielmehr konstituiert sie, transzendentalphilosophisch reflektiert, ein durch kritische Forschung gewonnenes, mit Hilfe der Einbildungskraft synthetisiertes, hypothetisches Erzählbild eigener Art, eine neues, auf die Gegenwart bezogenes Geschichtsbild. Als Mimesis des anschaulichen, engagierten, gleichwohl auf historische Wahrheit zielenden Geschichtsdenkens ihrer eigenen Zeit ist sie folglich zu verstehen.[4]

Wenn der von ihr konstituierte Gegenstand aber nur eine Hypothese darstellt, das erzählerische Analogon zu einer begrifflichen Konstruktion, wie unterscheidet er sich dann noch von den wirklichkeitsgesättigten Konstruktionen des modernen Geschichtsromans?

Inhaltlich bereitet diese Unterscheidung in der Tat zuweilen Schwierigkeiten: Zu sehr können die Interessen an der Geschichte sich überschneiden,

4 Auf diese Einsicht läuft Droysens Theorie der erzählenden Darstellung hinaus, auch wenn sie bei ihm zurücktritt hinter eine Polemik gegen das vorkritische, naiv objektivistische Verständnis von Geschichtsschreibung. Droysens Polemik trifft nicht die moderne Geschichtsschreibung seiner Zeit, etwa diejenige Rankes, sondern nur deren schlechte, auf einem Mißverständnis beruhende Rezeption, vgl. Johann Gustav Droysen: *Historik*. Historisch-kritische Ausgabe hrsg. v. Peter Leyh, Bd. 1. Stuttgart-Bad Cannstatt 1977, S. 229–249; 405 f.; 445–450.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

vor allem wenn die Geschichtsschreibung auch der moralischen Verhandlung historischer Fragen nicht ausweicht oder der Versuchung zur politisch gesellschaftlichen Wegweisung erliegt. Formal aber zeigt der Unterschied sich an der für jede Einzelheit geltenden Verpflichtung zur Referentialität. Welche Anliegen ein Geschichtsschreiber auch verfolgen mag, eines von ihnen muß stets die größtmögliche Annäherung an die historische Wahrheit sein. Anders verlöre der Begriff der Geschichtsschreibung seinen Sinn. Was immer den Geschichtsschreiber darüber hinaus umtreibt, den Standards der Geschichtsforschung muß er Genüge tun. Daraus aber erwachsen ihm pragmatische Pflichten, die sich in erster Linie auf die Erzählinstanz auswirken. Macht sie sich als (reale) Person kenntlich, die bereit ist, für ihre Aussagen auch in einer wissenschaftlichen Kontroverse geradezustehen? Übernimmt sie die Verantwortung für ihre Frage, ihre Problemstellung, ihre Quellenauswahl, ihre Methode, ihre Ergebnisse? Wenn sie das tut, werden diese pragmatischen Pflichten immer in ihre Erzählung hineinreichen und die Erzählweise prägen. Demgegenüber ist das fiktionale Erzählen gerade durch die Aufhebung dieser pragmatischen Pflichten charakterisiert – und zwar unabhängig davon, ob die Erzählinstanz dort die Erfüllung dieser Pflichten markiert.

Von einer Fiktionalisierung der Historie durch das Erzählen kann also keine Rede sein. Genausowenig aber kann von einer Ästhetisierung gesprochen werden.[5] Zutreffend ist die Beobachtung, daß einige der zentralen Erkenntniskategorien des frühen Historismus nicht ohne ein ästhetisches Moment auskommen, daß an der historistischen Geschichtserkenntnis immer äs-

5 Für Jörn Rüsen: *Ästhetik und Geschichte. Geschichtstheoretische Untersuchungen zum Begründungszusammenhang von Kunst, Gesellschaft und Wissenschaft*. Stuttgart 1976, S. 71, 89 u.ö. findet bereits im Geschichtsdenken des Historismus eine „Ästhetisierung der Geschichte" statt; der erzählenden Darstellung liege diese noch voraus. Ästhetisiert nämlich hätten die Historisten die Geschichte bereits durch die Annahme, das historische Geschehen sei „genauso geistig konstituiert […] wie die Kunst" (a.a.O., S. 80): Was in ihm verstehbar und sinnvoll sei, werde als Intention der Beteiligten eingebracht, Geschichte verstehen heiße die „objektivierten Intentionen" der geschichtlich Handelnden verstehen (ebd., S. 72). Das wäre in der Tat ein restringierender Verstehensbegriff – nur ist es weder ein ästhetischer (geht es doch auch bei der Kunstbetrachtung nicht darum herauszufinden, was uns der Künstler sagen wollte), noch ein historistischer, sondern einer, den Rüsen selbst dem frühen Historismus unter dem Namen eines ästhetischen untergeschoben hat. Wie Wehler deutet Rüsen den Historismus von der Diltheyschen Geistesgeschichte her: Es ist Diltheys neukantianisch reduzierter Geist-Begriff (Sinn als subjektiv gemeinter Sinn, als Intention, Verstehen als Nachvollzug), den Rüsen auf den frühen Historismus zurückprojiziert. Daß für die frühen Historisten die Ideen nur im Wechselspiel von Intentionen und Umständen „Daseyn in der Wirklichkeit" gewinnen, daß im historischen Sinn mithin immer schon nichtintentionale Momente aufgehoben sind, daß die historistische Geschichtserkenntnis deshalb stets Erklären und Verstehen verbindet, blendet Rüsen aus.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

thetische Vermögen beteiligt sind.[6] Von Schiller und Humboldt über Friedrich Schlegel und Ranke bis hin zu Droysen haben bereits die historistischen Geschichtstheoretiker selbst über diesen Anteil nachgedacht; in den oben vorgelegten Analysen ist immer wieder darauf hingewiesen worden. Gestritten jedoch wird über die Bewertung dieses Anteils, über die Bedeutung des Ästhetischen wie auch, um die Sprache der untersuchten Quellen aufzunehmen, über die Bedeutung der Einbildungskraft und der Kunst. Für die Ideologiekritiker der siebziger Jahre war das Ästhetische als solches eine Verfälschung der Realität, stiftet es doch Zusammenhang, Ordnung, Struktur, alles, worauf Bedeutung beruht – und das galt bereits als Selbsttäuschung, Erfindung, Ideologie. Argumentiert wird dabei mit der geschichtlichen Wirklichkeit – als hätten die Geschichtsforscher der siebziger Jahre direkten Zugang zu ihr, kennten sie sie besser als die Historisten des 19. Jahrhunderts.[7] Jedenfalls glaubten sie zu wissen, wie die Wirklichkeit wirklich ist und vor allem, sie glaubten zu wissen, wie sie nicht ist. Sinnhaft, strukturiert, in sich bedeutungsvoll soll sie auf keinen Fall sein. Vielmehr sollen Form, Zusammenhang und Bedeutung erst durch nachträgliche Projektionen in die Welt kommen, durch eine „Ästhetisierung" der an sich formlosen, chaotischen und sinnlosen Realität.

Dagegen wird in dieser Arbeit dafür plädiert, den Begriff des Ästhetischen wieder in der Grundbedeutung des Wortes *aisthesis* zu gebrauchen: im Sinne von ‚Wahrnehmung', ‚Gefühl', ‚Verständnis', als ein allen Verstandesoperationen vorausliegendes, ihnen allen (auch den begrifflich theoretischen) zugrundeliegendes Vermögen zur deutenden Apperzeption. Untrennbar sind in diesem Vermögen Empfänglichkeit und Produktivität, Sinnlichkeit und Sinnbildung miteinander verschränkt – auf das Moment der aktiven Formgebung und Deutung kann es nicht reduziert werden. Mit dem Schönen oder gar dem

6 Vgl. Irene Kruse: ‚More kin than kind' – Die historische Geschichtswissenschaft und die Literatur. In: *Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 56 (1982), Sonderheft: Kultur. Geschichte und Verstehen, S. 202*–225*, hier: S. 205* f.

7 „Geschichtliche Prozesse so allgemeiner Art, wie sie Ranke hier in den Blick genommen hat, pflegen in Wirklichkeit [!] nicht an einer Grenzlinie zwischen dem Alten […] und dem Neuen […] einander abzulösen, sondern gehen – wie uns heute die Strukturgeschichte zeigt [!] – unter mannigfachen Schichtungen, Überkreuzungen, Verspätungen und Verfrühungen ineinander über. Der Erzähler Ranke setzt sich mit Mitteln der perspektivierenden und verkürzenden Fiktion leichthin über die Heterogenität des Gleichzeitigen hinweg […]." (Jauß: Gebrauch der Fiktion, S. 429). Man halte diese Kritik neben das Ranke-Wort, auf das sie sich bezieht, neben Rankes Aussage, durch das Dasein Philipps des Schönen wehe schon der schneidende Luftzug der neueren Geschichte und entscheide: Ist die Binsenweisheit, die Jauß hier einklagt, in Rankes Metapher nicht bereits enthalten – nur prägnanter und dialektischer ausgedrückt als in Jauß' eigener, umständlicher Formulierung? Und wer von beiden, Jauß oder Ranke, ontologisiert hier seine Sicht der Geschichte?

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Kunstschönen hat das Ästhetische in dieser weiten Bedeutung noch nichts zu tun; keineswegs impliziert seine Beteiligung an der Geschichtserkenntnis eine „Beschönigung" der historischen Realität. Vielmehr meint es zunächst nur das Vermögen zur Wahrnehmung von Strukturen und damit von Sinn überhaupt. Es ist klar, daß dieses Vermögen an allen Einzeltätigkeiten der Geschichtsforschung beteiligt ist: von der Formulierung der Frage über das Sammeln der Quellen und der Arbeit der Kritik bis hin zur Darstellung der Ergebnisse – unabhängig davon, wie diese Darstellung im einzelnen aussieht.

Den Pionieren der modernen Geschichtsschreibung waren solche Vorstellungen aus der philosophischen Ästhetik vertraut. Nicht nur als Theorie der Kunst nämlich oder Metaphysik des Schönen stieg die Ästhetik im 18. Jahrhundert zu einer eigenen Disziplin auf – diese Gegenstände hätten die Philosophen, ihrer Tradition entsprechend, weiter als nachgeordnete Teilprobleme behandeln können –, sondern weil die genannten Bereiche im Fortgang der aufklärerischen Vernunftkritik als Spezialfälle eines grundsätzlichen Problems erkannt wurden. Immer deutlicher stellte sich heraus, daß die rationale Erkenntnis nicht die einzige Erkenntnisform war, immer weniger konnte die sinnliche Wahrnehmung bloß als Ablenkung oder Vorstufe der Ideen und Begriffe betrachtet werden. Vielmehr erwies die menschliche Sinnlichkeit sich als prinzipiell unhintergehbar, zeigte sich, daß ihr ein Eigenrecht zukommt, weil sie eine eigene Art von Erkenntnis umfaßt.

Als „Wissenschaft der sinnlichen Erkenntnis" hat Alexander Gottlieb Baumgarten deshalb 1750 die Ästhetik bestimmt, ihr die Theorie dieser Erkenntnisform aufgetragen.[8] Damit rückte er die sinnliche Erkenntnis in Analogie zum rationalen Denken, die sensitive Repräsentation von Welt in Analogie zur begreifenden.[9] Am Beispiel der Poesie, aber keineswegs nur für diese gültig zeigte er die Besonderheiten der sensitiven Vorstellungen: ihren Reichtum, verstanden als Fähigkeit, viele verschiedene Merkmale zu komplexen Einheiten zusammenzufassen, auch solche, die dem logischen Denken als unvereinbar und widersprüchlich gelten; ihre – allerdings nur extensive – Klarheit, verstanden als Fähigkeit, mit Merkmalen zu operieren, die zwar den

8 Das Folgende nach Brigitte Scheer: *Einführung in die philosophische Ästhetik*. Darmstadt 1997, S. 53–72.

9 Vgl. Michael Jäger: *Kommentierende Einführung in Baumgartens ‚Aesthetica'. Zur entstehenden wissenschaftlichen Ästhetik des 18. Jahrhunderts in Deutschland* (= Philosophische Texte und Studien. 1). Hildesheim, New York 1980, S. 33–40; Ursula Franke: *Kunst als Erkenntnis. Die Rolle der Sinnlichkeit in der Ästhetik des Alexander Gottlieb Baumgarten* (= Studia Leibnitiana Supplementa. 9). Wiesbaden 1972, vor allem S. 104–116; Horst-Michael Schmidt: *Sinnlichkeit und Verstand. Zur philosophischen und poetologischen Begründung von Erfahrung und Urteil in der deutschen Aufklärung (Leibniz, Wolff, Gottsched, Bodmer und Breitinger, Baumgarten)* (= Theorie und Geschichte der Literatur und der schönen Künste. Texte und Abhandlungen. 63). München1982, S. Kapitel IV.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Sinnen klar, dem Verstand aber nicht deutlich unterscheidbar sind; die darauf beruhende Lebhaftigkeit und Lebendigkeit der Einbildung, verstanden als Anreiz, die mannigfaltigen Vorstellungsketten immer aufs neue zu durchlaufen (wohingegen Begriffe durch ihre Beschränkung auf wenige Merkmale das Denken auf Resultate fixieren). Es ist deutlich und wird von Baumgarten auch ausgesprochen, daß die sinnliche Erkenntnis der begrifflichen überlegen ist, sobald es um die Repräsentation von Individualitäten geht. Das begriffliche Denken muß seine Gegenstände auf Fälle eines Allgemeinbegriffs reduzieren, es beschränkt die sensitiven Vorstellungen zugunsten eines bestimmten Erkenntnisziels; dagegen vermag das „sensitive Denken" (als Denken bezeichnet Baumgarten in der Tradition von Leibniz und Wolff das gesamte Vorstellungsvermögen, nicht nur das begriffliche) der Erkenntnis von Individualitäten näherzukommen, indem es einen Gegenstand nicht nur hinsichtlich seiner Gattungs- und Artmerkmale bestimmt, sondern Klarheit über die Fülle seiner individuellen Merkmale gewinnt.

In diesem Sinn kann das historiographische Erzählen verstanden werden: als eine Form der sinnlichen Erkenntnis;[10] als sensitive Konstitution und Repräsentation der Geschichte; als anschauliches und eben damit um Wahrheit bemühtes Geschichtsdenken. So jedenfalls wurde es – Schillers Produktionstheorie seiner Geschichtswerke zeigt das ebenso wie die Geschichtstheorie der Romantiker – von den Pionieren der modernen Geschichtsschreibung selbst aufgefaßt. So lassen sich auch die Merkmale erklären, die durch die oben vorgelegte Analyse von Schillers und Rankes Texten an den Tag gekommen sind: die Vermeidung von Begriffen und den damit verbundenen Festlegungen; die angestrebte Lebhaftigkeit der Vorstellungen; die Rührung, die sie erzeugen sollen; die Doppelstrategie im Verhältnis von explizitem Erzählkommentar und impliziter Darstellung; die Mehrdeutigkeit und Ambivalenz des Erzählten; das moralische und politische Engagement der Erzähler, das den verfochtenen Standpunkten zum Trotz gerade nicht in die Tendenzhistorie führt, sondern vielschichtige, uneindeutige, komplexe Geschichtsbilder hervorbringt; schließlich der Anspruch auf bleibende Geltung – in allen Einzelheiten entspricht das den Besonderheiten des sensitiven Denkens, wie Baumgarten es beschreibt. Wenn seine Auffassung zutrifft, wenn das sensitive Den-

10 Das heute so verbreitete Verdikt vieler Geschichtsforscher gegen das Erzählen und die Ästhetik als solche gemahnt frappierend an die pietistische Voreingenommenheit gegenüber der menschlichen Sinnlichkeit im 18. Jahrhundert. Diesen „catonische[n] Sittenlehrer[n]" hat schon der Baumgarten-Schüler Georg Friedrich Meier ins Stammbuch geschrieben, daß sie beim Wort Sinnlichkeit „nichts weiter denken, als die Erbsünde, und dasjenige, was die Schrift Fleisch nennt. Da nun das göttliche Gesetz die Kreuzigung des Fleisches befiehlt, […] so gefällt es diesen Herren, durch den Mischmasch ihrer Begriffe verleitet, die Ästhetik mit dem großen Banne zu belegen." (zitiert nach Scheer: *Einführung*, S. 57).

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ken tatsächlich eine Erkenntnisform eigenen Rechts ist, dann läßt sich nur von einer ästhetischen (sensitiv anschaulichen) Historie sprechen, nicht von einer ästhetisierten. Ob die Geschichte „in Wirklichkeit" unästhetisch ist, formlos, strukturlos, sinnlos, läßt sich, da wir zu dieser Wirklichkeit keinen Zugang haben, nicht klären; als vorwissenschaftliche Setzung, als Sache der lebensweltlichen Grundhaltung muß diese Frage aus der Geschichtstheorie ausgeklammert bleiben.[11] Dies bedeutet, daß es nicht zulässig ist, die ästhetische Historie durch ihren Gegenstandsbezug zu kritisieren, durch die Behauptung, sie sei der geschichtlichen Wirklichkeit nicht angemessen (zumal ihr Gegenstand gar nicht die vergangene Wirklichkeit ist). Als Kriterium für ihre Wis-

11 Aristoteles, das sei hier im Vorübergehen bemerkt, schließt entgegen der landläufigen Meinung die Möglichkeit einer sinnstrukturierten Wirklichkeit keineswegs aus. „Denn nichts hindert," sagt er im 9. Kapitel seiner *Poetik*, „daß von dem wirklich Geschehenen manches so beschaffen ist, daß es nach der Wahrscheinlichkeit geschehen könnte […]" (a.a.O., S. 31–33), nichts hindert wirkliche Begebenheiten, gut eingerichteten Fabeln zu gleichen. Es gibt, heißt das, Zufall und Willkür in der Welt, es gibt aber auch vorfindliche Einheiten und Sinnstrukturen. Wenn ein Geschichtsschreiber nicht Zeitabschnitte schildert: nicht gleichzeitige, aber innerlich zusammenhanglose Begebenheiten wie ein Chronist (vgl. *poet.*, Kapitel 23), sondern jene vorfindlichen Sinnstrukturen, relativiert sich die aristotelische Entgegenstellung von Dichtung und Historie – nur in Komparativen ist sie tatsächlich formuliert! Auch für Aristoteles also bilden Einheit und Geschlossenheit der Fabel kein hinreichendes Merkmal von Fiktionalität; entscheidend ist vielmehr auch für ihn, worauf diese Einheit beruht und welche Art von Gegenstand sie darstellen soll.
Auch in der Gegenwart finden sich ernst zu nehmende Theoretiker einer sinnstrukturierten Welt, sei es in der Phänomenologie (Wilhelm Schapp), der Literaturtheorie (Michel Butor, Karlheinz Stierle), der Wissenssoziologie (Thomas Luckmann) oder der Geschichtstheorie (Reinhart Koselleck). Vgl. Johanna Kahr: Literarische Darstellungsschemata, S. 591 f. mit Nachweisen. Ähnliche Positionen aus angelsächsischen Diskussionszusammenhängen wären zu ergänzen, etwa David Carr: Narrative and the Real World: An Argument for Continuity. In: *History and Theory* 25 (1986), S. 117–131; Roger C. Schank / Robert P. Abelson: *Scripts, Plans, Goals and Understanding*. Hillsdale / N.J. 1977; zu letzteren auch *Knowledge and Memory: The Real Story*. Hrsg. v. Robert S. Wyer, Jr. (= Advances in Social Cognition. 8). Hillsdale / N.J. 1995. So unterschiedlich diese Positionen sind, sie alle halten dafür, daß der Mensch in seiner lebensweltlichen Erfahrung immer schon „in Geschichten verstrickt" ist (Schapp), daß er die soziale Welt entweder gar nicht anders wahrnehmen kann als in Form von Geschichten oder daß diese selbst immer schon geschichtsförmig ist. Auch wenn dies überzogen sein mag – *eine* Form sozialer Sinnstrukturen stellen Geschichten sicherlich dar, ob man diesen Sinn nun den menschlichen Handlungszusammenhängen selbst zuschreibt oder ihrer immer schon erfolgten Deutung spielt für diese Feststellung gar keine Rolle. Diesen Sinn zu erkennen und auszudrücken bildet die Aufgabe jeder verstehenden Wissenschaft. Ist das schon ohne sinnliche Erkenntnis nicht möglich, so sollte auch die sinnliche Darstellung dieses Sinns einen legitimen Platz an der Seite der begrifflichen Explikation erhalten.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

senschaftlichkeit oder Unwissenschaftlichkeit zählt allein ihre innere Konstitutionslogik. Und diese genügt, das sollte hier gezeigt werden, den wissenschaftlichen Standards durchaus.

Es ist der Wunsch des Verfassers, daß diese Einsicht befreiend wirken möge. Sie besagt, daß die erzählende Darstellung ebenso wissenschaftlich ist und ebenso berechtigt wie ein Forschungsaufsatz oder eine Strukturanalyse. Sie besagt, daß unter den verschiedenen Repräsentationsmöglichkeiten der Historie die Geschichtsschreibung heute so gut wie je einen legitimen Platz beanspruchen darf – ja sogar einen bevorzugten, wenn das von ihr konstituierte Geschichtsbild reicher ist, vielfältiger, komplexer, bewegender, relevanter als ein begrifflich argumentativ entfaltetes. Nicht zuletzt besagt diese Einsicht, daß die erzählenden Historiker frei sind in der Wahl ihrer Mittel. Je nach Frage, Problemstellung, Gegenstand können sie als Erzähler vom Thriller die Montagetechnik übernehmen oder sich an den Aristotelischen Einheiten orientieren, können sie einen *stream of consciousness* darstellen wie im modernen Bewußtseinsroman oder sich, dem *nouveau roman* entsprechend, auf eine radikale Außensicht zurückziehen, können sie ihre Handlung in offene, fragmentarische Fabeln gliedern oder in geschlossene, können sie eine bestimmte Perspektive auf das Erzählte einnehmen oder viele wechselnde. Sie brauchen keine Scheu zu haben, von der fiktionalen Literatur zu lernen, von der künstlerischen sowenig wie von der unterhaltenden, vom Film sowenig wie von anderen Medien, sie dürfen alle erzählerischen Mittel gebrauchen – sofern sie dabei stets und in jeder Einzelheit ihrer pragmatischen Pflicht als Geschichtsforscher genügen, sofern sie mit dem Erzählen zugleich ihr Material und Verfahren offenlegen, sofern sie den durch das Erzählen konstituierten Gegenstand als methodisch reguliertes, hypothetisches Geschichtsdenken kennzeichnen.

Unbefangen könnte eine solche Geschichtsschreibung von den medialen Möglichkeiten unserer Zeit Gebrauch machen, ohne dabei auch nur ein Gran ihres Wahrheitsanspruchs preiszugeben. Medial kompetent könnte sie Geschichte als Wissenschaft und Geschichte als Erinnerung auf neue, historisch zugleich sehr ehrwürdige Weise aufeinander beziehen. Selbstverständlich kann es dabei nicht darum gehen, die Trennung der beiden Bereiche zurückzunehmen oder zu leugnen: Da diese Trennung ein Strukturmerkmal moderner Gesellschaften ist, ein Konstituens für ihre Entmachtung der Tradition, ein Garant ihrer gesellschaftlichen Dynamik, wäre jeder Versuch dazu ohnehin zum Scheitern verurteilt. Umso wichtiger wird die Fähigkeit, beide Bereiche vielfältig zueinander in Beziehung zu beziehen: nicht nur kritisch, nicht nur didaktisch, sondern auch, wie es immer das Prinzip der Geschichtsschreibung war, ohne Verleugnung der Antagonismen integrativ.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

LITERATURVERZEICHNIS

Abkürzungen

A	Kant: Idee zu einer allgemeinen Geschichte [...]
AW	Arnim: *Werke*.
Brw	Ranke: *Das Briefwerk*.
DLD 17–19	*A.W. Schlegels Vorlesungen über schöne Litteratur und Kunst*.
Fichte-GA	*Fichte-Gesamtausgabe*.
inst.	Quintilian: *Ausbildung des Redners*.
KA	Friedrich Schlegel: *Kritische Ausgabe*.
KpV A	Kant: *Kritik der praktischen Vernunft*.
Kritik	Ranke: *Zur Kritik neuerer Geschichtschreiber*.
Lebensspuren	*Heinrich von Kleists Lebensspuren*.
Nachruhm	*Heinrich von Kleists Nachruhm*.
NA	*Schillers Werke. Nationalausgabe*.
NBr	Ranke: *Neue Briefe*.
poet.	Aristoteles: *Poetik*.
Schriften	Novalis: *Schriften*.
Steig I–III	*Achim von Arnim und die ihm nahestanden*. Hrsg. v. R. Steig.
SW	Ranke: *Sämmtliche Werke* und Schelling: *Sämmtliche Werke*.
SWS	*Herders Sämmtliche Werke*.
Werke	Hegel: *Werke*.
WuN	Ranke: *Aus Werk und Nachlaß*.

I. Quellen

Achim von Arnim und die ihm nahestanden. Hrsg. v. Reinhold Steig und Hermann Grimm, 3 Bde. Stuttgart, Berlin 1894–1904. Reprographischer Nachdruck Bern 1970 [abgekürzt zitiert als: Steig I–III].

ADELUNG, Johann Christoph: *Versuch eines vollständigen grammatisch-kritischen Wörterbuches der Hochdeutschen Mundart, mit beständiger Vergleichung der übrigen Mundarten, besonders aber der Oberdeutschen*, 5 Thle. Leipzig 1774–1786.

ANONYM: Deutsche Helden der Vorzeit. In: *Bibliothek der Romane*, Bd. 18. Riga 1791, S. 73–100.

ANONYM: Verzeichniß verschiedener Erzählungen und Dialogen Deutscher Schriftsteller, die sich auf das griechische und römische Alterthum beziehn, oder doch in dem Kostume desselben gedichtet, und seit der Jahr 1753 erschienen sind. In: *Deutsche Monatsschrift* [Berlin] (1793) Bd. 2, S. 248–256.

ANONYM: Ueber den historischen Roman. In: *Annalen der Philosophie und des philosophischen Geistes von einer Gesellschaft gelehrter Männer* 1 (1795). Philosophischer Anzeiger, 21. Stück vom 13. May 1795, Sp. 161–164.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Anonym: Für und wider den sogenannten historischen Roman; in 2 Briefen. Erster Brief: Für. In: *Kritische Bibliothek der schönen Wissenschaften* [Köthen] Siebentes Heft. Julius 1795 [= Erstes Heft von Jg. 2], S. 491 [= 1]–20.

Anonym: Einige Gedanken über die historischen Romane bey Gelegenheit des Attila, König der Hunnen, von D. Fessler. In: *Annalen der Philosophie und des philosophischen Geistes von einer Gesellschaft gelehrter Männer* 1 (1795). Philosophischer Anzeiger, 45. Stück vom 28. October 1795, Sp. 353–356.

Anonym [Josef von Hormayr?]: [Rezension von Rankes *Geschichten*]. In: *Jahrbücher der Literatur* Bd. 34, April, May, Juny (1826), S. 1–41.

Anonym: [Rezension von Rankes *Geschichten*]. In: *Ergänzungsblätter zur Allgemeinen Literatur-Zeitung* Nr. 23 und 24. Februar 1828, Sp. 177–189.

Aristoteles: *Poetik*. Griechisch / Deutsch. Übersetzt und hrsg. v. Manfred Fuhrmann. Stuttgart 1982. [zitiert als: *poet.*]

Arnim, Achim von: *Werke in sechs Bänden*. Hrsg. v. Roswitha Burwick, Jürgen Knaack, Paul Michael Lützeler, Renate Moering, Ulfert Ricklefs und Hermann F. Weiss. Frankfurt 1989 ff. [zitiert als: AW].

Athenäum. Eine Zeitschrift. Hrsg. v. August Wilhelm Schlegel und Friedrich Schlegel, 3 Bde. 1798–1800. Reprographischer Nachdruck mit einem Nachwort v. Ernst Behler Darmstadt 1992.

Barthélemy, Jean Jacques: *Voyage du jeune Anarchasis en Grèce, dans le milieu du quatrième siècle avant l'ére vulgaire*, 8 Bde. Paris 1788.

Baumgarten, Siegmund Jacob: Über die eigentliche Beschaffenheit und Nutzbarkeit der Historie (1744). In: *Theoretiker der deutschen Aufklärungshistorie*, Bd. 1, S. 174–205.

Bernheim, Ernst: *Lehrbuch der Historischen Methode. Mit Nachweis der wichtigsten Quellen und Hülfsmittel zum Studium der Geschichte*. Leipzig 1889.

Brecht, Bertolt: *Der Dreigroschenprozeß. Ein soziologisches Experiment* (1931), III 2. In ders.: *Schriften I: 1914–1933*. Bearbeitet v. Werner Hecht unter Mitarbeit v. Marianne Conrad, Sigmar Gerund und Benno Slupianek (= Werke. Große kommentierte Berliner und Frankfurter Ausgabe. 21). Berlin, Weimar, Frankfurt 1992, S. 448–514.

Cicero, s. Tullius Cicero, Marcus.

Chladenius, Johann Martin: *Einleitung zur richtigen Auslegung vernünfftiger Reden und Schrifften*. Leipzig 1742. Photomechanischer Nachdruck mit einer Einleitung v. Lutz Geldsetzer (= Instrumenta Philosophica. Series Hermeneutica. 5). Düsseldorf 1969.

Chladenius, Johann Martin: *Allgemeine Geschichtswissenschaft*. Mit einer Einleitung v. Christoph Friederich und einem Vorwort v. Reinhart Koselleck. Neudruck der Ausgabe Leipzig 1752 (= Klassische Studien zur sozialwissenschaftlichen Theorie, Weltanschauungslehre und Wissenschaftsforschung. 3). Wien, Köln, Graz 1985.

Descartes, René: *Discours de la méthode. Von der Methode des richtigen Vernunftgebrauchs und der wissenschaftlichen Forschung (1637)*. Französisch / Deutsch. Übersetzt und hrsg. v. Lüder Gäbe. Hamburg 1960.

Diesselhorst, Malte / Duncker, Arne: *Hans Kohlhase. Die Geschichte einer Fehde in Sachsen und Brandenburg zur Zeit der Reformation* (= Rechtshistorische Reihe. 201). Frankfurt am Main, Berlin, Bern, Brüssel, New York, Wien 1999.

Descartes, René: *Regulae ad directionem ingenii. Regeln zur Ausrichtung der Erkenntniskraft*. Lateinisch / Deutsch. Kritisch revidiert, übersetzt und hrsg. v. Heinrich Springmeyer, Lüder Gäbe und Hans Günter Zekl. Hamburg 1973.

Droysen, Johann Gustav: *Historik*. Historisch-kritische Ausgabe hrsg. v. Peter Leyh, Bd. 1. Stuttgart-Bad Cannstatt 1977.

Engel, Johann Jakob: Über Handlung, Gespräch und Erzählung. In: *Neue Bibliothek der*

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

schönen Wissenschaften und der freyen Künste 16 (1774) Zweytes Stück, S. 177–256. Wieder als separater Faksimiledruck hrsg. v. Ernst Theodor Voss. Stuttgart 1964.

Eschenburg, Johann Joachim: *Entwurf einer Theorie und Literatur der schönen Wissenschaften* (1783). Berlin 1794.

Faber, Johann Heinrich: *Anfangsgründe der schönen Wissenschaften*. Mainz 1767.

Fabius Quintilianus, Marcus: *Institutionis oratoriae libri XII. Ausbildung des Redners. Zwölf Bücher*. Lateinisch / Deutsch. Hrsg. und übersetzt v. Helmut Rahn, 2 Bde. (= Texte zur Forschung. 2+3). Darmstadt ²1988 [zitiert als: *inst.*].

Fessler, Ignaz Aurel: *Marc-Aurel*, 4 Theile. Breslau 1790–92.

Fessler, Ignaz Aurel: Einige Gedanken über H. K–e's Einwendungen gegen den historischen Roman bey Gelegenheit des Attila K.d.H. von D. Feßler. In: *Annalen der Philosophie und des philosophischen Geistes von einer Gesellschaft gelehrter Männer* 1 (1795) Philosophischer Anzeiger 52. Stück vom 16. December 1795, Sp. 409–416.

Fessler, Ignaz Aurel: An die ästhetischen Kunstrichter der Deutschen. In: *Berlinisches Archiv der Zeit und ihres Geschmacks*, März (1796), S. 242–269.

Fichte, Johann Gottlieb: *Gesamtausgabe der Bayerischen Akademie der Wissenschaften*. Hrsg. v. Reinhard Lauth und Hans Gliwitzky. Stuttgart-Bad Cannstatt 1964 ff. [zitiert als *Fichte-GA*].

Fischer, Gottlob August: Ueber den historischen Roman. Ein Brief an Herrn D. Feßler zu Karolath. In: *Deutsche Monatsschrift* (1794) Bd. 1, S. 66–87.

Ford, Guy Stenton: A Ranke Letter. In: *Journal of Modern History* 32 (1960), S. 142 f.

Forster, Georg: Über die öffentliche Meinung. (Fragment eines Briefes.). In: *Georg Forsters Werke. Sämtliche Schriften, Tagebücher, Briefe, Bd. 8: Kleine Schriften zu Philosophie und Zeitgeschichte*. Bearbeitet v. Siegfried Scheibe. Berlin ²1991, S. 364 f.

Fouqué, Friedrich de la Motte: *Lebensgeschichte*. Halle 1840.

Friedrich der Grosse: *De la littérature allemande* (1780). Hrsg. v. Ludwig Geiger (= Deutsche Litteraturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts. Erste Folge. 16). Berlin ²1902. Nachdruck Darmstadt 1969.

Gatterer, Johann Christoph: Historische Kunst. Eine Anecdote aus Frankreich. In: *Allgemeine historische Bibliothek* 1 (1767), S. 1–14.

Gatterer, Johann Christoph: Vom historischen Plan, und der darauf sich gründenden Zusammenstellung der Erzählungen. In: *Allgemeine historische Bibliothek* 1 (1767), S. 15–89. Wieder in: *Theoretiker der deutschen Aufklärungshistorie*, S. 621–662.

Gatterer, Johann Christoph: Von der Evidenz in der Geschichtkunde. In: *Die allgemeine Welthistorie die in England durch eine Gesellschaft von Gelehrten ausgefertiget worden. In einem vollständigen und pragmatischen Auszuge* hrsg. v. Friedrich Eberhard Boysen. Alte Historie, Bd. 1. Halle 1767, S. 1–38. Wieder in: *Theoretiker der deutschen Aufklärungshistorie*, Bd. 2, S. 466–478.

Gervinus, Georg Gottfried: *Einleitung in die Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts*. Leipzig 1853.

Geschichts- und Romanen-Litteratur der Deutschen. Zur Kunde der unterhaltenden prosaischen Schriften aus dem Gebiete der Wissenschaften, in einem Verzeichniß von 2866 der vorzüglichsten Schriften mit Preisen welche in einem Zeitraum von einem halben Jahrhundert erschienen sind. Breslau 1798. Reprographischer Nachdruck mit einem Nachwort von Hans-Joachim Koppitz Pullach 1973.

Giesebrecht, Wilhelm: Die Entwickelung der modernen deutschen Geschichtswissenschaft. Habilitationsrede gehalten am 19. April 1858 in der Aula der Königsberger Universität. In: *Historische Zeitschrift* 1 (1859), S. 1–17. Wieder in ders.: *Deutsche Reden*. Leipzig 1871, S. 1–25.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Goethe, Johann Wolfgang: *Goetz of Berlichingen with the iron hand*. Translated by Walter Scott. London 1799.

Goethe, Johann Wolfgang: *Goethes Werke*. Hrsg. im Auftrag der Großherzogin Sophie von Sachsen. Weimarer Ausgabe in 143 Bänden. Weimar 1887–1919. Nachdruck mit 3 Ergänzungsbänden München 1987.

Goethe, Johann Wolfgang: *Werke. Hamburger Ausgabe in 14 Bänden*. Hrsg. v. Erich Trunz. München 1986.

Grimm, Wilhelm: [Rezension von Kleists Erzählungen]. In: *Allgemeine Literatur-Zeitung* [Halle] vom 14. Oktober 1812. Zitiert nach: *Nachruhm*, Nr. 652 b.

Grimm, Wilhelm / Arnim, Bettina von: Die Kronenwächter von L. Achim von Arnim. In: *Heidelbergische Jahrbücher der Literatur* 8/XI (1818), Bd. I, Nr. 29, S. 452–464. Wieder in Wilhelm Grimm: *Kleinere Schriften*, Bd. 1. Hrsg. v. Gustav Hinrich. Berlin 1881, S. 298–310.

Härtl, Heinz: ‚Findet, so werdet ihr suchen!' Briefe Achim von Arnims an verschiedene Empfänger 1803–1830. Mit weiteren Quellen als Anhang. In: *Impulse* 8 (1985), S. 242–279.

Hausen, Carl Renatus: Freye Beurtheilung über die Wahl, über die Verbindung, und Einkleidung der historischen Begebenheiten, und Vergleichung der neuern Geschichtschreiber, mit den römischen. In ders.: *Vermischte Schriften*. Halle 1766, S. 1–27.

Heeren, Arnold Hermann Ludwig: Etwas über die Seltenheit classischer Geschichtschreiber, besonders in Deutschland [= Vorwort zu ders.: Andenken an Deutsche Historiker aus den letzten funfzig Jahren]. In ders.: *Historische Werke. Sechster Theil: Biographische und Litterarische Denkschriften*. Göttingen 1823, S. 433–449.

Hegel, Georg Wilhelm Friedrich: *Werke*. Auf der Grundlage der *Werke* von 1832–1845 neu edierte Ausgabe. Redaktion Eva Moldenhauer und Karl Markus Michel, 20 Bde. Frankfurt 1986 [zitiert als: *Werke*].

Heinse, Wilhelm: *Ardinghello und Die glückseeligen Inseln. Eine Italiänische Geschichte aus dem sechszehnten Jahrhundert*. Hrsg. mit einem Nachwort und Anmerkungen v. Max L. Baeumer. Stuttgart 1975.

Herder, Johann Gottfried: *Herders Sämmtliche Werke*. Hrsg. v. Bernhard Suphan, 33 Bde. Berlin 1877–1913. Zweiter reprographischer Nachdruck Hildesheim, New York 1978/79 [zitiert als: SWS].

Hoffmann, E.T.A.: *Die Serapions-Brüder. Gesammelte Erzählungen und Märchen*. Nach dem Text der Erstausgabe (1819–21) unter Hinzuziehung der Ausgaben v. Carl Georg von Maassen und Georg Ellinger, mit einem Nachwort v. Walter Müller-Seidel und Anmerkungen v. Wulf Segebrecht sowie mit den Illustrationen v. Theodor Hosemann zur ersten Gesamtausgabe von 1844/45. München 1963.

Huizinga, Johan: *Het aesthetische bestanddeel van geschiedkundige voorstellingen. Rede, uitgesproken bij de aanvaarding van het hoogleeraarsambt aan die Rijks-Universiteit de Groningen op 4 November 1905*. Haarlem 1905. Wieder in ders.: *Verzamelde Werken VII: Geschiedwetenschap, Hedendaagsche Cultuur*. Haarlem 1950, S. 3–28. Englisch u.d.T.: The Aesthetic Element in Historical Thought. In ders.: *Dutch Civilization in the Seventeenth Century And Other Essays*. Selected by Pieter Geyl and F.W.N. Hugenholtz. Translated by Arnold J. Pomerans. London, Glasgow 1968, S. 219–243.

Humboldt, Wilhelm von: Über die Aufgabe des Geschichtschreibers. In: ders.: *Schriften zur Anthropologie und Geschichte* (= Werke in fünf Bänden. 1). Hrsg. v. Andreas Flitner und Klaus Giel. Darmstadt ^{3}1980, S. 585–606.

Wilhelm von Humboldt. Sein Leben und Wirken, dargestellt in Briefen, Tagebüchern und Dokumenten seiner Zeit. Hrsg. v. Rudolf Freese. Darmstadt ^{2}1986.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Kant, Immanuel: Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht. In: *Berlinische Monatsschrift*. November 1784, S. 385–411 [zitiert als: A].

Kant, Immanuel: *Critik der practischen Vernunft*. Riga 1788. Nachdruck Erlangen 1984 [zitiert als: KpV A].

Kleist, Heinrich von: *Heinrich von Kleists hinterlassene Schriften*. Hrsg. v. Ludwig Tieck. Berlin 1821.

Kleist, Heinrich von: *Sämtliche Werke und Briefe*. Hrsg. v. Helmut Sembdner, 2 Bde. München, Wien ⁹1993.

Kleist, Heinrich von: *Michael Kohlhaas* (= Brandenburger Ausgabe. Kritische Edition sämtlicher Texte nach Wortlaut, Orthographie, Zeichensetzung aller erhaltenen Handschriften und Drucke hrsg. v. Roland Reuß, Peter Staengle und Ingeborg Harms, Bd. II/1). Basel, Frankfurt 1990.

Heinrich von Kleists Lebensspuren. Dokumente und Berichte der Zeitgenossen. Hrsg. v. Helmut Sembdner (= Dokumente zu Kleist. 1). Frankfurt 1984 [zitiert als: *Lebensspuren*].

Heinrich von Kleists Nachruhm. Eine Wirkungsgeschichte in Dokumenten. Hrsg. v. Helmut Sembdner (= Dokumente zu Kleist. 2). Frankfurt 1984 [zitiert als: *Nachruhm*].

Schriftsteller über Kleist. Eine Dokumentation. Hrsg. v. Peter Goldammer. Berlin, Weimar 1976.

Klüber, Johann Ludwig: *Das Ritterwesen des Mittelalters*, 3 Bde. Nürnberg 1785–91.

Köster, Heinrich Martin Gottfried: [Artikel] Historie. In: *Deutsche Enzyclopädie oder allgemeines Real-Wörterbuch aller Künste und Wissenschaften*. Von einer Gesellschaft Gelehrten, Bd. 15. Frankfurt 1790.

Lenz, Max: *Geschichte der Königlichen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin, Bd. 4: Urkunden, Akten und Briefe*. Halle a.d.S. 1910.

Leo, Heinrich: [Rezension von Rankes *Geschichten* unter der Pseudonym H.L. Manin]. In: *Jenaische Allgemeine Literatur-Zeitung. Ergänzungsblätter* Nr. 17+18 (1828), Sp. 129–140.

Leo, Heinrich: [Replik auf Rankes „Erwiderung"]. In: *Intelligenzblatt der Jenaischen Allgemeinen Literatur-Zeitung* Nr. 39, Juni (1828), Sp. 305–312.

Lessing, Gotthold Ephraim: *Werke*. In Zusammenarbeit mit Karl Eibl, Helmut Göbel, Karl S. Guthke, Gerd Hillen, Albert von Schirnding und Jörg Schönert hrsg. v. Herbert G. Göpfert, 8 Bde. München 1970–79.

Lichtenberg, Georg Christoph: Reise-Anmerkungen 1775. In ders.: *Schriften und Briefe*. Hrsg. v. Wolfgang Promies, Bd. 2. München, Wien 1971, S. 637–693.

Lorenz, Ottokar: *Die Geschichtswissenschaften in Hauptrichtungen und Aufgaben kritisch erörtert, Bd. 2: Leopold von Ranke. Die Generationenlehre und der Geschichtsunterricht*. Berlin 1891.

Lukian: *Wie man Geschichte schreiben soll*. Griechisch und Deutsch. Hrsg., übersetzt und erläutert v. Helene Homeyer. München 1965.

Malebranche, Nicole: *De la Recherche de la vérité où l'on traite de la nature de l'ésprit de l'homme, et de l'usage qu'il en doit faire pour éviter l'erreur des Sciences*. Introduction et texte établi par Geneviève Lewis. Paris: Librairie philosophique J. Vrin 1945.

Meiners, Christoph: *Historische Vergleichung der Sitten und Verfassungen, der Gesetze und Gewerbe, des Handels und der Religion, der Wissenschaften und Lehranstalten des Mittelalters mit denen unsers Jahrhunderts*, 3 Bde. Hannover 1793–94.

Meinert, Johann Georg: Die Ritterromane. Todtengespräch. In: *Für Böhmen von Böhmen* [Prag] 1 (1793), Zweyte Lieferung, S. 70–97.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Meissner, August Gottlieb: *Alcibiades*. Erster bis dritter Theil (= Sämmtliche Werke. 17–19). Wien 1814.

Meusel, Johann Georg [unter dem Kürzel: H.J.U.]: Schreiben aus D… an einen Freund in London über den gegenwärtigen Zustand der historischen Litteratur in Teutschland. In: *Der teutsche Merkur*. Des zweyten Bandes Drittes Stück. Junius 1773, S. 247–266.

Möser, Justus: *Briefe*. Hrsg. v. Ernst Beins und Werner Pleister (= Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Hannover, Oldenburg, Braunschweig, Schaumburg-Lippe und Bremen. 21). Hannover 1939.

Möser, Justus: *Sämtliche Werke. Historisch-kritische Ausgabe in vierzehn Bänden. Dritte Abteilung: Osnabrückische Geschichte und historische Einzelschriften.* Bearbeitet v. Paul Göttsching, Bd. 12/1. Hamburg 1964.

Naubert, Benedikte: *Heerfort und Klärchen. Etwas für empfindsame Seelen*. Zwei Teile in einem Band. Mit einem Nachwort v. Gerhard Sauder (= Texte zum literarischen Leben um 1800. 9). Hildesheim 1982.

Naubert, Benedikte: *Walther von Montbarry, Großmeister des Tempelordens*, 2 Thle. Leipzig 1786.

Naubert, Benedikte: *Geschichte der Gräfin Thekla von Thurn, oder Scenen aus dem 30jährigen Kriege*, 2 Thle. Leipzig 1788.

Naubert, Benedikte: *Hermann von Unna. Eine Geschichte aus den Zeiten der Vehmgerichte*, 2 Thle. Leipzig 1788.

Naubert, Benedikte: *Neue Volksmährchen der Deutschen*, 4 Thle. Leipzig 1789–93.

Naubert, Benedikte: *Alf von Dülmen, oder Geschichte Kaiser Philipps und seiner Tochter. Aus den ersten Zeiten der heimlichen Gerichte*, 2 Thle. Leipzig 1790.

Nicolai, Friedrich: *Das Leben und die Meinungen des Herrn Magister Sebaldus Nothanker* (1773–76). Hrsg. v. Fritz Brüggemann (= Deutsche Literatur. Sammlung literarischer Kunst- und Kulturdenkmäler in Entwicklungsreihen. Reihe Aufklärung. 15). Leipzig 1938. Nachdruck Darmstadt 1967.

Nicolai, Friedrich: *Beschreibung der Königlichen Residenzstädte Berlin und Potsdam, aller daselbst befindlicher Merkwürdigkeiten, und der umliegenden Gegend*. Dritte völlig umgearbeitete Auflage […] Berlin 1786. Reprographischer Nachdruck Berlin 1980.

Niebuhr, Barthold Georg: *Geschichte des Zeitalters der Revolution. Vorlesungen an der Universität zu Bonn im Sommer 1829 gehalten*. [Hrsg. v. Marcus Niebuhr], 2 Bde. Hamburg 1845.

Niebuhr, Barthold Georg: *Die Briefe Barthold Georg Niebuhrs*. Hrsg. v. Dietrich Gerhard und William Norvin, 2 Bde. (= Das Literatur-Archiv. 1+2). Berlin 1926 und 1929.

Niebuhr, Barthold Georg: *Briefe. Neue Folge 1816–1830*. Hrsg. v. Eduard Vischer, 4 Bde. Bern, München 1981–84.

Novalis: *Schriften. Die Werke Friedrich von Hardenbergs*. Hrsg. v. Paul Kluckhohn und Richard Samuel in Zusammenarbeit mit Hans-Joachim Mähl und Gerhard Schulz. Historisch-kritische Ausgabe, 5 Bde. Stuttgart, Berlin, Köln, Mainz 1960 ff. [zitiert als Novalis: *Schriften*].

Paul, Jean: *Sämtliche Werke*. Hrsg. v. Norbert Miller, 10 Bde. in zwei Abteilungen. Frankfurt ²1996.

Posselt, Ernst Ludwig: *Ueber teutsche Historiographie. Eine Rede bey der Jubelfeyer des Carlsruher akademischen Gymnasii den 21. Nov. 1786 in Gegenwart des hochfürstlichen Hauses gehalten*. Carlsruhe 1786.

Quintilian, s. Fabius Quintilianus, Marcus.

Ranke, Leopold: *Geschichten der romanischen und germanischen Völker von 1494 bis 1535*. Erster [und einziger] Band. Leipzig, Berlin bey G. Reimer 1824. [zitiert als: *Geschichten*].

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Ranke, Leopold: *Zur Kritik neuerer Geschichtschreiber. Eine Beylage zu desselben romanischen und germanischen Geschichten*. Leipzig und Berlin bey G. Reimer 1824 [zitiert als: *Kritik*].

Ranke, Leopold von: Erwiderung auf Heinrich Leo's Angriff. In: *Hallische Literaturzeitung* Nr. 131, Mai 1828, Sp. 193–199. Wieder in ders.: SW, Bd. 53/54. Leipzig 1890, S. 659–666.

Ranke, Leopold von: *Sämmtliche Werke*, 54 Bde. Bd. 51/52, hrsg. v. Alfred Dove; Bd. 53/54 hrsg. v. dems. und Theodor Wiedemann. Leipzig 1867–1890 [zitiert als: SW].

Ranke, Leopold von: *Geschichten der romanischen und germanischen Völker von 1494 bis 1514* [!]. (= SW 33). Leipzig 1874.

Ranke, Leopold von: *Zur eigenen Lebensgeschichte*. Hrsg. v. Alfred Dove (= SW 53/54), S. 127–129.

Ranke, Leopold von: *Das Briefwerk*. Eingeleitet und hrsg. v. Walther Peter Fuchs. Hamburg 1949 [zitiert als: Brw].

Ranke, Leopold von: *Neue Briefe*. Gesammelt und bearbeitet v. Bernhard Hoeft. Nach seinem Tode hrsg. v. Hans Herzfeld. Hamburg 1949 [zitiert als: NBr].

Ranke, Leopold von: *Aus Werk und Nachlaß*. Hrsg. v. Walther Peter Fuchs und Theodor Schieder, 4 Bde. München, Wien 1964–1975 [zitiert als: WuN].

Riegger, Josef Anton Stefan von: Etwas über die Geschicht-Romane als ein Beitrag zum Aufsatz über die Ritterromane. In: *Für Böhmen von Böhmen* 1 (1793), Zweyte Lieferung, Miszellen Nr. 22, S. 124–127, hier: S. 124.

Romantheorie. Dokumentation ihrer Geschichte in Deutschland 1620–1880. Hrsg. v. Eberhard Lämmert u.a. (= Neue wissenschaftliche Bibliothek. 41). Köln 1971.

Rottecks Berufung 1798 (= Ernst Walter Zeeden: Die Freiburger Philosophische Fakultät im Umbruch des 18. Jahrhunderts. Von der theresianischen Reform bis zum Übergang des Breisgaus an Baden (1805). Ein Stück Universitätsgeschichte. Beilage IV: Beispiel einer Lehrstuhlbesetzung im Konkursverfahren). In: Clemens Bauer / Hans-Günther Zmarzlik / Ernst Walter Zeeden: *Beiträge zur Geschichte der Freiburger Philosophischen Fakultät*. Mit einem Vorwort v. Arnold Bergstraesser (= Beiträge zur Freiburger Wissenschafts- und Universitätsgeschichte. 17). Freiburg/Br. 1957, S. 125–136.

Rousseau, Jean Jacques: *Emile. Education – Morale – Botanique* (= Oeuvres complètes. 4). Edition publiée sous la direction de Bernard Gagnebin et Marcel Raymond (= Bibliothèque de la Pléiade. 208). Paris: Gallimard 1969.

Schelling, Friedrich Wilhelm Joseph von: *Sämmtliche Werke*. Hrsg. v. Karl Friedrich August Schelling, 14 Bde. in 2 Abteilungen. Stuttgart, Augsburg 1856–61 [zitiert als: SW].

Schiller, Friedrich: *Werke. Nationalausgabe*. Historisch-kritische Ausgabe. Begründet v. Julius Petersen. Fortgeführt v. Lieselotte Blumenthal, Benno von Wiese und Siegfried Seidel. Hrsg. v. Norbert Oellers, 43 Bde. Weimar 1943 ff. [zitiert als: NA].

Schlegel, August Wilhelm: *Vorlesungen über schöne Litteratur und Kunst*. Drei Teile (1801–1804). [Hrsg. v. Jacob Minor] (= Deutsche Litteraturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts. 17–19). Heilbronn 1884 [zitiert als: DLD 17–19].

Schlegel, Friedrich: *Kritische Ausgabe*. Hrsg. v. Ernst Behler, Jean-Jacques Anstett, Hans Eichner und zahlreichen Fachgelehrten, 35 Bde. Paderborn, München, Wien, Zürich 1958 ff. [abgekürzt zitiert als: KA].

Schleiermacher, Friedrich Daniel Ernst: *Kritische Gesamtausgabe*. Hrsg. v. Hans-Joachim Birkner u.a. Berlin, New York 1980 ff.

Schlenkert, Friedrich Christian: *Friedrich mit der gebissenen Wange*, 4 Thle. Leipzig 1785–88.

Schlosser, Friedrich Christoph: Über die neusten Bereicherungen der Literatur der deutschen Geschichte. In: *Archiv für Geschichte und Literatur* 2 (1831), S. 240–318.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Schlözer, August Ludwig: *Vorstellung seiner Universal-Historie* (1772/73). Mit Beilagen. Hrsg., eingeleitet und kommentiert v. Horst Walter Blanke (= Beiträge zur Geschichtskultur. 4). Hagen 1990.

Schlözer, August Ludwig: *WeltGeschichte nach ihren HauptTheilen im Auszug und Zusammenhang*. Göttingen ³1785.

Schmid, Christian Heinrich: Verzeichniß der poetischen (epischen, romantischen, dramatischen, lyrischen) Werke in deutscher Sprache, die sich auf deutsche Nationalgeschichte und Sagen gründen, oder doch im Kostume altdeutscher Sitten gedichtet sind. In: *Journal von und für Deutschland* 9 (1792) Bd. 1, S. 553–571.

Schmid, Christian Heinrich: Ueber die verschiedenen deutschen Gedichte, die sich auf die Geschichte von Hermann oder Arminius gründen. In: *Journal von und für Deutschland* 9 (1792) Bd. 1, S. 765–775.

Schmidt, Julian: Moderne Historiker. Leopold Ranke. In: *Die Grenzboten* 6 (1847) Bd. 3, S. 401–410 und 441–449.

Sulzer, Johann Georg: *Allgemeine Theorie der Schönen Künste, in einzeln, nach alphabetischer Ordnung der Kunstwörter auf einander folgenden Artickeln abgehandelt*, 2 Thle. Biel 1777.

Sybel, Heinrich von: Gedächtnisrede auf Leopold v. Ranke. In: *Historische Zeitschrift* 56 (1886), S. 436–481.

Theoretiker der deutschen Aufklärungshistorie. Hrsg. v. Horst-Walter Blanke und Dirk Fleischer, 2 Bde. (= Fundamenta Historica. 1.1 und 1.2). Stuttgart-Bad Cannstatt 1990.

Tieck, Ludwig: *Adalbert und Emma oder das grüne Band. Eine Rittergeschichte* (1793). In ders.: *Schriften 1789–1794*. Hrsg. v. Achim Hölter (= Schriften. 1). Frankfurt 1991, S. 129–181.

Treitschke, Heinrich von: *Deutsche Geschichte im Neunzehnten Jahrhundert. Dritter Theil: Bis zur Juli-Revolution*. Leipzig 1885.

Tullius Cicero, Marcus: *De legibus. Paradoxa stoicorum / Über die Gesetze. Stoische Paradoxien*. Lateinisch / Deutsch. Hrsg., übersetzt und erläutert v. Rainer Nickel. Zürich 1994.

Tullius Cicero, Marcus: *De oratore / Über den Redner*. Lateinisch / Deutsch. Übersetzt und hrsg. v. Harald Merklin. Stuttgart 1978.

Tullius Cicero, Marcus: *Epistularum ad familiares libri XVI*. Lateinisch / Deutsch. Übersetzt und hrsg. v. Helmut Kasten. München 1964.

An Universal History, From the Earliest Account of Time to the Present. Compiled from Original Authors; and Illustrated with Maps, Cuts, Notes, Chronological and Other Tables, 23 Bde. in Folio. London 1736–65.

An Universal History, From the Earliest Account of Time. Compiled from Original Authors; and Illustrated with Maps, Cuts, Notes, etc. with a General Index to the Whole, 64 Bde. in Oktav. London 1747–66.

Übersetzung der Algemeinen Welthistorie, die in Engeland durch eine Gesellschaft von Gelehrten ausgefertiget worden. Nebst den Anmerkungen der holländischen Übersetzung, auch vielen neuen Kupfern und Karten. Genau durchgesehen und mit häufigen Anmerkungen vermeret, Bde. 1–17 hrsg. v. Siegmund Jacob Baumgarten. Halle 1744–58, Bde. 18–30 hrsg. v. Johann Salomo Semler. Halle 1760–66.

Varnhagen von Ense, Karl August: [Rez. von Rankes *Geschichten*]. In: *Spenersche Zeitung* vom 12. Februar 1825. Wieder in ders.: *Zur Geschichtschreibung und Litteratur. Berichte und Beurtheilungen. Aus den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik und anderen Zeitschriften gesammelt*. Hamburg 1833, S. 596–600.

Varrentrapp, Conrad: Briefe an Ranke von älteren und gleichalterigen deutschen und französischen Historikern. In: *Historische Zeitschrift* 105 (1910), S. 104–131.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

VOLTAIRE: *La Philosophie de l'histoire*. Edited by J.H. Brumfitt (= Les Oeuvres complètes de Voltaire / The Complete Works of Voltaire. 59). Toronto and Buffalo ²1969.

WACHLER, Ludwig: *Geschichte der historischen Forschung und Kunst seit der Wiederherstellung der litterärischen Cultur in Europa*, 2 Bde. in 5 Theilen (= Geschichte der Künste und Wissenschaften seit der Wiederherstellung derselben bis an das Ende des 18. Jahrhunderts. 5). Göttingen 1812–1820.

WÄCHTER, Leonhard [unter dem Pseudonym Veit Weber]: *Sagen der Vorzeit*, 7 Thle. Berlin 1787–98.

WEZEL, Johann Carl: *Über Sprache, Wissenschaften und Geschmack der Teutschen*. Leipzig 1781. Nachdruck in ders.: *Kritische Schriften*. Im Faksimiledruck hrsg. mit einem Nachwort und Anmerkungen v. Albert R. Schmitt, Bd. 3. Stuttgart 1975, S. 53 ff.

WIEDEMANN, Theodor: Sechzehn Jahre in der Werkstatt Leopold von Rankes. Ein Beitrag zur Geschichte seiner letzten Lebensjahre [15 Teile]. In: *Deutsche Revue über das gesamte nationale Leben der Gegenwart* 16 (1891), Bd. 4, S. 164–179 und 322–339; 17 (1892), Bd. 1, S. 95–102, 208–220 und 342–353; Bd. 2, S. 100–116, 232–240 und 341–350; Bd. 3, S. 95–102, 215–223 und 357–367; Bd. 4, S. 228–238; 18 (1893), Bd. 3, S. 227–236 und 342–354; Bd. 4, S. 253–265.

WIELAND, Christoph Martin: *Geschichte des Agathon*. Hrsg. v. Klaus Manger (= Werke in zwölf Bänden. 3). Frankfurt 1986.

WIELAND, Christoph Martin: *Sämmtliche Werke*, 39 Bde. Leipzig 1794–1811. Reprographischer Nachdruck Hamburg 1984.

WINCKELMANN, Johann Joachim: *Geschichte der Kunst des Altertums*. Hrsg. v. Ludwig Goldscheider. Wien 1934. Nachdruck Darmstadt 1982.

Zeitung für Einsiedler. In Gemeinschaft mit Clemens Brentano hrsg. v. Ludwig Achim von Arnim bei Mohr und Zimmer Heidelberg 1808. Mit einem Nachwort zur Neuausgabe v. Hans Jessen Stuttgart 1962.

II. Forschungsliteratur

ANKERSMIT, Frank R.: The Dilemma of Contemporary Anglo-Saxon Philosophy of History. In: *Knowing and Telling History. The Anglo-Saxon Debate*. Hrsg. v. Frank R. Ankersmit (= History and Theory. Beiheft 25). Middletown 1996, S. 1–27.

APPELL, Johann Wilhelm: *Ritter-, Räuber- und Schauerromantik. Zur Geschichte der deutschen Unterhaltungsliteratur*. Leipzig 1859. Reprographischer Nachdruck Leipzig 1967.

ASSMANN, Aleida: Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses. München 1999.

Aufklärung und Geschichte. Studien zur deutschen Geschichtswissenschaft im 18. Jahrhundert. Hrsg. v. Hans Erich Bödeker, Georg G. Iggers, Jonathan B. Knudsen und Peter H. Reill (= Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte. 81). Göttingen 1986.

AUST, Hugo: *Der historische Roman*. Stuttgart, Weimar 1994.

BACKS, Silvia: *Dialektisches Denken in Rankes Geschichtsschreibung bis 1854* (= Dissertationen zur neueren Geschichte. 17). Köln, Wien 1985.

BAHNERS, Patrick: Hayden White liest Edward Gibbon. Zur Ironie der Rezeptionsgeschichte. In: *Metageschichte. Hayden White und Paul Ricoeur*, S. 125–138.

BARTHES, Roland: Le discours de l'histoire. In: *Social Science Information* 6 (1967) No. 4, S. 65–75. Deutsch u.d.T.: Historie und ihr Diskurs. In: *alternative* 62/63 (1968), S. 171–180.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Bauer, Rudolf: *Der historische Trivialroman in Deutschland im ausgehenden 18. Jahrhundert*. Plauen 1930.

Baumgartner, Hans Michael: Die Erzählstruktur des historischen Wissens und ihr Verhältnis zu den Formen seiner Vermittlung. Ein Diskussionsvorschlag. In: *Historisches Erzählen*, S. 73–76.

Baumgartner, Hans Michael: Narrativität. In: *Handbuch der Geschichtsdidaktik*. Hrsg. v. Klaus Bergmann, A. Kuhn, Jörn Rüsen und G. Schneider. Düsseldorf 1985, S. 146–150.

Baur, Siegfried: *Versuch über die Historik des jungen Ranke* (= Historische Forschungen. 62). Berlin 1996.

Beaujean, Marion: *Der Trivialroman in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Die Ursprünge des modernen Unterhaltungsromans* (= Abhandlungen zur Kunst-Musik- und Literaturwissenschaft. 22). Bonn 1964.

Becker, Eva D.: *Der deutsche Roman um 1780* (= Germanistische Abhandlungen. 5). Stuttgart 1964.

Behler, Diana: *The Theory of the Novel in Early German Romanticism* (= Utah Studies in Literature and Linguistics. 11). Bern, Frankfurt, Las Vegas 1978.

Bennholdt-Thomsen, Anke: Die Bedeutung des Ortes für das literarische Geschichtsbewußtsein. In: *Geschichte als Literatur*, S. 128–139.

Bernd, Clifford A.: Der Lutherbrief in Kleists ‚Michael Kohlhaas'. In: *Zeitschrift für deutsche Philologie* 86 (1967), S. 627–633.

Blackwell, Jeannine: Die verlorene Lehre der Benedikte Naubert: die Verbindung zwischen Phantasie und Geschichtsschreibung. In: *Untersuchungen zum Roman von Frauen um 1800*. Hrsg. v. Helga Gallas und Magdalena Heuser (= Untersuchungen zur deutschen Literaturgeschichte. 55). Tübingen 1990, S. 148–159.

Blanke, Horst Walter: *Historiographiegeschichte als Historik* (= Fundamenta Historica. 3). Stuttgart-Bad Cannstatt 1991.

Blanke, Horst Walter / Fleischer, Dirk: Artikulation bürgerlichen Emanzipationsstrebens und der Verwissenschaftlichungsprozeß der Historie. In: *Theoretiker der deutschen Aufklärungshistorie*. Hrsg. v. Horst-Walter Blanke und Dirk Fleischer, 2 Bde. (= Fundamenta Historica. 1.1 und 1.2). Stuttgart-Bad Cannstatt 1990, Bd. 1, S. 19–102.

Bödeker, Hans Erich: Die ‚gebildeten Stände' im späten 18. und frühen 19. Jahrhundert: Zugehörigkeit und Abgrenzungen. Mentalität und Handlungspotentiale. In: *Bildungsbürgertum im 19. Jahrhundert, Teil IV: Politischer Einfluß und gesellschaftliche Formation*. Hrsg. v. Jürgen Kocka (= Industrielle Welt. 48). Stuttgart 1989, S. 21–52.

Bödeker, Hans Erich: Von der ‚Magd der Theologie' zur ‚Leitwissenschaft'. Vorüberlegungen zu einer Geschichte der Philosophie des 18. Jahrhunderts. In: *Das achtzehnte Jahrhundert* 14 (1990), S. 19–57.

Boockmann, Hartmut: Mittelalterliches Recht bei Kleist. Ein Beitrag zum Verständnis des ‚Michael Kohlhaas'. In: *Kleist-Jahrbuch* 1985, S. 84–108.

Borgmeier, Raimund / Reitz, Bernhard: Einleitung. In: *Der historische Roman*. Hrsg. v. dens., *Bd. 1: 19. Jahrhundert* (= Anglistik und Englischunterricht 22 (1984)). Heidelberg 1984, S. 7–37.

Bräutigam, Bernd: Vergangenheitserfahrung und Zukunftserwartung. Zum Geschichtsverständnis bei Kant, Schiller und Friedrich Schlegel. In: *Evolution des Geistes: Jena um 1800. Natur und Kunst, Philosophie und Wissenschaft im Spannungsfeld der Geschichte*. Hrsg. v. Friedrich Strack (= Deutscher Idealismus. 17). Stuttgart 1994, S. 197–212.

Bubner, Rüdiger: *Geschichtsprozesse und Handlungsnormen. Untersuchungen zur praktischen Philosophie*. Frankfurt 1984.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Burke, Peter: Geschichte als soziales Gedächtnis. In: *Mnemosyne*, S. 289–304.
Carlyle, Thomas: *Schillers Leben*. Aus dem Englischen, eingeleitet durch Goethe. Frankfurt 1830.
Carr, David: Narrative and the Real World: An Argument for Continuity. In: *History and Theory* 25 (1986), S. 117–131.
Certeau, Michel de: *L'écriture de l'histoire*. Paris 1975. Deutsch u.d.T.: *Das Schreiben der Geschichte.* Aus dem Französischen v. Sylvia M. Schomburg-Scherff. Mit einem Nachwort v. Roger Chartier (= Historische Studien. 4). Frankfurt, New York, Paris 1991.
Chartier, Roger: Zeit der Zweifel. Zum Verständnis gegenwärtiger Geschichtsschreibung. Aus dem Französischen v. Max Looser. In: *Neue Rundschau* 105/H.1 (1994), S. 9–20.
Commemorations. The Politics of National Identity. Hrsg. v. John R. Gillis. Princeton 1994.
Conrady, Karl Otto: Das Moralische in Kleists Erzählungen. In: *Literatur und Gesellschaft im 19. und 20. Jahrhundert. Festschrift für Benno von Wiese*. Bonn 1963, S. 56–82. Wieder in: *Heinrich von Kleist. Aufsätze und Essays*. Hrsg. v. Walter Müller-Seidel (= Wege der Forschung. 147). Darmstadt 1967, S. 707–735.
Dann, Otto: Das historische Interesse in der deutschen Gesellschaft des 18. Jahrhunderts. Geschichte und historische Forschung in den zeitgenössischen Zeitschriften. In: *Historische Forschung im 18. Jahrhundert*, S. 386–415.
Danto, Arthur C.: Erzählung, Erkenntnis und die Philosophie der Geschichte. In: *Erzählforschung*, S. 643–659.
Drews, Peter: L'histoire dans la fiction en prose (1780–1820). In: *Neohelicon* 18 (1991), S. 109–147.
Dürbeck, Gabriele: *Einbildungskraft und Aufklärung. Perspektiven der Philosophie, Anthropologie und Ästhetik um 1750* (= Studien zur deutschen Literatur. 148). Tübingen 1998.
Dürbeck, Gabriele: Staunen – Bewunderung – Einfühlung. Zur Erkenntnis vergangener Kulturen in Herders früher Geschichtsphilosophie. In: *Herder-Jahrbuch* 1999 [im Druck].
Dunk, Hermann von der: Die historische Darstellung bei Ranke: Literatur und Wissenschaft. In: *Leopold von Ranke und die moderne Geschichtswissenschaft*. Hrsg. v. Wolfgang J. Mommsen. Stuttgart 1988, S. 131–165.
Eke, Norbert Otto / Olasz-Eke, Dagmar: *Bibliographie: Der deutsche Roman 1815–1830. Standortnachweise, Rezensionen, Forschungsüberblick* (= Corvey-Studien. 3). München 1994.
Elias, Norbert: *Die höfische Gesellschaft. Untersuchungen zur Soziologie des Königtums und der höfischen Aristokratie.* Mit einer Einleitung: Soziologie und Geschichtswissenschaft. Frankfurt 1983.
Engel, Manfred: *Der Roman der Goethezeit, Bd. 1: Anfänge in Klassik und Frühromantik: Transzendentale Geschichten* (= Germanistische Abhandlungen. 71). Stuttgart, Weimar 1993.
Ernst, Fritz: Zeitgeschehen und Geschichtsschreibung. Eine Skizze. In: *Die Welt als Geschichte* 17 (1957), S. 137–189.
Erzählforschung. Ein Symposion. Hrsg. v. Eberhard Lämmert (= Germanistische Symposien. Berichtsbände. 4). Stuttgart 1984.
Evans, Richard J.: *In Defence of History*. London 1997. Deutsch u.d.T.: *Fakten und Fiktionen. Über die Grundlagen historischer Erkenntnis*. Aus dem Englischen v. Ulrich Speck. Frankfurt, New York 1998.
Faber, Karl-Georg: Zur rhetorischen Dimension der Sprache des Historikers. In: *Comité International des Sciences Historiques. XV^e Congrès International des Sciences Histo-*

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

riques, Bucarest, 10–17 août 1980. Rapports I: Grands Thèmes et Méthodologie. Bukarest 1980, S. 420–425.

Fester, Richard: Einleitung in Schillers historische Schriften. In: *Schillers Sämtliche Werke. Säkularausgabe*, Bd. 13. Stuttgart, Berlin 1904–05.

Fester, Richard: Vorstudien zur Säkularausgabe der historischen Werke Schillers (Werke XIII–XV). In: *Euphorion* 12 (1905), S. 78–142.

Formen der Geschichtsschreibung. Hrsg. v. Reinhart Koselleck, Heinrich Lutz und Jörn Rüsen (= Theorie der Geschichte. Beiträge zur Historik. 4). München 1982.

Franke, Ursula: *Kunst als Erkenntnis. Die Rolle der Sinnlichkeit in der Ästhetik des Alexander Gottlieb Baumgarten* (= Studia Leibnitiana Supplementa. 9). Wiesbaden 1972.

Frenzel, Elisabeth: Von der Motivkombination zum neuen Genre: Goethes ‚Götz von Berlichingen', das Ritterdrama und der historische Roman. In: *Gattungsinnovation und Motivstruktur. Bericht über Kolloquien der Kommission für literaturwissenschaftliche Motiv- und Themenforschung 1986–1989*. Teil 1. Hrsg. v. Theodor Wolpers (= Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften in Göttingen. Philologisch-historische Klasse. Dritte Folge. 184). Göttingen 1989, S. 97–121.

Fried, Johannes: Wissenschaft und Phantasie: Das Beispiel der Geschichte. In: *Historische Zeitschrift* 263 (1996), S. 291–316. Wieder in: *Jahrbuch des Historischen Kollegs* (1996), S. 23–47.

Fuchs, Walther Peter: Was heißt das: ‚bloß zeigen, wie es eigentlich gewesen'? In: *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht* 30 (1979), S. 655–667.

Fueter, Eduard: *Geschichte der neueren Historiographie* (= Handbuch der mittelalterlichen und neueren Geschichte. 1). München, Berlin ³1936. Reprographischer Nachdruck Zürich, Schwäbisch Hall 1985.

Fulda, Daniel: *Wissenschaft aus Kunst. Die Entstehung der modernen deutschen Geschichtsschreibung 1760–1860* (= European Cultures. 7). Berlin, New York 1996.

Gallmeister, Petra: Der historische Roman. In: *Formen der Literatur in Einzeldarstellungen*. Hrsg. v. Otto Knörrich. Stuttgart 1981, S. 160–170.

Genette, Gérard: *Paratexte. Das Buch vom Beiwerk des Buches*. Aus dem Französischen v. Dieter Hornig. Mit einem Vorwort v. Harald Weinrich. Frankfurt, New York 1989.

Genette, Gérard: *Fiktion und Diktion*. Aus dem Französischen v. Heinz Jatho. München 1992.

Geppert, Hans Vilmar: *Der ‚andere' historische Roman. Theorie und Strukturen einer diskontinuierlichen Gattung* (= Studien zur deutschen Literatur. 42). Tübingen 1976.

Gerth, Hans Heinrich: *Bürgerliche Intelligenz um 1800. Zur Soziologie des deutschen Frühliberalismus* (1935). Mit einem Vorwort und einer ergänzenden Bibliographie hrsg. v. Ulrich Herrmann (= Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft. 19). Göttingen 1976.

Geschichte als Literatur. Formen und Grenzen der Repräsentation von Vergangenheit. Hrsg. v. Hartmut Eggert, Ulrich Profitlich und Klaus R. Scherpe. Stuttgart 1980.

Geschichten aus (der) Geschichte. Zum Stand des historischen Erzählens im Deutschland der frühen Restaurationszeit. Hrsg. v. Norbert Otto Eke und Hartmut Steinecke (= Corvey-Studien. 4). München 1994.

Geschichtsdiskurs Bd. 1: Grundlagen und Methoden der Historiographiegeschichte. Hrsg. v. Wolfgang Küttler, Jörn Rüsen und Ernst Schulin. Frankfurt 1993.

Geschichtsdiskurs Bd. 2: Anfänge modernen historischen Denkens. Hrsg. v. Wolfgang Küttler, Jörn Rüsen und Ernst Schulin. Frankfurt 1994.

Geschichtsdiskurs Bd. 3: Die Epoche der Historisierung. Hrsg. v. Wolfgang Küttler, Jörn Rüsen und Ernst Schulin. Frankfurt 1997.

Geschichtswissenschaft in Göttingen. Eine Vortragsreihe. Hrsg. v. Hartmut Boockmann und

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Hermann Wellenreuther (= Göttinger Universitätsschriften. Serie A: Schriften. 2). Göttingen 1987.

Golob, Eugene O.: The Irony of Nihilism. In: *Metahistory. Six Critiques* (= History and Theory. Beiheft 19). Middletown 1980, S. 55–65.

Gossman, Lionel: *Medievalism and the Ideologies of the Enlightenment. The World and Work of La Curne de Sainte-Palaye*. Baltimore 1968.

Gottlob, Michael: Friedrich Schiller und Johannes Müller. In: *Schiller als Historiker*, S. 309–333.

Gradmann, Christoph: *Historische Belletristik. Populäre historische Biographien in der Weimarer Republik*. Frankfurt, New York 1993.

Grafton, Anthony: *Die tragischen Ursprünge der deutschen Fußnote*. Übersetzt v. Jochen Bussmann. Berlin 1995. Überarbeitet und erweitert u.d.T.: *The Footnote. A Curious History*. Harvard, London 1997.

Grundmann, Herbert: Geschichtsschreibung im Mittelalter. In: *Deutsche Philologie im Aufriß*. Hrsg. v. Wolfgang Stammler, Bd. 3. Berlin ²1962, Sp. 2221–2286. Überarbeitet und separat gedruckt: Göttingen 1965.

Gutkelch, Walter: *Das Problem des Historischen im Roman der deutschen Romantik*. Diss. masch. Freiburg i.Br. 1923.

Hadley, Michael: *The German Novel in 1790. A Descriptive Account and Critical Bibliography*. Bern, Frankfurt 1973.

Hadley, Michael: *Romanverzeichnis. Bibliographie der zwischen 1780–1800 erschienenen Erstausgaben*. Bern u.a. 1977.

Hahl, Werner: *Reflexion und Erzählung. Ein Problem der Romantheorie von der Spätaufklärung bis zum programmatischen Realismus* (= Studien zur Poetik und Geschichte der Literatur. 18). Stuttgart, Berlin, Köln, Mainz 1971.

Hamburger, Käte: *Die Logik der Dichtung*. Stuttgart ²1968.

Hammerstein, Notker: Die deutschen Universitäten im Zeitalter der Aufklärung. In: *Zeitschrift für historische Forschung* 10 (1983), S. 73–89.

Hammerstein, Notker: Zur Geschichte und Bedeutung der Universitäten im Heiligen Römischen Reich deutscher Nation. In: *Historische Zeitschrift* 241 (1985), S. 287–328.

Hardtwig, Wolfgang: Die Verwissenschaftlichung der Historie und die Ästhetisierung der Darstellung. In: *Formen der Geschichtsschreibung*, S. 147–191. Wieder in ders.: *Geschichtskultur und Wissenschaft*, S. 58–102.

Hardtwig, Wolfgang: *Geschichtskultur und Wissenschaft*. München 1990.

Hardtwig, Wolfgang: Die Geschichtserfahrung der Moderne und die Ästhetisierung der Geschichtsdarstellung: Leopold von Ranke. In: *Geschichte und Gesellschaft* 23 (1997), S. 99–114.

Harth, Dietrich: [Artikel] Geschichtsschreibung. In: *Historisches Wörterbuch der Rhetorik*. Hrsg. v. Gert Ueding, Bd. 3. Tübingen 1996, Sp. 832–870.

Haskell, Francis: *Die Geschichte und ihre Bilder. Die Kunst und die Deutung der Vergangenheit*. Aus dem Englischen übersetzt v. Michael Bischoff. München 1995.

Hazard, Paul: *La Crise de la conscience européenne 1680–1715*. Paris: Fayard 1968. Deutsch u.d.T.: *Die Krise des europäischen Geistes*. Aus dem Französischen übersetzt v. Harriet Wegener. Hamburg 1939.

Heiderich, Manfred W.: *The German Novel of 1800. A Study of Popular Prose Fiction*. Bern, Frankfurt 1982.

Heinrichs, Jürgen: *Erzählte Welt. Lesarten der Wirklichkeit in Geschichte, Kunst und Wissenschaft*. Reinbek, Berlin 1996.

Heinz, Jutta: *Wissen vom Menschen und Erzählen vom Einzelfall. Untersuchungen zum an-*

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

thropologischen Roman der Spätaufklärung (= Quellen und Forschungen zur Literatur- und Kunstgeschichte. 6 (240)). Berlin, New York 1996.

Heitmann, Klaus: Das Verhältnis von Dichtung und Geschichtsschreibung in älterer Theorie. In: *Archiv für Kulturgeschichte* 52 (1970), S. 244–279.

Henz, Günter Johannes: *Leopold von Ranke. Leben, Denken, Wort. 1795–1814. Darstellende Untersuchung und Edition. Mit allgemeinen archivalischen und bibliographischen Beiträgen*. Diss. Köln 1968.

Henz, Günter Johannes: Zu Leopold Rankes Briefwechsel. Forschungsbericht und Nachlese. In: *Archiv für Kulturgeschichte* 54 (1972), S. 285–324.

Heuss, Alfred: *Verlust der Geschichte*. Göttingen 1959.

Hey'l, Bettina: *Geschichtsdenken und literarische Moderne. Zum historischen Roman in der Zeit der Weimarer Republik* (= Studien zur deutschen Literatur. 133). Tübingen 1994.

Hinck, Walter: *Geschichtsdichtung*. Göttingen 1995.

Hinrichs, Carl: *Ranke und die Geschichtstheologie der Goethezeit* (= Göttinger Bausteine zur Geschichtswissenschaft. 19). Göttingen, Frankfurt, Berlin 1954.

Historische Belletristik. Sonderheft der Historischen Zeitschrift 1928.

Historische Faszination. Geschichtskultur heute. Hrsg. v. Klaus Füssmann, Heinrich Theodor Grütter und Jörn Rüsen. Köln, Weimar, Wien 1994.

Historische Forschung im 18. Jahrhundert. Organisation, Zielsetzung, Ergebnisse. Hrsg. v. Karl Hammer und Jürgen Voss (= Pariser Historische Studien. 13). Bonn 1976.

Historisches Erzählen. Formen und Funktionen. Hrsg. v. Siegfried Quandt und Hans Süssmuth. Göttingen 1982.

Historismus in den Kulturwissenschaften. Geschichtskonzepte, historische Einschätzungen, Grundlagenprobleme. Hrsg. v. Otto Gerhard Oexle und Jörn Rüsen (= Beiträge zur Geschichtskultur. 12). Köln, Weimar, Wien 1996.

Hohendahl, Peter Uwe: Literarischer Kommerz. Zum Verhältnis von Trivialliteratur und Kulturindustrie. In: *Die fürstliche Bibliothek Corvey. Ihre Bedeutung für einen neue Sicht der Literatur des frühen 19. Jahrhunderts. Beiträge des 1. Internationalen Corvey-Symposioms 25.–27. Oktober 1990 in Paderborn*. Hrsg. v. Rainer Schöwerling und Hartmut Steinecke unter Mitarbeit v. Norbert Otto Eke und Günter Tiggesbäumker (= Corvey-Studien. 1). München 1992, S. 35–49.

Hohoff, Curt: *Der Glanz des Wirklichen. Gelehrte Prosa als Kunst. Essays*. Wien, Leipzig 1998.

Hotz, Ingrid / Davies, Paul: Heinrich von Kleist's ‚Michael Kohlhaas' – Peter Hafftiz's ‚Märkische Chronik'. A Comparison of Novelle and Source Material with Particular Regard to Medieval Legal Conception. In: *German Life & Letters* 41 (1987), S. 9–20.

Howard, Susan Wells: *Die Gewalt der Geschichte: The Role of Historical Consciousness as a Model of Intelligibility in Selected Stories of Heinrich von Kleist*. Austin: The University of Texas Diss. 1989.

Huber, Hans Dieter: *Historische Romane in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Studie zu Material und schöpferischem Akt ausgewählter Romane von A.v. Arnim bis A. Stifter* (= Münchner Germanistische Beiträge. 24). München 1978.

Iggers, Georg G.: Historicism (A Comment). In: *Storia della Storiografia* H. 10 (1986), S. 131–144.

Ihlenfeld, Kurt: Dichter im Dialog mit Luther. Die Luther-Szene in Heinrich von Kleists Novelle ‚Michael Kohlhaas'. In: *Luther. Zeitschrift der Luther-Gesellschaft* 38 (1967), S. 69–85.

Ingarden, Roman: *Das literarische Kunstwerk*. Tübingen ^{3}1965.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Iser, Wolfgang: Möglichkeiten der Illusion im historischen Roman. (Sir Walter Scotts ‚Waverley'). In: *Nachahmung und Illusion. Kolloquium Gießen Juni 1963. Vorlagen und Verhandlungen*. Hrsg. v. Hans Robert Jauß (= Poetik und Hermeneutik. 1). München 1964, S. 135–156 und 228–236.

Iser, Wolfgang: Die Wirklichkeit der Fiktion. Elemente eines funktionsgeschichtlichen Textmodells der Literatur. In: *Rezeptionsästhetik. Theorie und Praxis*. Hrsg. v. Rainer Warning. München 1975, S. 277–324. Wieder in W.I.: *Der Akt des Lesens. Theorie ästhetischer Wirkung*. München 1976.

Jäger, Georg: *Empfindsamkeit und Roman. Wortgeschichte, Theorie und Kritik im 18. und frühen 19. Jahrhundert* (= Studien zur Poetik und Geschichte der Literatur. 11). Stuttgart, Berlin, Köln, Mainz 1969.

Jäger, Michael: *Kommentierende Einführung in Baumgartens ‚Aesthetica'. Zur entstehenden wissenschaftlichen Ästhetik des 18. Jahrhunderts in Deutschland* (= Philosophische Texte und Studien. 1). Hildesheim, New York 1980.

Jakobson, Roman: Linguistik und Poetik. In: *Strukturalismus in der Literaturwissenschaft*. Hrsg. v. Heinz Blumensath (= Neue wissenschaftliche Bibliothek. 43). Köln 1972, S. 118–147.

Jauss, Hans Robert: Geschichte der Kunst und Historie. In ders.: *Literaturgeschichte als Provokation*. Frankfurt 1970, S. 208–251.

Jauss, Hans Robert: Littérature médiévale et théorie des genres. In: *Poétique* 1 (1970), S. 79–101. Deutsch in: *Grundriß der romanischen Literaturen des Mittelalters*. Hrsg. v. Hans Robert Jauß und Erich Köhler. Heidelberg 1973.

Jauss, Hans-Robert: *Ästhetische Erfahrung und literarische Hermeneutik*. Frankfurt 1982.

Jauss, Hans-Robert: Der Gebrauch der Fiktion in Formen der Anschauung und Darstellung von Geschichte. In: *Formen der Geschichtsschreibung*, S. 415–451.

Jentzsch, Rudolf: *Der deutsch-lateinische Büchermarkt nach den Leipziger Ostermeß-Katalogen von 1740, 1770 und 1800 in seiner Gliederung und Wandlung*. Leipzig 1912.

Kahr, Johanna: Literarische Darstellungsschemata als Kompensation in der Geschichtsschreibung der Französischen Revolution. In: *Erzählforschung*, S. 591–619.

Kasperowski, Ira: *Mittelalterrezeption im Werk des Novalis* (= Hermaea. Germanistische Forschungen N.F. 74). Tübingen 1994.

Keller, Ulrich: *Fiktionalität als literaturwissenschaftliche Kategorie* (= Germanisch-romanische Monatsschrift. Beiheft 2). Heidelberg 1980.

Kessler, Eckhard: Das rhetorische Modell der Historiographie. In: *Formen der Geschichtsschreibung*, S. 37–85.

King, Rolf: The Figure of Luther in Kleist's ‚Michael Kohlhaas'. In: *Germanic Review* 9 (1934), S. 18–25.

Kittler, Friedrich: Carlos als Carlsschüler. Ein Familiengemälde aus einem fürstlichen Hause. In: *Unser Commercium. Goethes und Schillers Literaturpolitik*. Hrsg. v. Wilfried Barner, Eberhard Lämmert und Norbert Oellers (= Veröffentlichungen der deutschen Schillergesellschaft. 42). Stuttgart 1984, S. 241–273.

Kittler, Wolf: *Die Geburt des Partisanen aus dem Geist der Poesie. Heinrich von Kleist und die Strategie der Befreiungskriege*. Freiburg 1987.

Klemperer, Victor: Die Arten der historischen Dichtung. In: *Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 1 (1923), S. 370–399.

Kluckhohn, Paul: Zur Textgeschichte von Schillers historischen Schriften. Aus den Vorstudien zu einer Ausgabe. In: *Euphorion* 18 (1911), S. 692–707 und 19 (1912), S. 136–148.

Kolmer, Lothar: G. Ch. Lichtenberg als Geschichtsschreiber. Pragmatische Geschichtsschrei-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

bung und ihre Kritik im 18. Jahrhundert. In: *Archiv für Kulturgeschichte* 65 (1983), S. 371–415.

Kondylis, Panajotis: *Die Aufklärung im Rahmen des neuzeitlichen Rationalismus*. Stuttgart 1981.

Korff, Hermann August: *Geist der Goethezeit. Versuch einer ideellen Entwicklung der klassisch-romantischen Literaturgeschichte*, 5 Bde. Leipzig 1923–58.

Koselleck, Reinhart: [Artikel] Geschichte, Historie. In: *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Wörterbuch zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*. Hrsg. v. Otto Brunner, Werner Conze und Reinhart Koselleck, Bd. 2. Stuttgart 1979, S. 594–717.

Koselleck, Reinhart: Einleitung – Zur anthropologischen und semantischen Struktur der Bildung. In: *Bildungsbürgertum im 19. Jahrhundert. Teil II: Bildungsgüter und Bildungswissen*. Hrsg. v. Reinhart Koselleck (= Industrielle Welt. 41). Stuttgart 1990, S. 11–46.

Kossmann, E.F.: Schillers Geschichte der merkwürdigen Rebellionen und Abfall der vereinigten Niederlande. Studien zur Entstehungs- und Druckgeschichte. In: *Euphorion* 6 (1899), S. 511–536.

Knowledge and Memory: The Real Story. Hrsg. v. Robert S. Wyer, Jr. (= Advances in Social Cognition. 8). Hillsdale/N.J. 1995.

Kracauer, Siegfried: General History and the Aesthetic Approach. In: *Die nicht mehr schönen Künste. Grenzphänomene des Ästhetischen*. Hrsg. v. Hans Robert Jauß (= Poetik und Hermeneutik. 3). München 1968, S. 111–123. Deutsch u.d.T.: Allgemeine Geschichte und ästhetischer Ansatz. In ders.: *Geschichte – Vor den letzten Dingen*. Aus dem Amerikanischen v. Karsten Witte (= Schriften. 4). Frankfurt 1971, S. 155–178.

Kreutzer, Hans Joachim: Wann lebte Michael Kohlhaas? In: *Literatur und Geschichte 1788–1988*. Hrsg. v. Gerhard Schulz und Tim Mehigan in Verbindung mit Marion Adams (= Australisch-Neuseeländische Studien zur deutschen Sprache und Literatur. 15). Bern, Frankfurt, New York, Paris 1990, S. 67–79.

Krieger, Leonard: *Ranke. The Meaning of History*. Chicago, London 1977.

Kruse, Irene: ‚More kin than kind' – Die historische Geschichtswissenschaft und die Literatur. In: *Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 56 (1982), Sonderheft: Kultur. Geschichte und Verstehen, S. 202*–225*.

Kuh, Emil: Die Quellen der Kleist'schen Erzählung Michael Kohlhaas. In: *Stimmen der Zeit* Nr. 31 (1861), S. 161–171.

Kühne-Bertram, Gudrun: Aspekte der Geschichte und der Bedeutungen des Begriffs ‚pragmatisch' in den philosophischen Wissenschaften des ausgehenden 18. und des 19. Jahrhunderts. In: *Archiv für Begriffsgeschichte* 27 (1983), S. 158–186.

Kultur und Gedächtnis. Hrsg. v. Jan Assmann und Tonio Hölscher. Frankfurt 1988.

Lämmert, Eberhard: *Bauformen des Erzählens*. Stuttgart ²1967.

Lämmert, Eberhard: Geschichten von der Geschichte. Geschichtsschreibung und Geschichtsdarstellung im Roman. In: *Poetica* 17 (1985), S. 228–254.

Lange, Henrik: Säkularisierte Bibelreminiszenzen in Kleists ‚Michael Kohlhaas'. In: *Kopenhagener germanistische Studien* 1 (1969), S. 213–226.

Lepenies, Wolf: *Das Ende der Naturgeschichte. Wandel kultureller Selbstverständlichkeiten in den Wissenschaften des 18. und 19. Jahrhunderts*. München, Wien 1976.

Lepenies, Wolf: *Die drei Kulturen. Soziologie zwischen Literatur und Wissenschaft*. München 1985.

Lepenies, Wolf: ‚Über den Krieg der Wissenschaften und der Literatur'. Der Status der Soziologie seit der Aufklärung. In: *Merkur* 40/H.6 (1986), S. 482–494.

Les lieux de mémoire. Hrsg. v. Pierre Nora, 7 Bde. Paris 1984–92.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Lowenthal, David: *Possessed by the Past. The Heritage Crusade and the Spoils of History*. New York u.a. 1996.

Lukács, Georg: *Der historische Roman* (1936/37). Deutsch: Berlin 1955.

Lübbe, Hermann: Was sind Geschichten und wozu werden sie erzählt? Rekonstruktion der Antwort des Historismus. In: *Erzählforschung*, S. 620–629.

Lützeler, Paul Michael: Geschichtsschreibung und Roman: Interdependenzen und Differenzen. In ders.: *Zeitgeschichte in Geschichten der Zeit. Deutschsprachige Romane im 20. Jahrhundert* (= Studien zur Literatur der Moderne. 15). Bonn 1986, S. 2–25.

Lützeler, Paul Michael: Achim von Arnim: ‚Die Kronenwächter' (1817). In ders.: *Geschichte in der Literatur. Studien zu Werken von Lessing bis Hebbel*. München 1987, S. 173–227.

Lützeler, Paul Michael: Bürgerkriegs-Literatur. Der historische Roman im Europa der Restaurationszeit 1815–1830. In: *Bürgertum im 19. Jahrhundert. Deutschland im europäischen Vergleich*, Bd. 3. Hrsg. v. Jürgen Kocka unter Mitarbeit von Ute Frevert. München 1988, S. 232–256. Überarbeitet wieder in ders.: *Klio oder Kalliope? Literatur und Geschichte: Sondierung, Analyse, Interpretation* (= Philologische Studien und Quellen. 145). Berlin 1997, S. 21–50.

Lützeler, Paul Michael: Fiktion in der Geschichte – Geschichte in der Fiktion. In: *Poetik und Geschichte. Viktor Žmegač zum 60. Geburtstag*. Hrsg. v. Dieter Borchmeyer. Tübingen 1989, S. 11–21. Überarbeitet wieder in ders.: *Klio oder Kalliope? Literatur und Geschichte: Sondierung, Analyse, Interpretation* (= Philologische Studien und Quellen. 145). Berlin 1997, S. 11–20.

Maigron, Louis: *Le Roman historique à l'époque romantique. Essai sur l'influence de Walter Scott*. Paris 1898.

Marchand, James W.: Wieland and the Middle Ages. In: *Christoph Martin Wieland. Nordamerikanische Forschungsbeiträge zur 250. Wiederkehr seines Geburtstages 1983*. Hrsg. v. Hansjörg Schelle. Tübingen 1984, S. 33–52.

Marino, Luigi: *Praeceptores Germaniae. Göttingen 1770–1820*. Aus dem Italienischen von Brigitte Szabo-Bechstein (= Göttinger Universitätsschriften. Serie A: Schriften. 10). Göttingen1995.

Martino, Alberto: Barockpoesie, Publikum und Verbürgerlichung der literarischen Intelligenz. In: *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur* 1 (1976), S. 107–145.

Matt, Peter von: Die Trieblizenz des historischen Erzählens. Am Beispiel von Gotthelfs ‚Kurt von Koppingen'. In: *Geschichte als Literatur*, S. 161–171.

Mehigan, Timothy J.: *Text As Contract. The Nature and Function of Narrative Discourse in the Erzählungen of Heinrich von Kleist* (= Europäische Hochschulschriften. Reihe 1: Deutsche Sprache und Literatur. 985). Frankfurt, Bern, New York, Paris 1988.

Meinecke, Friedrich: *Die Entstehung des Historismus* (1936). Hrsg. und eingeleitet v. Carl Hinrichs (= Werke. 3). München 1959.

Memoria als Kultur. Hrsg. v. Otto Gerhard Oexle (= Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte. 121). Göttingen 1995.

Memoria. Vergessen und Erinnern. Hrsg. v. Anselm Haverkamp und Renate Lachmann unter Mitwirkung v. Reinhart Herzog (= Poetik und Hermeneutik. 15). München 1993.

Menzies, John Karl: *Schiller, Historical Truth, and the Netherlands. The Genesis of Schiller's Concept of History*. Berkeley University of California PhD 1981.

Metageschichte. Hayden White und Paul Ricoeur. Dargestellte Wirklichkeit in der europäischen Kultur im Kontext von Husserl, Weber, Auerbach und Gombrich. Hrsg. v. Jörn Stückrath und Jürg Zbinden. Baden-Baden 1997.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Meyer, Michael: *Die Entstehung des historischen Romans in Deutschland und seine Stellung zwischen Geschichtsschreibung und Dichtung 1780–1800. Die Polemik um eine ‚Zwittergattung'*. Diss. München 1973.

Mnemosyne. Formen und Funktionen der kulturellen Erinnerung. Hrsg. v. Aleida Assmann und Dietrich Harth. Frankfurt 1991.

Molino, Jean: Qu'est-ce que le roman historique? In: *Revue d'Histoire Littéraire de la France* 75 (1975), S. 195–234.

Momigliano, Arnaldo: Ancient History and the Antiquarian. In: *Journal of the Warburg and Courtauld Institutes* 13 (1950), S. 285–315. Deutsch u.d.T.: Alte Geschichte und antiquarische Forschung. In ders.: *Wege in die alte Welt*. Mit einer Einführung v. Karl Christ. Übersetzt v. Horst Günther. Frankfurt 1995, S. 111–160.

Mommsen, Katharina: *Kleists Kampf mit Goethe*. Heidelberg 1974. Wieder Frankfurt 1979.

Mommsen, Wolfgang J.: Die Sprache des Historikers. In: *Historische Zeitschrift* 238 (1984), S. 57–81.

Moulin Eckart, Richard Graf Du: *Der historische Roman in Deutschland und seine Entwicklung. Eine Skizze*. Berlin 1905.

Müllenbrock, Heinz-Joachim: *Der historische Roman des 19. Jahrhunderts*. Heidelberg 1980.

Müller, Harro: Schreibmöglichkeiten historischer Romane im 19. und 20. Jahrhundert. In: *The Germanic Review* 69 (1994/95), S. 14–19.

Müller, Harro: Thesen zur Geschichte des Historischen Dramas und des Historischen Romans (1773–1888). In: *Geschichtsdiskurs, Bd. 3*, S. 121–131.

Müller–Fraureuth, Carl: Ritter- und Räuberromane. In Karl Goedeke: *Grundrisz zur Geschichte der deutschen Dichtung. Aus den Quellen*. Zweite ganz neu bearbeitete Auflage [...] v. Edmund Goetze, Bd. 5 II. Dresden 1893, § 279.

Müller-Fraureuth, Carl: *Die Ritter- und Räuberromane*. Halle 1894. Reprographischer Nachdruck Hildesheim 1965.

Muhlack, Ulrich: Theorie oder Praxis der Geschichtsschreibung. In: *Formen der Geschichtsschreibung*, S. 607–620.

Muhlack, Ulrich: Bildung zwischen Neuhumanismus und Historismus. In: *Bildungsbürgertum im 19. Jahrhundert. Teil II: Bildungsgüter und Bildungswissen*. Hrsg. v. Reinhart Koselleck (= Industrielle Welt. 41). Stuttgart 1990, S. 80–105.

Muhlack, Ulrich: *Geschichtswissenschaft im Humanismus und in der Aufklärung. Die Vorgeschichte des Historismus*. München 1991.

Muhlack, Ulrich: Nachwort. In Leopold von Ranke: *Die großen Mächte. Politisches Gespräch*. Hrsg., kommentiert und mit einem Nachwort versehen v. Ulrich Muhlack. Frankfurt 1995, S. 113–139.

Muhlack, Ulrich: Schillers Konzept der Universalgeschichte zwischen Aufklärung und Historismus. In: *Schiller als Historiker*, S. 5–28.

Muhlack, Ulrich: Geschichtsschreibung als Geschichtswissenschaft. In: *Geschichtsdiskurs Bd. 3*, S. 67–79.

Neuhold, Martin: *Achim von Arnims Kunsttheorie und sein Roman ‚Die Kronenwächter' im Kontext ihrer Epoche* (= Hermaea. Germanistische Forschungen. N.F. 73). Tübingen 1994.

Neumann, Michael: Novalis und ‚Walther von Montbarry'. In: *Literaturwissenschaftliches Jahrbuch* N.F. 30 (1989), S. 317–321.

Niefanger, Dirk: [Artikel] Historismus. In: *Historisches Wörterbuch der Rhetorik*. Hrsg. v. Gert Ueding, Bd. 3. Tübingen 1996, Sp. 1410–1420.

Nipperdey, Thomas: *Deutsche Geschichte 1800–1866. Bürgerwelt und starker Staat*. München 1983.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Nünning, Ansgar: *Von historischer Fiktion zu historiographischer Metafiktion*, 2 Bde. (= Literatur, Imagination, Realität. 11). Trier 1995.

Nussberger, Max / Kohlschmidt, Werner: Historischer Roman. In: *Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte*, 2. Auflage. Hrsg. v. Werner Kohlschmidt und Wolfgang Mohr, Bd. 1. Berlin 1958, Sp. 658–666.

Oncken, Hermann: *Aus Rankes Frühzeit. Mit den Briefen Rankes an seinen Verleger Friedrich Perthes und anderen unbekannten Stücken seines Briefwechsels*. Gotha 1922.

Osterkamp, Ernst: Die Seele des historischen Subjekts. Historische Portraitkunst in Friedrich Schillers ‚Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande von der Spanischen Regierung'. In: *Schiller als Historiker*, S. 157–178.

Palomo, Dolores: Towards a Poetics of the Historical Novel. In: *Cahiers Roumaines d'Etudes Littéraires* (1981) H. 3, S. 71–80.

Pandel, Hans Jürgen: *Historik und Didaktik. Das Problem der Distribution historiographisch erzeugten Wissens in der deutschen Geschichtswissenschaft von der Spätaufklärung zum Frühhistorismus (1765–1830)* (= Fundamenta historica. 2). Stuttgart, Bad-Cannstatt 1990.

Pantenius, Walther: *Das Mittelalter in Leonhard Wächters (Veit Webers) Romanen. Ein Beitrag zur Kenntnis der beginnenden Wiederbelebung des deutschen Mittelalters in der Literatur des achtzehnten Jahrhunderts* (= Probefahrten. 4). Leipzig 1904.

Petriconi, Hellmuth: *Die verführte Unschuld. Bemerkungen über ein literarisches Thema* (= Hamburger Romanistische Studien. 38). Hamburg 1953.

Pniower, Otto: Heinrich von Kleists Michael Kohlhaas. In: *Brandenburgia* 10 (1901), S. 314–337. Überarbeitet in ders.: *Dichtungen und Dichter. Essays und Studien*. Berlin 1912, S. 177–214.

Pritzkuleit, Sabine: *Die Wiederentdeckung des Ritters durch den Bürger. Chivalry in englischen Geschichtswerken und Romanen: 1770–1830* (= Horizonte. 7). Trier 1991.

Rancière, Jacques: *Les mots de l'histoire. Essai de poétique du savoir*. Paris 1992. Deutsch u.d.T.: *Die Namen der Geschichte. Versuch einer Poetik des Wissens*. Aus dem Französischen v. Eva Moldenhauer. Frankfurt 1994.

Reill, Peter Hanns: *The German Enlightenment and the Rise of Historicism*. Berkeley, Los Angeles, London 1975.

Reill, Peter Hanns: Narration and Structure in Late Eighteenth Century Historical Thought. In: *Storia della Storiografia* H. 10 (1986), S. 77–89.

Repgen, Konrad: Über Rankes Diktum von 1824: ‚bloß sagen, wie es eigentlich gewesen'. In: *Historisches Jahrbuch* 102 (1982), S. 439–449.

Rethwisch, Conrad: *Leopold von Ranke als Oberlehrer in Frankfurt a.O.* (= Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht des Kgl. Kaiserin-Augusta-Gymnasiums zu Charlottenburg. Ostern 1908). Berlin 1908.

Ricoeur, Paul: *Temps et récit*, 3 Bde. Paris 1983–85. Deutsch u.d.T.: *Zeit und Erzählung*, 3 Bde. Übersetzt v. Rainer Rochlitz. München 1988.

Roberts, David: The Modern German Historical Novel: An Introduction. In: *The Modern German Historical Novel. Paradigms, Problems, Perspectives*. Edited by David Roberts and Philip Thomson. New York, Oxford 1991, S. 1–17.

Rossi, Pietro: Die Sprache des Historikers zwischen Umgangssprache und Wissenschaftssprache. In: *Comité International des Sciences Historiques. XV^e Congrès International des Sciences Historiques, Bucarest, 10–17 août 1980. Rapports I: Grands Thèmes et Méthodologie*. Bukarest 1980, S. 400–407.

Rusch, Gebhard: *Theorie der Geschichte, Historiographie und Diachronologie* (= Lumis-Schriften aus dem Institut für Empirische Literatur- und Medienforschung der Universität-Gesamthochschule Siegen. 11). Siegen 1986.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Rusch, Gebhard: *Erkenntnis, Wissenschaft, Geschichte. Von einem konstruktivistischen Standpunkt*. Frankfurt 1987.

Rüsen, Jörn: *Ästhetik und Geschichte. Geschichtstheoretische Untersuchungen zum Begründungszusammenhang von Kunst, Gesellschaft und Wissenschaft*. Stuttgart 1976.

Rüsen, Jörn: Die vier Typen des historischen Erzählens. In: *Formen der Geschichtsschreibung*, S. 514–605. Überarbeitet in ders.: *Zeit und Sinn. Strategien historischen Denkens*. Frankfurt 1990, S. 153–230.

Sauder, Gerhard: Nachwort. In Benedikte Naubert: *Heerfort und Klärchen. Etwas für empfindsame Seelen*. Zwei Teile in einem Band. Mit einem Nachwort von Gerhard Sauder (= Texte zum literarischen Leben um 1800. 9). Hildesheim 1982.

Schank, Roger C. / Abelson, Robert P.: *Scripts, Plans, Goals and Understanding*. Hillsdale/N.J. 1977.

Scheer, Brigitte: *Einführung in die philosophische Ästhetik*. Darmstadt 1997.

Schiffer, Werner: *Theorien der Geschichtsschreibung und ihre erzähltheoretische Relevanz. Danto, Habermas, Baumgartner, Droysen* (= Studien zur allgemeinen und vergleichenden Literaturwissenschaft. 19). Stuttgart 1980.

Schiller als Historiker. Hrsg. v. Otto Dann, Norbert Oellers und Ernst Osterkamp. Stuttgart, Weimar 1995.

Schleier, Hans: Narrative und Strukturgeschichte im Historismus. In: *Storia della Storiografia* H. 10 (1986), S. 112–130.

Schmale, Franz-Josef: *Funktion und Formen mittelalterlicher Geschichtsschreibung. Eine Einführung*. Darmstadt 1985.

Schmidt, Horst-Michael: *Sinnlichkeit und Verstand. Zur philosophischen und poetologischen Begründung von Erfahrung und Urteil in der deutschen Aufklärung (Leibniz, Wolff, Gottsched, Bodmer und Breitinger, Baumgarten)* (= Theorie und Geschichte der Literatur und der schönen Künste. Texte und Abhandlungen. 63). München1982.

Scholz-Williams, Gerhild: Geschichte und die literarische Dimension. Narrativik und Historiographie in der anglo-amerikanischen Forschung der letzten Jahrzehnte. Ein Bericht. In: *Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 63 (1989), S. 315–392.

Schöwerling, Rainer: Sir Walter Scott and the Tradition of the Historical Novel before 1814 – with a Checklist. In: *The Living Middle Ages. Studies in Medieval English Literature and its Tradition. A Festschrift für Karl Heinz Göller*. Hrsg. v. Uwe Böker, Manfred Markus und Rainer Schöwerling. Stuttgart 1989, S. 227–262.

Schreinert, Kurt: *Benedikte Naubert. Ein Beitrag zur Entstehungsgeschichte des historischen Romans in Deutschland* (= Germanische Studien. 230). Berlin 1941. Reprographischer Nachdruck Nendeln/Liechtenstein 1969.

Schulin, Ernst: Rankes erstes Buch. In: *Historische Zeitschrift* 203 (1966), S. 581–609. Unter dem Titel: Rankes Erstlingswerk oder Der Beginn der kritischen Geschichtsschreibung über die Neuzeit, überarbeitet wieder in ders.: *Traditionskritik und Rekonstruktionsversuch. Studien zur Entwicklung von Geschichtswissenschaft und historischem Denken*. Göttingen 1979, S. 44–64 und 239–245.

Schulin, Ernst: Zum Problem von Struktur und Narrativität in der Aufklärungshistorie. In: *Storia della Storiografia* H. 10 (1986), S. 107–111.

Schulin, Ernst: Schillers Interesse an Aufstandsgeschichte. In: *Schiller als Historiker*, S. 136–148.

Schulin, Ernst: Die Epochenschwelle zwischen Aufklärung und Historismus. In: *Geschichtsdiskurs Bd. 3*, S. 17–26.

Schulin, Ernst: ‚Historiker, seid der Epoche würdig!' Geschichtsschreibung im Zeitalter

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

der Französischen Revolution – zwischen Aufklärung und Historismus. In ders.: *Arbeit an der Geschichte. Etappen der Historisierung auf dem Weg zur Moderne*. Frankfurt, New York 1997, S. 81–113 und 226–234.

Seeba, Hinrich C.: Literatur und Geschichte. Hermeneutische Ansätze zu einer Poetik der Geschichtsschreibung. In: *Akten des VI. Internationalen Germanisten-Kongresses Basel 1980*. Hrsg. v. Heinz Rupp und Hans Gert Roloff (= Jahrbuch für Internationale Germanistik. Reihe A: Kongreßberichte. 8), Teil 3. Bern, Frankfurt, Las Vegas 1980, S. 201–208.

Seibt, Ferdinand: *Revolutionen in Europa. Ursprung und Wege innerer Gewalt. Strukturen, Elemente, Exempel*. München 1984.

Sembdner, Helmut: Heinrich von Kleist im Urteil der Brüder Grimm. In: *Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft* 9 (1965), S. 420–446. Wieder in ders.: *In Sachen Kleist. Beiträge zur Forschung*. Dritte, vermehrte Auflage München, Wien 1994, S. 227–250.

Siemek, Marek J.: *Die Idee des Transzendentalismus bei Fichte und Kant* (= Schriften zur Transzendentalphilosophie. 4). Hamburg 1984.

Silz, Walter: *Heinrich von Kleist. Studies in His Work and Literary Character*. Philadelphia 1961.

Sommerkamp, Friedrich: *Walter Scotts englische und deutsche Belesenheit*. Diss. masch. Berlin 1924.

Sottong, Hermann J.: *Transformation und Reaktion. Historisches Erzählen von der Goethezeit zum Realismus* (= Münchner germanistische Beiträge. 39). München 1992.

Starnes, Thomas C.: *Der Teutsche Merkur. Ein Repertorium*. Sigmaringen 1994.

Stauf, Renate: *Justus Mösers Konzept einer deutschen Nationalidentität. Mit einem Ausblick auf Goethe* (= Studien zur deutschen Literatur. 114). Tübingen 1991.

Steinen, Wolfram von den: Mittelalter und Goethezeit. In: *Historische Zeitschrift* 183 (1957), S. 249–302.

Stephens, Anthony: ‚Eine Träne auf den Brief'. Zum Status der Ausdrucksformen in Kleists Erzählungen. In: *Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft* 28 (1984), S. 315–348.

Stephens, Anthony: *Heinrich von Kleist. The Dramas and Stories*. Oxford, Providence (USA) 1994.

Stromeyer, Rainald: *Ranke und sein Werk im Spiegel der Kritik*. Diss. masch. Heidelberg 1950.

Struck, Wolfgang: *Konfigurationen der Vergangenheit. Deutsche Geschichtsdramen im Zeitalter der Restauration* (= Studien zur deutschen Literatur. 143). Tübingen 1997.

Subrahmanyam, Sanjay: *The Career and Legend of Vasco da Gama*. Cambridge 1997.

Theorie und Erzählung in der Geschichte. Hrsg. v. Jürgen Kocka und Thomas Nipperdey (= Theorie der Geschichte. Beiträge zur Historik. 3). München 1979.

Theorie der modernen Geschichtsschreibung. Hrsg. v. Pietro Rossi. Frankfurt 1987.

Thyriot, Hans: *Der Dramatiker und Novellist Kleist in seinem Verhältnis zur deutschen und preußischen Geschichte*. Diss. masch. Frankfurt am Main 1923.

Todorov, Tzvetan: Die Kategorien der literarischen Erzählung. In: *Strukturalismus in der Literaturwissenschaft*. Hrsg. v. Heinz Blumensath. Köln 1972, S. 263–294.

Touaillon, Christine: *Der deutsche Frauenroman des 18. Jahrhunderts*. Wien, Leipzig 1919. Reprographischer Nachdruck Bern 1979.

Troeltsch, Ernst: *Der Historismus und seine Probleme* (= Gesammelte Schriften. 3). Tübingen 1922. Neudruck Aalen 1977.

Turner, Joseph W.: The Kinds of Historical Fiction. An Essay in Definition and Methodology. In: *Genre* 12 (1979), S. 333–555.

Ueding, Gert: Redende Geschichte: Der Historiker Friedrich Schiller. In: *Evolution des*

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Geistes. Jena um 1800. Natur und Kunst, Philosophie und Wissenschaft im Spannungsfeld der Geschichte. Hrsg. v. Friedrich Strack (= Deutscher Idealismus. 17). Stuttgart 1994, S. 156–174.

Veyne, Paul: *Comment on écrit l'histoire*. Paris ²1978. Deutsch u.d.T.: *Geschichtsschreibung – und was sie nicht ist*. Frankfurt 1990.

Vierhaus, Rudolf: *Ranke und die soziale Welt* (= Münstersche Beiträge zur Geschichtsforschung. 1). Münster 1957.

Vierhaus, Rudolf: Geschichtsschreibung als Literatur im 18. Jahrhundert. In: *Historische Forschung im 18. Jahrhundert*, S. 416–431.

Vierhaus, Rudolf: Umrisse einer Sozialgeschichte der Gebildeten in Deutschland. In: *Quellen und Forschungen aus italienischen Archiven und Bibliotheken* 60 (1980), S. 395–418.

Vierhaus, Rudolf: Historisches Interesse im 18. Jahrhundert. In: *Aufklärung und Geschichte*, S. 264–298.

Vierhaus, Rudolf: Die Universität Göttingen und die Anfänge der modernen Geschichtswissenschaft im 18. Jahrhundert. In: *Geschichtswissenschaft in Göttingen*, S. 9–29.

Vogt, Jochen: Bauelemente erzählender Texte. In: *Grundzüge der Literatur- und Sprachwissenschaft, Bd. 1: Literaturwissenschaft*. Hrsg. v. Heinz Ludwig Arnold und Volker Sinemus. München ⁸1986, S. 227–242.

Völkl, Markus: *‚Pyrrhonismus historicus' und ‚fides historica'. Die Entwicklung der deutschen historischen Methodologie unter dem Gesichtspunkt der historischen Skepsis* (= Europäische Hochschulschriften. Reihe III. 313). Frankfurt, Bern, New York 1987.

Von der Aufklärung zum Historismus. Zum Strukturwandel des historischen Denkens. Hrsg. v. Horst Walter Blanke und Jörn Rüsen (= Historisch-politische Diskurse. 1). Paderborn, München, Zürich, Wien 1984.

Vosskamp, Wilhelm: *Romantheorie in Deutschland. Von Martin Opitz bis Friedrich von Blanckenburg* (= Germanistische Abhandlungen. 40). Stuttgart 1973.

Vosskamp, Wilhelm: Gattungen als literarisch-soziale Institutionen. (Zu Problemen sozial- und funktionsgeschichtlich orientierter Gattungstheorie und -historie). In: *Textsortenlehre – Gattungsgeschichte*. Hrsg. v. Walter Hinck. Heidelberg 1977, S. 27–42.

Wächter, Karl: *Kleists Michael Kohlhaas, ein Beitrag zu seiner Entstehungsgeschichte* (= Forschungen zur neueren Literaturgeschichte. 52). Weimar 1918.

Walther, Gerrit: *Niebuhrs Forschung* (= Frankfurter Historische Abhandlungen. 35). Wiesbaden 1993.

Walther, Gerrit: Der ‚gedrungene' Stil. Zum Wandel der historiographischen Sprache zwischen Aufklärung und Historismus. In: *Historismus in den Kulturwissenschaften*, S. 99–116.

Walzel, Oskar: Jenaer und Heidelberger Romantik über Natur- und Kunstpoesie. In: *Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 14 (1936), S. 325–360.

Weber, Ernst: *Die poetologische Selbstreflexion im deutschen Roman des 18. Jahrhunderts. Zu Theorie und Praxis von ‚Roman', ‚Historie' und pragmatischem Roman* (= Studien zur Poetik und Geschichte der Literatur. 34). Stuttgart, Berlin, Köln, Mainz 1974.

Weber, Ernst / Mithral, Christine: *Deutsche Originalromane zwischen 1680 und 1780. Eine Bibliographie mit Besitznachweisen*. Berlin 1983.

Weber, Wolfgang: Hayden White in Deutschland. In: *Storia della storiografia* 25 (1995), S. 89–102.

Wehler, Hans-Ulrich: Anwendung von Theorien in der Geschichtswissenschaft. In: *Theorie und Erzählung in der Geschichte*, S. 17–39.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Wehler, Hans-Ulrich: Fragen an Fragwürdiges. Eine gedämpfte Replik auf Golo Manns ‚Plädoyer'. In: *Theorie und Erzählung in der Geschichte*, S. 57–60.

Wehler, Hans-Ulrich: Gedenktage und Geschichtsbewußtsein. In: *Verstehen und Verständigen*. Hrsg. v. Hans-Jürgen Pandel (= Jahrbuch für Geschichtsdidaktik. 2). Pfaffenweiler 1991, S. 197–214.

Weimar, Klaus: Der Text, den (Literar-) Historiker schreiben. In: *Geschichte als Literatur*, S. 29–39.

Wenger, Karl: *Historische Romane deutscher Romantiker. Untersuchung über den Einfluß Walter Scotts* (= Untersuchungen zur neueren Sprach- und Literaturgeschichte. 7). Bern 1905.

Wetz, Wilhelm: Über das Verhältnis der Dichtung zur Wirklichkeit und Geschichte. In: *Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte* N.F. 9 (1896), S. 145–184.

White, Hayden: *Die Bedeutung der Form. Erzählstrukturen in der Geschichtswissenschaft*. Aus dem Amerikanischen v. Margit Smuda. Frankfurt 1990.

White, Hayden: *Auch Klio dichtet oder Die Fiktion des Faktischen. Studien zur Tropologie des historischen Diskurses*. Aus dem Amerikanischen v. Brigitte Brinkmann-Siepmann und Thomas Siepmann. Einführung v. Reinhart Koselleck (= Sprache und Geschichte. 10). Stuttgart 1991.

White, Hayden: *Metahistory. Die historische Einbildungskraft im 19. Jahrhundert in Europa*. Aus dem Amerikanischen v. Peter Kohlhaas. Frankfurt 1991.

Wildstake, Karl: *Wielands Agathon und der französische Reise- und Bildungsroman von Fénelons Telemach bis Barthélemys Anarchasis*. Diss. München 1933.

Wolff, Erwin: Zwei Versionen des historischen Romans. Sotts ‚Waverley' und Thackerays ‚Henry Esmond'. In: *Lebende Antike. Symposion für Rudolf Sühnel*. Hrsg. v. Horst Meller und Hans Joachim Zimmermann. Berlin 1967, S. 348–369.

Zedelmaier, Helmut: ‚Historia literaria'. Über den epistemologischen Ort des gelehrten Wissens in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. In: *Das achtzehnte Jahrhundert* 22 (1998), S. 11–21.

Zemlin, Michael-Joachim: ‚Zeigen, wie es eigentlich gewesen'. Zur Deutung eines berühmten Rankewortes. In: *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht* 37 (1986), S. 333–350.

Zur Dichotomisierung von hoher und niederer Literatur. Hrsg. v. Christa Bürger, Peter Bürger und Jochen Schulte-Sasse (= Hefte für Kritische Literaturwissenschaft. 3). Frankfurt 1982.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

REGISTER

I. Personen

Aufgenommen sind nur reale Personen, keine literarischen Figuren (also nur Hans Kohlhase, nicht Michael Kohlhaas; nur der historische Götz von Berlichingen, nicht Goethes Dramengestalt). Die Namen erscheinen in der heute bekannten und gebräuchlichen Form, auch wenn diese von der im Text auftauchenden abweicht. Römische Personen sind nicht unter ihrem Gentilnamen aufgeführt, sondern unter ihrem heute bekannten Beinamen.

Abbt, Thomas 73, 74
Alba, Fernando Alvarez de Toledo, Herzog von 89; 90
Alcibiades 143
Aristoteles 22, 43, 44, 48, 49, 50, 51, 53, 61, 68, 80, 84, 97, 119, 124, 164, 165, 176, 178, 237, 264, 265
Aarschot, Philippe de Croy, Herzog von 93
Adelung, Johann Christoph 117, 159
Adorno, Theodor W. 107
Alexander VI. [Rodrigo Borgia], Papst 234, 242
Alexis, Willibald 145, 194, 196
Alfons II., König von Neapel 234, 242
Altenstein, Karl Freiherr vom Stein zum 216
Alviano, Bartolommeo d' 235
Antonello von Salerno 226
Aremberg, Jean de Ligne, Graf von 93
Aristophanes 125
Arnim, Achim von 113, 154, 157, 158, 161–166, 170, 176
Arnim, Bettina von 163, 169
Ascanio Sforza, Kardinal 239
Bacon, Francis 48
Baczko, Ludwig von 149, 151
Bajasid II., osmanischer Sultan 233
Barthélemy, Jean Jacques 145
Berlaymont, Charles, Graf von 93
Baumgarten, Alexander Gottlieb 262 f.
Baumgarten, Siegmund Jacob 54, 60 f.
Bayard, Pierre du Terrail, Seigneur de 235
Bayle, Pierre 53
Beatrice d'Este, Herzogin von Mailand 236
Below, Georg Anton Hugo von 85
Benjamin, Walter 27, 85
Bentivoglio, Giovanni 234
Bentivoglio, Guido, Kardinal 109
Berlichingen, Götz von 149
Bernheim, Ernst 217
Beulwitz, Caroline von 80, 84
Bianca, Herzogin von Savoyen 238
Blankenburg, Friedrich von 38
Bloch, Ernst 27, 85
Bodmer, Johann Jakob 38, 148
Böckh, August 18
Boie, Heinrich Christian 147
Borgia, Cesare, Herzog von Valentinois 234
Brecht, Bertolt 24
Brederode, Heinrich Baron von 93, 94
Brentano, Clemens 157
Brutus, Marcus Iunius 125
Bürger, Gottfried August 148, 150
Burckhardt, Jacob 27, 29, 85, 247
Burgundius [Bourgoigne], Nikolaus 109
Butenschön, Johann Friedrich 142
Caesar, Gaius Iulius 87
Calvo, Eliano 225
Carlyle, Thomas 86
Cato, Marcus Portius 125, 214
Chladenius, Johann Martin 57–60
Cicero, Marcus Tullius 42, 43, 44, 110, 257
Claudius [Iulius] Civilis 102
Commynes, Philippe de 216
Columbus [Colon], Christoph 235
Córdoba, Gonzalo de [El Gran Capitán] 235
Cramer, Karl Gottlob 150
Croce, Benedetto 29
Crusius, Siegfried Lebrecht 86, 90
Descartes, René 48 f., 51
Danto, Arthur C. 26
Dilthey, Wilhelm 260
Djem, Bruder Bajasids II. 233
Droysen, Johann Gustav 16, 47, 255, 259, 261

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Dürer, Albrecht 158
Eduard III., König von England 223, 227
Egmont, Lamoral, Graf von 89, 90, 93, 96
Engel, Johann Jakob 114 f.
Eschenburg, Johann Joachim 114
Este, Alfonso I. d', Herzog von Ferrara 234
Faber, Johann Heinrich 115
Fabricius, Johann Andreas 63
Faust, Johann 161
Fénelon, François de Salignac de la Mothe 142
Ferdinand I. [Ferrante], König von Neapel 234
Ferdinand II. [Ferrantin], König von Neapel 234, 246
Ferdinand II., König von Aragon 237, 248
Feßler, Ignaz Aurel 128, 129–131, 137, 142–145, 151, 162, 169
Fester, Richard 101
Fichte, Johann Gottlieb 158, 202, 203, 204 f., 207, 210, 212, 219
Fischer, Gottlob Nathanael 120 f., 127–129
Foix, Gaston de, Herzog von Nemours 235
Fontane, Theodor 132, 194–195
Forster, Georg 65
Fouqué, Friedrich de la Motte 154, 160
Franz I., König von Frankreich 250
Friedrich I., Römischer Kaiser 161
Friedrich III., Römischer Kaiser 253
Friedrich II., König in Preußen 33, 40 f.
Galilei, Galileo 48
Gallie, William B. 26
Gama, Vasco da 235, 245
Gatterer, Johann Christoph 35–40, 42, 54, 57, 60, 62, 69, 70, 72 f., 74, 75, 78, 201, 230
Geppert, Hans Vilmar 127, 132, 133 f., 135
Gervinus, Georg Gottfried 218
Gheynst, Johanna van der, Mutter Margareta von Parmas 93
Giangaleazzo Sforza, Erbprinz von Mailand 236
Giesebrecht, Wilhelm 63
Giovio, Paolo 216
Gleim, Johann Wilhelm Ludwig 148
Goethe, Johann Wolfgang von 82, 148, 149, 154, 180–182, 190
Görres, Joseph von 219
Gottsched, Johann Christoph 148
Granvelle, Antoine Perrenot de, 87, 89, 90, 93, 96
Grimm, Jacob 161, 163–166, 169, 171, 176, 177
Grimm, Wilhelm 161, 163, 165, 166, 169, 171, 195
Grotius [van Groot], Hugo 97, 109
Guicciardini, Francesco 216
Gundling, Nikolaus Hieronymus 63
Gustav II. Adolf, König von Schweden 175
Häberlin, Karl Friedrich 253
Haller, Albrecht von 142, 144
Hamburger, Käte 107, 123, 257
Hauff, Wilhelm 145, 196
Hausen, Carl Renatus 40
Hazard, Paul 49
Heeren, Arnold Hermann Ludwig 63 f., 66, 216
Heidegger, Gotthard 121
Hegel, Georg Wilhelm Friedrich 25, 131, 164, 192, 206 f., 214, 243, 251
Heinrich V., König von England 223
Heinrich VIII., König von England 234
Heinse, Wilhelm 157, 158
Heliodor 137
Herder, Johann Gottfried 25, 56, 61, 62, 69, 70–72, 74, 130, 146, 158
Herodot 45, 69, 230, 236, 251
Heumann, Christoph August 63
Heyne, Christoph Gottlob 54
Hoffmann, Ernst Theodor [Wilhelm] Amadeus 154, 157
Holzner, Johann 140 f.
Hormayr, Josef von 217
Horn, Philippe de Montmorency-Nivelle, Graf von 90
Huber, Ludwig Ferdinand 91
Humboldt, Wilhelm von 18, 39, 61, 82 f., 84, 199, 261
Hugo Capet, König von Frankreich 223–225, 235
Huizinga, Johan 84 f.
Ingarden, Roman 123, 133
Isabella, Königin von Kastilien 234, 237
Isabella von Aragon 236–238, 240, 242
Isidor von Sevilla 30, 44
Jakobson, Roman 120
Jauß, Hans-Robert 24 f., 26, 134, 255, 261
Joachim II. Hektor, Kurfürst von Brandenburg 188
Johann Friedrich, Kurfürst von Sachsen 188
Johanna die Wahnsinnige, Königin von Kastilien 234, 237

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Johanna II., Königin von Neapel 226
Johanna von Orleans, die Heilige 223–225
Julius II. [Giulio Rovere], Papst 226, 230, 232, 234
Justi, Johann Heinrich Gottlob von 142
Kamptz, Karl von 217
Kant, Immanuel 70, 72 f., 75, 81, 108, 193, 202–205, 207, 209 f.
Karl der Große, Römischer Kaiser 238
Karl V., Römischer Kaiser 87, 92, 93, 103, 175
Karl VII., König von Frankreich 223, 224
Karl VIII., König von Frankreich 219, 225–230, 232–234, 238, 239, 245, 250
Karl Eugen, Herzog von Württemberg 93
Keller, Gottfried 132
Kepler, Johannes 48
Kleist, Heinrich von 15, 21, 132, 154, 171–197, 227, 228, 233, 258, 259
Klopstock, Friedrich Gottlieb 148
Kluckhohn, Paul 76
Klüber, Johann Ludwig 147
Körner, Christian Gottfried 75–77, 79, 80, 86, 107, 154
Köster, Heinrich Martin Gottfried 57
Kohlhase, Hans 171–173, 177, 181, 187
Kracauer, Siegfried 25, 27
La Curne de Sainte-Palaye, Jean Baptiste 147
Lafontaine, Heinrich Julius August 142
Lamprecht, Karl Nathanael 85
Leibniz, Gottfried Wilhelm 54, 63, 263
Lessing, Gotthold Ephraim 21, 33 f., 38, 40, 56, 70, 75, 90, 117, 120, 123–129, 132, 149, 162
Leo X. [Giovanni Medici], Papst 234
Leo, Heinrich 218, 254, 255
Leonardo da Vinci 48
Leutinger, Nicolaus 188
Lichtenberg, Georg Christoph 64, 66
Livius, Titus 45, 49, 68, 69, 73, 215, 236
Ludovico Sforza, il Moro, Herzog von Mailand 226, 233, 234–238, 240, 244, 246
Ludwig IX., der Heilige, König von Frankreich 223
Ludwig XI., König von Frankreich 225
Ludwig XII., König von Frankreich 229, 233, 234, 244, 246, 248, 250
Ludwig von Nassau 93, 94
Ludwig, Emil 169
Lukács, Georg 131
Lukian 42, 43, 44, 49
Luther, Martin 177, 179–181, 259
Machiavelli, Niccolò 42, 46
Maigron, Louis 131
Malebranche, Nicole 52 f.
Manfredi, Astore 246
Mansfeld, Peter Ernst, Graf von 93
Margareta von Parma, Generalstatthalterin der Niederlande 87, 89, 91, 93
Massow, Auguste Helene 183
Marx, Karl 29, 131
Maximilian I., Römischer Kaiser 87, 161, 234, 244
Medici, Piero di Lorenzo 234
Megen, Charles de Briemeu, Graf von 93
Meier, Georg Friedrich 263
Meiners, Christoph 147
Meinert, Johann Georg 149, 150
Meißner, August Gottlieb 142, 143 f., 145
Mentz, Balthasar 188
Meusel, Johann Georg 40, 90
Michelet, Jules 29
Mink, Louis O. 26
Mommsen, Theodor 16
Montesquieu, Charles de Secondat 55, 106
Möser, Justus 42, 73 f., 146, 147, 182
Müller, Adam 193
Müller, Johannes von 15, 111, 130, 147, 160, 199, 219, 255
Muratori, Ludovico Antonio 54
Naubert, Benedikte 141, 152–156, 162, 163, 167, 168, 178
Neurath, Otto 44
Nicolai, Friedrich 64 f., 172, 173
Niebuhr, Barthold Georg 18, 213–215, 217, 247, 252
Nietzsche, Friedrich 29
Novalis [Friedrich von Hardenberg] 154, 157, 158 f., 197, 201, 207, 210, 245
Otto von Freising 42
Paul, Jean 136
Philipp IV., der Schöne, König von Frankreich 223
Philipp I., der Schöne, König von Kastilien 237, 261
Philipp II., König von Spanien 86, 87, 88, 89, 90, 92, 93, 96, 103
Pitigliano 235
Pfuel, Ernst von 172
Polybios 69, 214
Posselt, Ernst Ludwig 34, 40, 69, 75

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Platon 118
Plutarch 52, 143
Quintilianus, Marcus Fabius 43, 44, 46
Raabe, Wilhelm 132, 194
Raffael 158
Ranke, Heinrich 208
Ranke, Lepold von 15, 16, 18, 21, 24, 26, 29, 30, 71, 160, 164, 199, 207 f., 209, 215, 256–259, 261, 263
Ranke, Otto von 208
Raumer, Friedrich von 15, 111, 216–218
Regulus, Marcus Atilius 125
Rehm, Friedrich 255
Reichard, Heinrich August Ottokar 147
Reimer, Georg Andreas 191, 219, 220
Reimmann, Jakob Friedrich 63
Reinhold, Karl Leonhard 204
Ricoeur, Paul 31
Riegger, Josef Anton Stefan von 169
Robertson, William 64, 109
Rotteck, Karl von 61
Rousseau, Jean-Jacques 51 f., 104, 146, 179
Rudolf I. von Habsburg, deutscher König 247
Savigny, Carl von 162
Savonarola, Girolamo 235, 245
Schelling, Karl Friedrich August 206, 207, 209, 213, 219, 247
Schiller, Friedrich 15, 18, 21, 26, 39, 75–112, 113–116, 127, 130, 140, 145, 154, 168, 183, 199, 214, 232, 237, 255, 257, 258, 261, 263
Schilling, Johann Georg 152
Schlegel, August Wilhelm 197 f., 201, 211 f., 213, 241, 247, 252
Schlegel, Friedrich 199–203, 206–214, 218, 223, 226 f., 241, 261
Schleiermacher, Friedrich Daniel Ernst 208 f.
Schlenkert, Friedrich Christian 149–151, 183
Schlözer, August Ludwig 42, 54, 55, 57, 70, 78, 81, 230, 241
Schlosser, Friedrich Christoph 216, 218, 219, 247, 255
Schmid, Christian Heinrich 113, 139, 142
Schmidt, Julian 218 f.
Schnabel, Johann Gottfried 144
Scholem, Gershom 27
Schütz, Wilhelm von 172
Schulze, Johannes 216
Scott, Walter 15, 130–133, 137–139, 145, 153, 154, 157, 159–161, 166, 168, 171, 178, 193–196
Semler, Johann Salomo 54
Sleidan, Johannes 216
Sokrates 125
Spieß, Christian Heinrich 151, 167
Spittler, Ludwig Timotheus 74, 111, 146
Stifter, Adalbert 132
Strada, Famian 109
Sulzer, Johann Georg 117, 159
Sybel, Heinrich von 220
Tacitus, Publius Cornelius 42, 46, 64, 101, 110, 214, 251
Thou [Thuanus], Jacques Auguste de 109
Thukydides 42, 44, 46, 101, 143, 214, 251
Tieck, Ludwig 157, 160, 172, 175–177, 194, 195
Treitschke, Heinrich von 16, 217
Trivulzio, Gian Giacomo 233
Troeltsch, Ernst 16, 192
Tocqueville, Alexis de 29
Varnhagen von Ense, Karl August 217
Viglius ab Aytta [Wigle van Zwichem] 93
Voltaire 55 f., 109
Wachler, Ludwig 199
Wackenroder, Wilhelm Heinrich 157
Wächter, Leonhard 150–152, 162, 163
Watson, Robert 109
Weber, Max 258
Wehler, Hans-Ulrich 12, 23 f., 25, 26, 260
Weißegger, Johann Maria 61 f.
Westermann, Nikolaus 216, 252
Wezel, Johann Carl 33, 40, 69
White, Hayden 28–31, 44
Wieland, Christoph Martin 15, 21, 86, 90 f., 113, 117–120, 123–128, 131, 132, 137, 142 f., 144, 145, 147, 148, 152, 154, 156, 162, 167, 194, 258
Wiesmüller, Wolfgang 140 f.
Wilhelm von Oranien, Statthalter der Niederlande 89, 90, 92, 93, 94, 95, 96
Winckelmann, Johann Joachim 42, 73, 74
Wolf, Friedrich August 18
Wolff, Christian Freiherr von 63, 78, 204, 263
Woltmann, Karl Ludwig von 111, 130
Xenophon 137, 142, 143
Ximénes de Cisneros, Francisco 235
Zenge, Wilhelmine von 182
Zjemi s. Djem

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

II. Begriffe

Abhandlung 18, 20, 24, 34, 46 f., 56, 88, 97, 100, 103, 107, 212, 214, 218, 224, 234, 239–242, 258, 265
Adel 65, 87, 89, 93–95, 100, 105, 110, 143 f., 147, 148, 181, 182, 190
aisthesis 260–263
Akteure s. Figuren
Argumentation s. Abhandlung, Untersuchung
Ästhetisierung der Historie 13, 70, 257, 264
Ambivalenz 23, 26, 46, 87, 99, 103, 104, 108, 197, 225, 232, 237, 238, 242, 263
Anachronismus 175, 177, 179 f., 187, 194, 196, 228
Anfang 22, 25, 27, 68
Annalen 46 f., 185, 186, 188, 212, 216, 247, 251, 253
Anschauung 21, 24–26, 38–40, 47, 52, 58 f., 61–63, 68, 69, 72, 73, 83, 84, 107, 108, 110, 172, 193, 196, 197, 203, 207, 209–214, 224, 227, 230, 237–239, 243, 249–251, 254, 256, 258, 259, 263, 264 (s.a. Vergegenwärtigung)
Antike 14, 15, 34, 38, 40, 42–51, 53, 68, 69, 83, 87, 110, 113, 144, 146, 150, 200, 211, 212, 214, 251, 258
Antikenroman 141–145, 146, 149, 151–156, 158, 167, 170
Antiquarianismus 14, 53 f., 56, 129, 144 f., 147, 151, 156, 158, 160, 165, 168, 213
Aufklärung 14–18, 20, 33–42, 44, 51, 53–74, 77 f., 80, 85, 94, 101, 103, 110, 111, 114, 129, 130, 143, 146, 148, 162, 164, 166, 168, 169, 170, 191, 193, 199, 201, 212, 241, 251, 253, 255
Aufklärungshistorie 16, 17, 41
Augenzeuge 22, 33 f., 39, 40, 45–48, 58–60, 66, 78, 83, 85, 101, 110, 133, 214, 216, 249–254
Ausstellungen s. Gedenken, Medien
Autonomie der Geschichtswissenschaft s. Wissenschaftstheorie
Autonomie von literarischen Texten s. Fiktionalität, Kunst
Autopsie s. Augenzeuge
Autoreferenz 120, 122–127, 132, 133, 135–138, 141, 167 f.
Barock 53, 121, 137, 142, 147, 154, 156, 159
Bedeutung 202, 203, 206, 209, 212, 213, 246, 256, 260–262, 264
Beglaubigung 113–119, 145, 151–153, 156, 160, 167, 168, 172 f., 176–178, 185 f., 195, 234
Beispielhaftigkeit 97 f., 105, 106, 111, 143, 157 f., 191, 193, 220
Belehrung 13, 15, 18, 33, 64, 80 f., 106, 137, 158, 167, 168, 170, 191, 240 f., 252, 265
Belletristik 11, 75, 90, 113, 135, 169
Bericht 22, 88, 100, 103, 185, 186, 234, 238
Beschreibung 37, 38, 88, 103, 160, 234
Betrachtung s. Abhandlung
Bibel 50, 53, 56, 60, 150, 173–175, 180, 182, 204, 207, 209, 210
Bild s. Anschauung, Geschichtsbilder, populäre, Tableau
Bildersturm 87, 89–92, 95, 96
Bildung 51 f., 57, 61, 67, 70, 123, 142–144, 153, 201, 209, 213, 222
Biographie 11, 210
Buchmarkt 20, 66, 75, 90, 113, 183
Bürgerkrieg 87, 89, 96, 232
Charakter s. Figuren
Chronik (als zeitliche Ordnung von Begebenheiten: *story*) 22, 27, 31, 61, 87, 225, 226, 264
Chronik (als historiographische Textsorte) s. Annalen
Darbietungsform 21 f., 88, 100, 102, 108 (s. a. Abhandlung, Bericht, Darstellung, szenische, Redeform, Reflexion, Sentenz)
Darstellung, erzählerische 15, 18, 21 f., 23, 26–28, 46, 60, 64, 66, 199, 210–216, 218–220, 223, 233, 234, 237, 242, 248, 249, 251, 254, 256, 265
Darstellung, szenische 38, 84, 88, 100, 102, 103, 107, 152, 189, 238, 239, 249, 252, 259 (s.a. Drama)
Darstellungstheorie 20, 21, 35–39, 42–46, 57–63, 66–70, 78–80, 83, 106, 114 f., 169, 200, 210–215, 218, 222, 223, 241, 252
Dehnung 22, 37, 102
Deixis 107, 239 (s.a. Augenzeugen)
Denkmäler s. Gedenken, Medien
Dialog 88, 102, 139, 152, 156, 168
Dichtung 15, 39, 43, 80, 82, 84, 107, 108, 110, 115, 118–132, 137–140, 150, 154,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

160–162, 163, 176, 183 f., 193, 194, 199, 200, 202 f., 207–211, 214, 219, 226, 237, 245, 257–259, 264, 265
Didaktik s. Belehrung
doxa s. Augenzeugen, Empirie, Wahrscheinlichkeit
Drama 22, 34, 75, 80, 91, 102 f., 105, 106, 108, 113, 114, 120, 123–125, 128, 139, 140, 148, 149, 181, 183
Dynastien 225, 231–233, 235–237, 244, 248–251
Eigenname 121, 125, 137, 151, 172–178, 181, 184, 186, 188, 191, 194, 227, 233, 234, 257
Einbildungskraft 26, 39, 60, 73, 76–86, 91, 97, 107, 108, 110, 114, 117, 118, 133, 136, 167, 189, 196, 197, 214, 238, 256, 259, 261
Einheit 25, 36, 37, 68–74, 86, 94, 97, 111, 176, 199, 202, 214, 218–221, 227, 228, 231, 248, 250, 251, 255, 256, 264 (s.a. Fabel, Gegenstandskonstitution)
Emblem 234, 240, 247
Emotionalisierung 46, 99, 100, 103, 115 f., 124, 143, 178, 183, 196, 237–239, 246 f., 256, 257, 263 (s.a. Ambivalenz)
Empfindsamkeit 153, 155
Empirie 35, 45, 48, 49, 53, 58, 73, 84, 108, 114, 133, 203, 212–214, 227, 243, 248
Ende 22, 25, 27, 68
Enzyklopädie s. Handbuch
Ereignisgeschichte 23, 223
Erfindung s. Fiktion
Erinnerung, gesellschaftliche s. Gedenken
Erkenntnis, begriffliche 21, 24, 26, 30, 105, 108, 158 f., 160, 164, 193, 201 f., 209, 210, 212–214, 224, 225, 233, 234, 240, 248, 257, 258, 262, 264, 265
Erkenntnis, sinnliche 19, 21, 39, 58–60, 78, 79, 82, 83, 108, 160, 193, 238, 240, 249, 258, 259, 261–265
Erkenntnistheorie 15, 21, 58, 70–74, 77–84, 107, 164, 201–203, 209, 214, 253
Erklären s. Notwendigkeit, Wissenschaftstheorie
Erörterung s. Abhandlung
Erzählen 21 f., 25–30, 37, 38, 46, 59, 84 f., 110, 113, 263
Erzählinstanz 21 f., 25, 88, 95, 98–105, 107, 108, 119, 152, 156, 175, 184–186, 188, 189, 191, 234, 239–245, 249, 258–260, 263
Erzählperspektive 22, 152, 225, 234, 239, 257, 265
Erzählphasen 22, 88–95, 225, 229–231, 233, 240, 244, 248, 250
Evidenz s. Anschauung
Fabel (als Erzähleinheit: *plot*) 22, 25–27, 29, 31, 68–70, 73, 92, 96–98, 107, 124, 153, 199, 248, 254, 264, 265
Fabel (als Lügengeschichte: *fable convenue*) 49, 52, 53, 56
Fakten s. Tatsachen
Figuren 22, 26, 87, 92–97, 100, 102, 104–108, 115–117, 124, 125, 129, 143, 149, 151, 153, 155 f., 177–182, 226, 228–234, 239, 240, 243, 246, 248, 249, 251, 257 (s.a. Porträt)
Fiktion 11, 22, 25, 107, 114, 116, 118–125, 128, 129, 140, 153, 154, 166–170, 183, 188, 189, 193–195, 258, 261 (s.a. Dichtung)
Fiktionalisierung der Historie 13, 24 f., 29, 260
Fiktionalität 18, 30, 31, 107–109, 122, 124–128, 133, 135, 136, 145, 151, 167, 168, 176, 183, 188, 189, 196, 200, 257, 259, 260, 264 (s.a. Dichtung)
Form s. Gestalt
Forschung 13, 15, 17, 26, 73, 82, 166, 201–203, 208, 213–215, 217, 220, 225, 249, 254, 255, 258–262 (s.a. Geschichtserkundung, Geschichtswissenschaft)
Fortschritt s. Teleologie
Fragment 84, 85 f., 145, 159, 200, 206, 250, 255, 265 (s.a. Antiquarianismus, Romantik)
Freiheit 72 f., 77, 87, 98 f., 101, 104, 121, 124, 126, 128, 146 f., 149, 162, 164, 167, 202–207, 209, 242, 246
Ganzheit s. Einheit
Gattungen s. Textsorten
Gebrauchsliteratur, historiographische 11, 15, 18, 20, 31, 35, 40–42, 55, 60, 62, 63, 68, 76, 81, 106, 109, 111, 199, 254, 257 (s.a. Abhandlung, Handbuch, Strukturanalyse, Untersuchung)
Gedenken 12 f., 14, 46, 181, 183, 265
Gegenstandskonstitution 22, 25–27, 29, 30, 46, 72, 86, 96 f., 221, 263, 264
Gelehrte 33–35, 39–41, 54–57, 60, 62–67, 74, 75 f., 78, 81, 99, 106, 109, 145, 147, 153, 214, 215, 217, 218, 220, 251 (s.a. Be-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

lehrung, Geschichtserkundung, Universitäten)
Genie 38 f., 60, 78, 92, 148, 201
Genre s. Makrogenre, Mikrogenre, Textsorten
Gericht 22, 43 f., 46
Gerippe 34, 79, 72, 84, 85 (s.a. Chronik, Tatsachen)
Geschichtsbezug s. Beglaubigung, Referenz
Geschichtsbilder, populäre 12, 15, 24, 136, 144, 150, 176, 180, 181, 183, 190, 195, 196
Geschichtsdebatten s. Gedenken
Geschichtsdenken 15–17, 25, 44, 82, 138, 141, 152, 153, 158, 163 f., 168, 181, 191, 192, 203, 206–208, 222, 255, 259, 260, 261, 264
Geschichtsdeutung s. Abhandlung, Geschichtsphilosophie
Geschichtsdichtung s. Dichtung, Geschichtsroman
Geschichtserkundung 14, 34, 35, 40, 45, 47–49, 53–55, 57, 63, 64, 133
Geschichtserzählung s. Darstellung, erzählerische, Geschichtsschreibung, Geschichtsroman
Geschichtskultur s. Gedenken
Geschichtsphilosophie 18, 25, 50, 51, 55–57, 70–74, 106 f., 131, 158–160, 164, 165, 191, 193, 200, 204, 217, 218
Geschichtsroman 11, 15, 19 f., 21, 31, 48 f., 84, 85, 106, 107, 109, 113–171, 184, 193–197, 200 (s.a. Roman, historischer)
Geschichtsschreibung 11, 14, 15, 18, 19, 21, 26, 27, 30 f., 33 f., 38–52, 55, 56, 59, 62–64, 66–85, 90 f., 96, 97, 100–102, 105, 106, 109–112, 115, 116, 119, 121, 123, 128–130, 143, 154, 158, 160, 168, 169, 171, 185, 188, 189, 196 f., 199–201, 209–215, 220, 222, 223, 237, 248–265
Geschichtstheorie s. Darstellungstheorie, Geschichtsdenken, Wissenschaftstheorie
Geschichtswissenschaft 12–17, 22, 23, 27, 31, 41, 48, 53, 56, 57, 62, 70, 75 f., 83, 106, 107, 109, 117, 118, 121, 123, 130, 132, 134, 160, 161, 168, 170, 194, 200, 201, 211–213, 216–218, 220, 226, 234, 253–256, 265 (s.a. Forschung, Wissenschaftstheorie)
Geschlossenheit s. Einheit
Geschwister 93, 115, 225, 235
Gestalt 34, 49, 77, 79, 81–85, 201 (s.a. Fabel)
Glaubwürdigkeit s. Beglaubigung
Gott 56, 61, 70, 71, 104, 164, 165, 173, 202, 204, 207–210, 242–247, 251
Handbuch 18, 19, 38, 43, 54 f., 106, 129, 144
Heilsgeschichte 50, 54 f., 162, 207 f.
Held, mittlerer s. Figuren
historia perpetua 42, 45, 50 f., 55, 61, 62, 85, 101, 110, 111, 216, 252, 253
Historiographiegeschichte 16–18, 41, 111, 253
Historisierung 16, 20, 67, 170, 192, 227
Historismus 16–20, 23, 25, 27–29, 81–83, 101, 111, 112, 138, 164, 165, 168, 170, 197, 254, 260, 261
Humanismus 34, 40, 47–50, 52, 53, 83, 101, 109, 144, 146, 216, 247, 251, 258
Hypothese s. Möglichkeit
Ideal 142–145, 147, 149, 150, 156, 158–160, 167, 168, 192, 206, 213, 226
Idealisierung 228, 243, 249, 251
Idealismus s. Romantik, Transzendentalphilosophie
Idee 71–74, 82, 83, 91, 164, 165, 192, 199, 202, 204–207, 209, 211–214, 218, 219, 221, 224, 227, 233 f., 240, 242, 248, 249, 251, 256, 262
Individualität 71, 72, 81, 83, 97, 160, 202, 230, 235, 250, 263
Integration, erzählerische 20, 22, 23, 36 f., 45 f., 59, 80, 85, 91, 134, 225 (s.a. Einheit)
Interesse, analytisches s. Untersuchung, Strukturanalyse; didaktisches s. Belehrung, Überblicksdarstellung; enzyklopädisches s. Handbuch; evasorisches s. Belletristik, Unterhaltungsliteratur; moralisches s. Moral; politisches s. Politik; wissenschaftliches s. Geschichtswissenschaft
Ironie 119, 126, 148, 151, 152, 159, 167, 226, 258
Jesuiten 33, 50
Jurisprudenz 16, 67, 165, 171, 178–180, 182, 184, 194, 205, 232
Kanon 42 f., 50, 51, 55, 62 f., 66, 85, 109, 156, 252
Kausalität 24, 36, 37, 43, 52, 57, 70, 80, 81, 85, 129, 201–203, 208, 243
Kompilation 43, 45–47, 185

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Komplexität s. Reichhaltigkeit
Konfession 47–49, 94, 96, 100 (s.a. Religion)
Konstitutionslogik 19, 30, 31, 221, 265 (s.a. Gegenstandskonstitution)
Konstruktion, s. Erkenntnis
Kostüm s. Lokalkolorit
Kritik 34, 35, 48, 53–55, 66, 73, 77, 106, 110, 153, 185, 197, 200–204, 208, 209, 211, 212–217, 220–222, 252–255, 258, 262, 265 (s.a. Geschichtserkundung, Forschung)
Künstlerroman 141, 156–160, 167, 194
Kunst 34, 53, 61, 67, 109, 127, 130, 132, 133, 136, 162, 167, 168, 170, 199–202, 211–213, 247, 255, 256, 260, 261 (s.a. Dichtung)
Landesgeschichte 42, 73 f., 146
Leben 24, 36, 163 f., 202, 203, 209, 212, 230, 252, 255, 259, 263
Leerstelle s. Unbestimmtheit
Lehrbücher s. Belehrung
Legitimität 86 f., 96 f., 103, 217, 232, 233, 246, 250
Literarisierung der Historie 68, 109, 110–112, 197, 199–201, 255, 256
Literatur, schöne s. Dichtung
Literaturgeschichte s. Literaturwissenschaft
Literaturtheorie 15, 20, 21, 38, 107, 108 f., 114–141, 158 f., 161–170, 171, 175 f., 193–197, 199 f., 264
Literaturwissenschaft 23, 131–141, 147 f., 166, 199–201, 211
Lokalfarbe 73, 97, 159, 160, 194
Makrogenre 137, 138 (s.a. Textsorten)
Material s. Tatsachen
Masse s. Volksmenge
Medien 12 f., 15, 45, 66, 90, 183
Methode 37, 48, 49, 53, 58, 60, 70, 77, 108, 217, 254, 255, 258, 260
Mikrogenre 137–141, 167, 168
Mimesis s. Referenz
Mittelalter 14, 43, 45, 47, 48, 132, 133, 146–152, 154–156, 158, 159, 165, 179, 218, 223, 241, 247, 251 (s.a. Ritterroman)
Moderne 14, 83, 159, 197, 211, 247, 255, 258, 259, 262, 263, 265
Möglichkeit 35, 52, 73, 84, 108, 117–120, 128, 143, 164, 167, 176, 195, 201–204, 212, 213, 243, 258, 259 (s.a. Idee, Spekulation, Wahrscheinlichkeit)
Moral 13, 14, 19, 24, 101, 103–105, 110, 114, 142, 144, 154, 155, 168, 191, 193, 200, 202–207, 209, 212, 214, 242, 256, 260, 263
Mündlichkeit 45, 101, 137, 150, 152, 165 (s.a. Sage)
Museen s. Gedenken, Medien
Mutmaßung s. Möglichkeit
Nachahmung s. Referenz
Nachwelt s. Unvergänglichkeit
Nation 64, 68, 70, 71, 87, 89, 94, 98, 100, 111, 113, 154, 203, 211, 214, 218, 228, 229, 251
Nazarener 219, 247 f.
Notwendigkeit 52, 53, 57, 58, 79, 80, 84, 85, 91, 97, 107, 108, 120, 167, 176, 195, 202, 206, 207, 213, 226, 249
Nützlichkeit s. Belehrung, Moral
Objektivität 25, 45, 52, 60, 99, 103–106, 108, 110, 209, 259
Öffentlichkeit 12 f., 46, 49, 65–67, 81, 100, 109, 111, 112, 162, 165, 168, 192, 193
Parteilichkeit s. Objektivität
Peripetie s. Umschwung
Pflichten, kommunikative 23, 107, 124, 170, 187, 260, 265
Philosophie 16, 23, 27, 34, 43 57, 61, 68, 80, 81, 84, 142, 168, 193, 199, 200, 202, 203, 205–207, 209–214, 219, 226 (s.a. Erkenntnistheorie, Wissenschaftstheorie)
Plan s. Fabel
Poetik s. Literaturtheorie
Politik 12 f., 14, 19, 26, 46, 49, 52, 55, 60, 74, 101, 103, 111, 123, 142, 144, 145, 154, 190–193, 213, 217, 229, 235, 237, 250, 260, 263
Porträt 88, 92 f., 95, 103, 181, 217, 234, 237, 240, 242
Postmoderne 28–30, 44, 200
pragmatisch (in der Aufklärung) 35–38, 41, 57, 62, 68, 81, 114–116, 118, 120, 121, 127, 129, 130, 143–145, 153, 164, 169 (s.a. Kausalität)
Produktion von Texten 19, 38, 81, 82, 108, 135, 263
Produktivität s. Erkenntnis
Problemstellung 26, 27, 37, 70, 72, 99, 213, 250, 260, 265
Protokoll 44, 46, 47, 50, 51, 63, 72, 78, 83, 110, 251
Psychologie 114–116, 120, 121, 124, 129,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

130, 142–145, 153, 160, 167, 169, 195 (s.a. Porträt, pragmatisch)
Publikum 24, 68, 99 f., 102, 106, 107, 111, 145, 152, 154, 172, 176, 177, 181, 183, 196, 213 (s.a. Öffentlichkeit)
Pyrrhonismus 44, 48–53, 56, 57, 60, 78, 101, 110, 129 f., 201
Quellen 22, 83, 91, 99, 101, 109, 111, 118, 121, 143, 152, 156, 171 f., 184–187, 190, 197, 202, 213, 216, 219–222, 239, 247, 251, 252, 254, 255, 257–260, 262
Rache s. Selbsthilfe
Räsonnement s. Abhandlung
Raffung 22, 37, 87 f., 102, 224–226, 238, 249
Rationalismus 48–51, 53, 57, 78, 142, 146, 153, 155, 156, 160, 192
Realismus-Debatte 24
Rebellion 86, 89–97, 105, 181, 182, 190, 191
Recht s. Jurisprudenz
Rede, erlebte 107, 239 f., 257
Rede, indirekte 185, 239
Reden 88, 100–102, 109, 110, 258
Redeformen 22, 238 (s.a. Dialog, Rede, erlebte, Reden)
Referenz 19, 22, 26, 29, 30, 39, 50, 70, 107, 108, 114, 118–123, 125–128, 131, 133, 135–137, 140, 141, 145, 149–153, 156–159, 167, 168, 170, 171–177, 180, 184–186, 188, 249, 257–260, 264 (s.a. Protokoll, Spiegel)
Reflexion 87, 88, 103, 106, 109, 111, 211 f., 239, 242, 247, 254, 259
Regel 58–60, 85, 97, 122, 202, 230, 242 (s.a. Methode)
Reichhaltigkeit 23, 103, 108, 219, 262, 265
Reichsgeschichte 68–70, 73 f.
Religion 89, 92, 94, 96, 103, 104, 144, 162, 164, 165, 173, 189, 192, 193, 205, 208, 209, 232, 235, 245, 249, 251 (s.a. Konfession)
res factae s. Referenz, Tatsachen
res fictae s. Fiktion, Fiktionalität
Revolte s. Rebellion
Revolution, Französische 16, 86, 96, 179, 190–193, 205, 217
Revolutionskriege 15, 16, 190
Rezeption von Texten 19, 106, 135, 180, 188, 215–219, 222, 254
Rhetorik 29, 31, 39, 40, 42–44, 49, 100–102, 105, 106, 109, 110, 114, 116, 126, 167, 176, 177, 181, 187, 195, 196, 199, 214, 241
Richtigkeit, historische 22, 70, 85, 97, 106, 108, 109, 113–115, 120, 121, 123, 124, 126, 132, 133, 135, 137, 138, 162, 163, 167, 170, 173–177, 194–196, 217, 259, 260 (s.a. Beglaubigung, Tatsachen)
Ritterroman 139, 141, 145–156, 158, 160, 162, 167, 170, 181–183, 187, 190, 196
Roman, historischer 120, 123, 126–128, 131–135, 160, 161, 166, 170, 195, 196 (s.a. Geschichtsroman)
romanhaft 117, 119, 132, 193
Romantik 15, 18, 138, 153–168, 170, 194, 199–215, 219, 222, 241, 245–247, 251, 253, 263
Rückwendung 88, 230, 232
Rührung s. Emotionalisierung
Sage 137, 147, 148, 150–152, 156, 161–163, 165, 166, 168, 172, 181, 190, 193, 196, 237 (s.a. Mündlichkeit)
Schein 102 f., 107, 124–126, 136, 145, 167, 171, 172, 176, 177, 184, 188 f., 191 f., 194, 195, 197, 255, 256
Schicksal s. Vorsehung
Schriftlichkeit 45, 47, 63, 100
Selbsthilfe 178–182, 190, 191, 193
Selbsttätigkeit s. Erkenntnis, Freiheit
Sentenz 88, 103
Sinn s. Bedeutung
Sozialwissenschaft, historische 13, 23 f., 28
Spekulation 77, 203, 204, 207, 213–215
Spezialgeschichten 25, 210
Spiegel 34, 49, 50, 59, 61, 144, 208
Staatenhistorie s. Völkergeschichte
Staatsmänner s. Weltleute
Staatsräson 92, 103, 104, 178, 179
Status von Texten 11, 84, 106, 109, 110, 111, 125, 136, 187, 241, 254, 258, 259
Stil 22, 69, 74, 76, 106, 218, 219
Stoff s. Gerippe, Tatsachen
Strukturanalyse 13, 18, 19, 23 f., 28, 41, 261, 265
Sturm und Drang 74, 139, 148, 149, 155–157, 190
Synkretismus 175, 177, 187, 194, 196, 228
Synthese 18, 35, 70, 73, 78, 84, 108, 153, 156, 160, 212, 213, 255, 259 (s.a. Integration)
System 36, 37, 55, 62, 70, 78, 81, 204

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Tableau 88, 94, 102
Tatsachen 27, 30, 35–37, 39, 44, 49 f., 52–57, 61, 70, 77–79, 82, 84, 85, 106–108, 115, 116, 120–122, 124, 125, 128–130, 133, 143, 144, 152, 153, 161–164, 166, 167, 169, 170, 201, 202, 212, 226, 241, 243, 248 255–257 (s.a. Beglaubigung, Richtigkeit, historische)
Teleologie 71, 81, 95, 105 f., 131, 206, 212
Tendenzen s. Ideen
Tendenzhistorie s. Objektivität
Textsorten 11, 18, 20, 27, 43, 47, 120, 123, 126, 131, 133–138, 197, 210, 258
Traktat s. Abhandlung
Transzendentalphilosophie 20, 26, 30, 56, 70–74, 159, 164, 202, 203, 213, 215, 227, 243, 247–249, 251, 253, 254, 256, 259
Treue s. Richtigkeit, historische
Überblicksdarstellung 11, 19, 25, 38, 42, 68, 81
Überlieferung s. Unvergänglichkeit
Überreste 33, 47, 54 60, 66, 110, 150, 165, 181, 222, 253 (s.a. Quellen)
Umschwung 27, 68, 92, 95
Unbestimmtheit 188, 189, 194, 196, 223–227, 259
Universalgeschichte s. Weltgeschichte
Universität 15, 16, 20, 43, 47, 57, 64–66, 68, 75 f., 86, 213, 217
Unmittelbarkeit s. Anschauung, Darstellung, szenische, Vergegenwärtigung
Unterhaltungsliteratur 15, 113, 127, 132, 133, 135–137, 145, 151, 167, 168, 170
Untersuchung 11, 18, 19, 33, 34, 210, 214, 215, 254, 265
Unvergänglichkeit 34, 43–45, 53, 60, 66, 88, 111, 212, 254, 263
Ursache s. Kausalität
Vergegenwärtigung 15, 38–40, 46, 47, 66, 69, 70, 81, 85, 88, 102, 110, 131, 133, 152, 196, 214, 224, 239 (s.a. Anschauung, Darstellung, szenische, Drama)
Verknüpfung, narrative s. Integration
Vernunft 77, 81, 83, 84, 146, 192, 204–207, 212, 213, 237, 243, 256
Verstand 77, 78, 80–82, 207, 208, 212, 237, 263
Verschwörung s. Rebellion
Verwissenschaftlichung 13, 111, 255, 256
Verzeitlichung s. Historisierung
Völkergeschichte 19, 36, 54–56, 70, 71, 142, 211, 217, 229–231, 250
Volksmenge 88, 89, 94–96, 100, 104, 110, 231
volonté générale 87
Vorausdeutung 90
Vorsehung 95, 208 f., 243 (s.a. Gott, Teleologie)
Wahrheitsanspruch, s. Pflichten, pragmatische, Richtigkeit, historische
Wahrscheinlichkeit 45, 51–53, 58, 129 f., 176, 264
Weltleute 33, 34, 40, 42, 64, 66, 67, 110, 111
Weltgeschichte 35–38, 42, 43, 54 f., 60–62, 66, 68–72, 81, 210, 211, 221, 223, 230, 243, 244, 250
Wertung s. Objektivität
Wirklichkeitsbezug s. Referenz
Wirkung s. Kausalität
Wissenschaftstheorie 15–18, 26–29, 44, 48 f., 51–53, 57–61, 201–203, 255 f., 260
Zeit, erzählte s. Anfang, Dehnung, Ende, Fabel, Raffung
Zeitschriften s. Medien
Zeitgeschichte 34, 45, 49, 60, 63, 85, 101, 216
Zeugenaussage s. Augenzeuge
Zufall 202, 226, 243, 246, 264
Zweischichtenroman 132, 153 f., 156, 165, 168, 178, 193

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

FRANKFURTER HISTORISCHE ABHANDLUNGEN

Herausgegeben von

Johannes Fried, Lothar Gall, Notker Hammerstein, Heribert Müller, Ulrich Muhlack, Werner Plumpe, Marie-Luise Recker, Luise Schorn-Schütte

---

1. **Marianne Schütze-Pflugk: Herrscher- und Märtyrerauffassung bei Hrotsvit von Gandersheim.** 1972. VIII, 129 S., kt. ISBN 3-515-00574-9
2. **Uta Krüger-Löwenstein: Rußland, Frankreich und das Reich 1801–1803.** Zur Vorgeschichte der dritten Koalition. 1972. XII, 150 S., 6 Taf., kt. 0575-7
3. **Peter Domann: Sozialdemokratie und Kaisertum unter Wilhelm II.** Die Auseinandersetzung der Partei mit dem monarchischen System, seinen gesellschafts- und verfassungspolitischen Voraussetzungen. 1974. VIII, 244 S., kt. 1787-9
4. **Johannes Kunisch: Der kleine Krieg.** Studien zum Heerwesen des Absolutismus. 1973. X, 101 S., kt. 0576-5
5. **Walther Lammers,** Hrsg.: **Geschichte und Verfassungsgefüge.** Frankfurter Festgabe für **Walter Schlesinger**. 1973. VIII, 265 S. mit 2 Tafeln u. 6 Abb., kt. 0577-3
6. **Elsbet Orth: Die Fehden der Reichsstadt Frankfurt am Main im Spätmittelalter.** Fehderecht u. Fehdepraxis im 14. u. 15. Jahrhundert. 1973. X, 209 S., 5 Faltktn., kt. 0578-1
7. **Joachim Ehlers: Hugo von St. Viktor.** Studien zum Geschichtsdenken und zur Geschichtsschreibung des 12. Jahrhunderts. 1973. X, 246 S. m. 2 Abb., 1 Taf., kt. 1201-X
8. **Paul Kluke: Außenpolitik und Zeitgeschichte.** Ausgewählte Aufsätze zur englischen und deutschen Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts. Hrsg. v. **Hellmut Seier** u. **Dieter Rebentisch.** 1974. VIII, 273 S., kt. 1826-3
9. **Lothar Dralle: Der Staat des Deutschen Ordens in Preußen nach dem II. Thorner Frieden.** Untersuchungen zur ökonomischen und ständepolitischen Geschichte Altpreußens zwischen 1466 und 1497. 1975. X, 200 S., kt. 1863-8
10. **Dieter Rebentisch: Ludwig Landmann.** Frankfurter Oberbürgermeister der Weimarer Republik. 1975. X, 321 S., 6 Abb., davon 4 auf Taf., kt. 1993-6
11. **Peter Wende: Radikalismus im Vormärz.** (vergriffen) 1994-4
12. **Hans-Michael Möller: Das Regiment der Landsknechte.** Untersuchungen zu Verfassung, Recht und Selbstverständnis in deutschen Söldnerheeren des 16. Jhs. 1976. X, 288 S., 8 Abb., kt. 1995-2
13. **Günter Barudio: Absolutismus – Zerstörung der „libertären Verfassung".** Studien zur „Karolinischen Eingewalt" in Schweden zwischen 1680 und 1693. 1976. XII, 248 S., kt. 2362-3
14. **Ernst Ritter: Das Deutsche Ausland-Institut in Stuttgart 1917–1945.** Ein Beispiel deutscher Volkstumsarbeit zwischen den Weltkriegen. 1976. VIII, 163 S., kt. 2361-5
15. **Frank Göttmann: Handwerk und Bündnispolitik.** Die Handwerkerbünde am Mittelrhein vom 14. bis zum 17. Jh. 1977. X, 307 S., 3 Ktn., kt. 2596-0
16. **Gerd R. Ueberschär: Hitler und Finnland 1939–1941.** Die deutsch-finnischen Beziehungen während des Hitler-Stalin-Paktes. 1978. XII, 372 S., 7 Abb., 4 Ktn., kt. 2806-4
17. **Alexander Fischer / Günter Moltmann / Klaus Schwabe,** Hrsg.: **Rußland – Deutschland – Amerika/Russia – Germany – America.** Festschrift für **Fritz T. Epstein** zum 80. Geburtstag. 1978. XVI, 441 S., Frontisp., 9 Faks., kt. 2822-6
18. **Walter Piroth: Ortsnamenstudien zur angelsächsischen Wanderung.** Ein Vergleich von -ingas, -inga-Namen in England mit ihren Entsprechungen auf dem europäischen Festland. 1979. VIII, 222 S., 37 Ktn., 2 Faltktn., kt. 2788-2
19. **Walther Lammers: Vestigia mediaevalia.** Ausgewählte Aufsätze zur mittelalterlichen Historiographie, Landes- und Kirchengeschichte. 1979. X, 343 S. m. 13 Abb. u. 4 Taf., kt. 2828-5
20. **Fikret Adanır: Die Makedonische Frage.** Ihre Entstehung und Entwicklung bis 1908. 1979. XI,283 S.,1 Kte.,kt. 2914-1

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

21. **Hannes Möhring: Saladin und der Dritte Kreuzzug.** Aiyubidische Strategie und Diplomatie im Vergleich vornehmlich der arabischen mit den lateinischen Quellen. 1980. XI, 250 S., kt. 2895-1
22. **Bernd Schneidmüller: Karolingische Tradition und frühes französisches Königtum.** Untersuchungen zur Herrschaftslegitimation der westfränkisch-französischen Monarchie im 10. Jahrhundert. 1979. IX, 241 S. m. 1 Karte, kt. 3202-9
23. **Irene Kohlstrunk: Logik und Historie in Droysens Geschichtstheorie.** Eine Analyse von Genese und Konstitutionsprinzipien seiner ‚Historik'. 1980. VI, 182 S., kt. 3325-4
24. **Volker Dorsch: Die Handelskammern der Rheinprovinz in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts.** Eine Studie zu Funktion u. Entwicklung wirtschaftl. Interessenvertretungen. 1982. X,199 S., kt. 3540-0
25. **Eckhart Grünewald: Ernst Kantorowicz und Stefan George.** Beiträge zur Biographie des Historikers bis zum Jahre 1938 und zu seinem Jugendwerk „Kaiser Friedrich der Zweite". 1982. X, 189 S. m. 3 Abb., kt. 3669-5
26. **Horst Dickel: Die deutsche Außenpolitik und die Irische Frage 1932 bis 1944.** 1983. X, 254 S., kt. 3896-5
27. **Rainer Koch: Grundlagen bürgerlicher Herrschaft.** Verfassungs- und sozialgeschichtliche Studien z. bürgerlichen Gesellschaft in Frankfurt a. M. (1612–1866). 1983. X, 450 S., 77 Tab., kt. 3858-2
28. **Marie-Lise Weber: Ludwig Bamberger.** Ideologie statt Realpolitik. 1987. 310 S., kt. 4792-1
29. **Dieter Rebentisch: Führerstaat und Verwaltung im Zweiten Weltkrieg.** Verfassungsentwicklung und Verwaltungspolitik 1939–1945. 1989. XIII, 587 S., geb. 5141-4
30. **Johannes Fried: Otto III. und Boleslaw Chrobry.** Das Widmungsbild des Aachener Evangeliars, der „Akt von Gnesen" und das frühe polnische und ungarische Königtum. Eine Bildanalyse und ihre historischen Folgen. 1989. 159 S. u. 11 Taf. m. 29 Abb., kt. 5381-6
31. **Eckhardt Treichel: Der Primat der Bürokratie.** Bürokratischer Staat und bürokratische Elite im Herzogtum Nassau 1806–1866. 1991. XIV, 649 S. m. 5 Abb. u. 74 Tab., geb. 5446-4
32. **Walter Wetzel: Naturwissenschaften und chemische Industrie in Deutschland.** Voraussetzungen und Mechanismen ihres Aufstiegs im 19. Jahrhundert. 1991. 338 S., kt. 5817-6
33. **Andreas Schulz: Herrschaft durch Verwaltung.** Die Rheinbundreformen in Hessen-Darmstadt unter Napoleon (1803-1815). 1991. XI, 302 S., kt. 5925-3
34. **Ulrike Müller-Weil: Absolutismus und Außenpolitik in Preußen.** 1992. IV, 414 S., kt. 5838-9
35. **Gerrit Walther: Niebuhrs Forschung.** 1993. 638 S., geb. 6369-2
36. **Gerhard Schuck: Rheinbundpatriotismus und politische Öffentlichkeit zwischen Aufklärung und Frühliberalismus.** 1994. 337 S., kt. 6430-3
37. **Ursula Wolf: Litteris et Patriae.** Das Janusgesicht der Historie. 1996. 518 S., kt. 6875-9
38. **Andrea Hopp: Jüdisches Bürgertum in Frankfurt am Main im 19. Jahrhundert.** 1997. 331 S., 10 Taf., kt. 6985-2
39. **Robert L. Benson / Johannes Fried** (Hg.)**: Ernst Kantorowicz.** 1997. 296 S., geb. 6959-3
40. **Michael Rothmann: Die Frankfurter Messen im Mittelalter.** 1998. 726 S., geb. 6883-X
41. **Johannes Süßmann: Geschichtsschreibung oder Roman?** Zur Konstitutionslogik von Geschichtserzählungen zwischen Schiller und Ranke. 2000. 300 S., kt. 7589-5

FRANZ STEINER VERLAG STUTTGART

ISSN 0170-3226

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

GHP: 11 CHJ3627

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

P
11
FHA
41

Geschichtsschreibung oder Roman? | Johannes Süßmann

CHJ
3627